

Franz Sapp

Gefangen in Stalingrad

1943 - 1946



Bechtermünz Verlag

In meinem Buch berichte ich vom Leben und Sterben meiner Kameraden, als der lautstarke, sinnlose Krieg für uns alle schon zu Ende war und der Tod nur mehr lautlos zuschlug. Ihre durch die ungeheuren Strapazen und den Verlust jeglicher Hoffnung geschwächten Körper waren zu keinem Widerstand mehr fähig. Sie erloschen meist wie ein glimmender Docht einer abgebrannten Kerze. Sie starben oft still und leise, denn Verhungerte machen keinen Aufstand. Wie wir später erfuhren, gab es damals auch bei den Russen Hunger und Not, weil um Stalingrad alles zerstört war. Es gab keine Eisenbahn, keinen Schiffsverkehr, keine Brücken, nur meterdickes Eis über Don und Wolga, über das die Russen mit ihren Pferdeschlitten fuhren und ihre eigenen Leute notdürftig versorgen konnten. Die gefangenen 90.000 Mann der deutschen 6. Armee waren für sie eine schwere Bürde, waren ganz unerwünschte Esser, die man nun sogar unterbringen und auch noch bewachen mußte. Nur wenige Tausend überlebten diese Zeit und kamen wieder heim, allerdings nicht in die Heimat, wie sie früher war und sie sich voll Sehnsucht erträumt hatten.



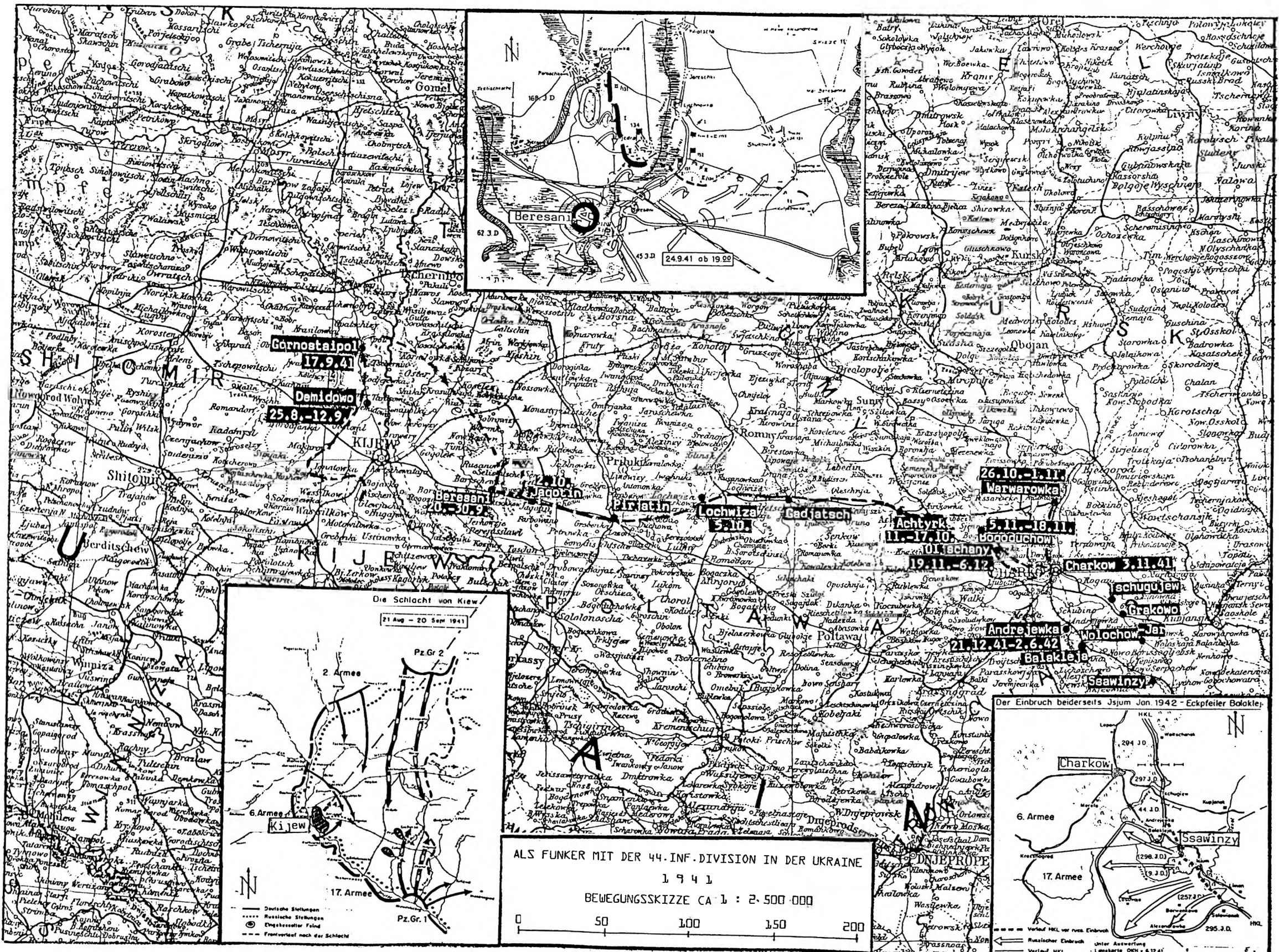
ISBN 3-8289-0298-7



Der Autor Franz Sapp wurde im Dezember 1911 in Linz geboren, ist verheiratet, hat einen Sohn und zwei Enkelkinder. Der Vater war Landesbeamter und Politiker; er starb 1924 mit 42 Jahren und hinterließ seiner Witwe 6 Kinder, 2 – 14 Jahre alt. Ihr gelang es trotz ständigen Geldmangels, unter Mithilfe der bäuerlichen Verwandten, zu denen die Kinder auch im Sommer kamen, das nötige Gefühl der Geborgenheit zu schaffen, so daß sie auch fröhliche Menschen werden konnten. Alle 4 Söhne besuchten das Humanistische Gymnasium Spittelwiese in Linz. Der Autor zeigte besondere Vorliebe für griechische Philosophen, Mathematik, Botanik, Physik, Geschichte und Religion. Matura 1930, dann Angestellter der Hypo-Bank, schrieb sich an der Technischen Hochschule Wien für Maschinenbau ein, dann für Geodäsie. Er war mehrmals Werkstudent bei der OÖ. Landesregierung, kam gleich nach Hitlers Einmarsch in deren Dienst als Vertragsbediensteter und wurde mit »äußerst dringender« Arbeit überhäuft. Von seiner nazifeindlichen Tätigkeit im Hochschulbereich wußte man nichts; er verschwieg sie aber nicht. Bald wurde er zur Projektierung, Trassierung und Leitung von immer größer werdenden Straßenbauten eingesetzt, lehnte aber jede Mitgliedschaft in Naziorganisationen ab und verzichtete lieber auf die angebotene Pragmatisierung, weil er schon viel früher das Buch Hitlers,

Rosenberg und das Parteiprogramm sowie die Bücher des Hitlergegners Heiden und »Der Aufstand der Massen« von José Ortega y Gasset gelesen hatte. Er machte den Angriffskrieg Hitlers in der Sowjetunion als Funker beim Generalstab der 44. Infanterie-Division mit, von Kiew bis Charkow und Stalingrad, und wurde bereits am 31. Januar 1943 als Gefreiter gefangen. Das bedeutete für ihn Gefangenschaft als einfacher Soldat und nicht in einem Offizierslager. Über Einladung der NKWD (Volkskommissariat des Inneren) besuchte er in der Gegend zwischen Moskau und Gorki einen als »Antifaschisten-(ANTIFA)-Kurs« benannten kommunistischen Schulungskurs. Dies ermöglichte ihm, nach dem Katholizismus und Nationalsozialismus auch die von Marx, Lenin und Stalin geschaffene Staatsreligion, den Kommunismus, zu studieren, was sehr riskant war, denn man konnte wegen einer falschen Bemerkung rasch in Sibirien landen.

Nach seiner Heimkehr kam er gleich zur Vermessung des Landes und war 27 Jahre deren Leiter. Dieses Buch schrieb er auf dringenden Wunsch von Kameraden, die verhindern wollten, daß die grausamen Erlebnisse auf beiden Seiten in Vergessenheit geraten. Vielleicht gibt es einige Leser, die daraus lernen und persönliche Konsequenzen ziehen: Nichts ist für den Menschen wichtiger als seine Freiheit und seine Menschlichkeit.



ALS FUNKER MIT DER 44. INF. DIVISION IN DER UKRAINE
 1941
 BEWEGUNGSSKIZZE CA 1 : 2.500 000

Der Einbruch beiderseits Jsum Jan 1942 - Eckpfeiler Balakleje

6. Armee

17. Armee

Charkow

SSawinzy

294 J.D.

297 J.D.

44 J.D.

(298 J.D.)

(299 J.D.)

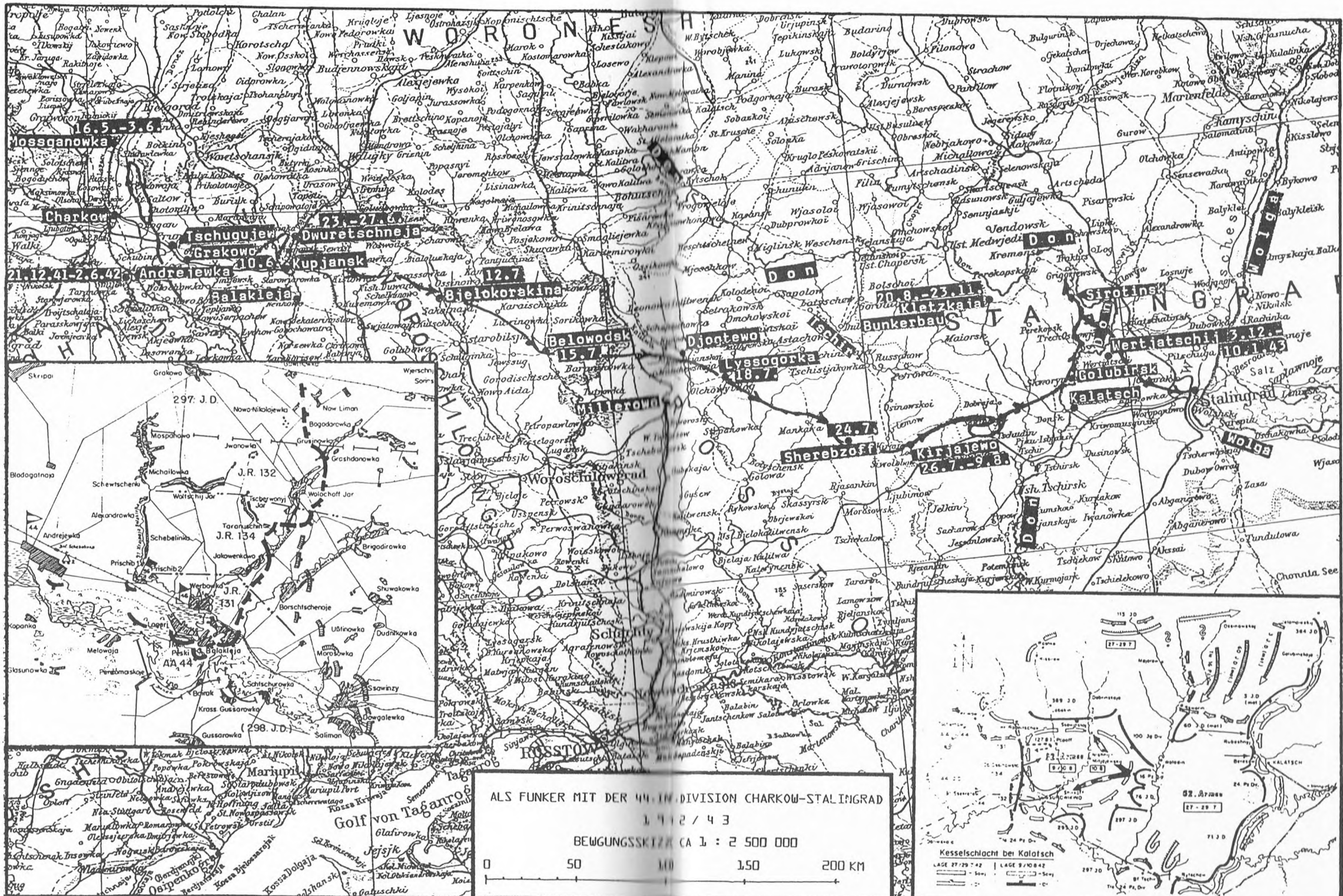
(257 J.D.)

295 J.D.

Verlauf H.K.L. vor russ. Einbruch

Verlauf H.K.L. unter Auswertung

Legende: OCH 6.12.41



ALS FUNKER MIT DER 41. DIVISION CHARKOW-STALINGRAD

1.12/43

BEWEGUNGSSKIZZE (A 1 : 2 500 000

0 50 100 150 200 KM

Kesselschlacht bei Kalatsch

LAGE 27-29.7.42 | LAGE 9/10.8.42

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

— Sonst. — Sonst. — Sonst.

*Für Viktor Frankl gibt es nur zwei Arten von Menschen:
anständige und unanständige!
Wir haben beide in Stalins Russland erlebt.*

Genehmigte Lizenzausgabe für
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1999
© 1992 by Wilhelm Ennsthaler, Steyr

Umschlaggestaltung: Georg Lehmacher, Friedberg

Umschlagmotiv vorne oben und hinten: Februar 1943; die Reste der 6. Armee ziehen
in russische Kriegsgefangenschaft/© Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin

Umschlagmotiv vorne unten: Kapitulation der deutschen Truppen am 31.1. 1943 in
Stalingrad, rumänische und deutsche Kriegsgefangene/© AKG, Berlin

Druck: Wiener Verlag, Himberg

Printed in Austria

ISBN 3-8289-0298-7

Inhalt

Vorwort 7

Die Vorgeschichte der Katastrophe von Stalingrad 9

1943 Die Überlebenden der 6. Armee in der Zerreißprobe 11

31. Jänner 1943, die Russen holen uns in die Gefangenschaft 14

15. Februar 1943, erste Hoffnung auf Besserung 21

Was brachte uns bisher das Leben? 25

Schreckliche Szenen 54

Riskanter Fluchtversuch 67

Im Arbeitslager 108/1 Krassnoarmeisk 75

1944 Das lebensrettende Wunder 99

Stalin lässt unser Lager generell überprüfen 99

Im Verdacht der Spionage 107

Der Neuankömmling aus Graz 135

Im russischen Feldlazarett 160

Das ersehnte «Paradies», das Gefangenenlager 183

Die Ungezieferplage 204

Das Attentat auf Hitler 209

1945 Ein Ende des Krieges wird spürbar 224

Endlich voll arbeitsfähig 224

Die «Kapitulanten, welche merkwürdige Menschen 239

Wanzen und Malaria 253

Die Fahrt zum Antifa Kurs 274

1946 Leben im Propagandalager, Stalin will uns umerziehen 280

Wir lernen Utopia kennen 292

Heimfahrt im Sommer 301

Löste der Krieg Probleme? 313

Kartenübersicht 325

Plan vom Arbeitslager 108/1 Krassnoarmeisk 325

Detaillkarten der Kampfgebiete 326

Stadtplan von Stalingrad 327

Ein graphologisches Gutachten Hitlers 336

Der berüchtigte «Militärakt»,
den Hitler noch 1943 energisch gesucht hatte 338

50 Jahre nach der Katastrophe von Stalingrad 343

Bildteil 361

Vorwort

In meinem Buch berichte ich vom Leben und Sterben meiner Kameraden, als der lautstarke, sinnlose Krieg für uns alle schon zu Ende war und der Tod nur mehr lautlos zuschlug. Ihre durch die ungeheuren Strapazen und den Verlust jeglicher Hoffnung geschwächten Körper waren zu keinem Widerstand mehr fähig. Sie erlöschten meist wie ein glimmender Docht einer abgebrannten Kerze. So lag oft bei meinem Erwachen rechts oder links von mir oder auf beiden Seiten ein Toter. Sie starben meist still und leise, denn Verhungerte machen keinen Aufstand. Wie wir später erfuhren, gab es damals auch bei den Russen Hunger und Not, weil um Stalingrad alles zerstört war. Es gab keine Eisenbahn, keinen Schiffsverkehr, keine Brücken, nur meterdickes Eis über Don und Wolga, über das die Russen mit ihren Pferdeschlitten fuhren und ihre eigenen Leute notdürftig versorgen konnten. Die plötzlich hereingeschneiten über 90.000 Überbleibsel der Deutschen 6. Armee waren für sie eine schwere Bürde, waren ganz unerwünschte Esser, die man nun sogar unterbringen und auch noch bewachen musste. Nur wenige Tausend überlebten diese Zeit und kamen wieder heim, allerdings nicht in die Heimat, wie sie früher war und sie sich voll Sehnsucht erträumt hatten.

Ich will aber nicht nur über meine eigenen Erlebnisse, sondern auch über zwei Kameraden aus Österreich berichten, die nicht wie ich bei der Kapitulation im Zentrum von Stalingrad im grossen Haufen in die Kriegsgefangenschaft gerieten, sondern der eine schwerverwundet im Nahkampf, der andere aber unverwundet bei einem Spähtrupp nächst Stalingrad, beide aber ausserhalb des Kessels. Auch sie erlebten bei einfachen Russen mehr Menschlichkeit als Feindseligkeit und Hass, letzteren meistens nur, wenn diese vor einem Fest aufgeputzt worden waren und unter Alkoholeinfluss oft aggressiv wurden. Dann musste man ihnen aus dem Weg gehen. Der ganze, von einem Narren und seinem verblendeten und habgierigen Anhang begonnene Krieg samt der Katastrophe von Stalingrad war für alle Betroffenen auf beiden Seiten eine grässliche Zerreissprobe, der unzählige Menschen nicht gewachsen waren, denn sie erschütterte ihre innerste Substanz, zerstörte sie psychisch und physisch. Nur wer nie aufgab und auch in den anscheinend hoffnungslosesten Si-

situationen das Leben noch lebenswert fand, ernsthaft versuchte, mit ruhigen Überlegungen und wachem Instinkt das Beste aus der jeweiligen Lage zu machen, hatte, gepaart mit etwas Glück, Chancen zu überleben. Nur wenig Tausend schafften es und kamen wieder heim.

Auszug aus dem Buch «Stalingrad... bis zur letzten Patrone» von Schröter, Seite 185:

Am 17. Oktober 1942 gab die 6. Armee die Zahl der kämpfenden Truppe mit 66.549 an, die Stärken des IV. Armeekorps und des XXXXVIII. Panzerkorps waren darin nicht enthalten. Die Verpflegungsstärke der Armee betrug am gleichen Tag 334.000 Mann.

Bis zum 18. November wurden rund 17.000 Mann als Verwundete ausgeflogen oder mit der Bahn abtransportiert.

Während des russischen Durchbruchs vom 19. bis 21. November gingen 34.000 Mann verloren. Die Auffangziffern der Tschir-Front betragen 39.000 Mann.

Am 25. November betrug die Kesselstärke einschliesslich des XXXXVIII. Panzerkorps und IV. Armee-Korps sowie der Rumänen 284.000 Mann. Davon wurden bis zum 24. Januar 1943 29.000 Mann verwundet ausgeflogen. Von den 255.000 im Kessel Zurückgebliebenen fielen bis Ende Januar 132.000 durch Tod oder vermisst aus.

Demnach gerieten 123.000 bis zum 2. Februar 1943 in Gefangenschaft (ca. 5.000 von ihnen kehrten wieder heim).

Die Vorgeschichte der Katastrophe von Stalingrad

In Hitlers Armee herrschten preussische Grundsätze: Befehl ohne Kommentar und Kadavergehorsam. Der Niedrigrangige durfte nur die Meinung des Höherrangigen vertreten. Daher hatte sich auch Hitler zum Oberbefehlshaber selbst ernannt und höchstrangige Offiziere brutal erledigt, wenn sie eine andere Meinung zu äussern wagten, gleich Stalin in der UdSSR.

Hitlers Soldaten hatten vorwärts zu marschieren, zu siegen und zu kämpfen bis zur letzten Patrone und dann ruhmreich im Kugelhagel des Feindes – als Selbstmörder – fürs Vaterland zu fallen. Daher gibt es in deutschen Presseberichten über den Fall von Stalingrad kein Wort über eigene Kriegsgefangene, denn diese wurden als Verräter angesehen. Auch beim Fall von Stalingrad wurden die Angehörigen vom Blockwart damit getröstet, dass der Verschollene sicher Selbstmord verübt habe, um nicht in die Hand der «Untermenschen» zu fallen.

Hitler war für viele, insbesondere für junge Menschen, durch die hemmungslose Nazi-propaganda zum Idol geworden. Sie hatten daher auf ihn vertrauend, den wegen der nicht vorhandenen Flankensicherung ihnen unheimlich erscheinenden Vormarsch ständig kämpfend mitgemacht, und den sehr unregelmässig funktionierenden Nachschub von Verpflegung und Munition in Kauf genommen. Auch die mangelnde Vorsorge für eine ausreichende Winterbekleidung beunruhigte sie nicht so sehr – sie werde schon noch zeitgerecht kommen – sie waren aber immer mehr beunruhigt über die ihnen unzureichend erscheinende Reaktion des «Führers» auf ihre Meldungen über die ständig steigenden Panzeransammlungen der Russen zwischen Don und Wolga, und dies noch dazu gegenüber den Stellungen der Italiener und Rumänen, die links von uns am dort flachen Ufer des Don – wir am Steilufer – lagen, denn Hitler hatte ihnen keine schweren, panzerbrechenden Waffen gegeben, weil er sie für unverlässlich hielt.

Da brachen dann tatsächlich die russischen Panzer an dieser Stelle durch und wir bekamen von Hitler den unverständlichen Befehl, nicht nach Westen, wo wir noch einige Aussicht gehabt hätten, durchzubrechen, sondern uns nach Osten zurückzuziehen und uns in Stalingrad «einzu-

igeln». Unsere schweren Waffen sollten wir sprengen, weil wir ohnehin keine schwere Munition mehr hatten, auch unsere Verpflegungsdepots sollten wir sprengen, obwohl jedem klar sein musste, dass wir in Kürze Verpflegungsmangel haben würden. Wir hatten zum Transport zu wenig Treibstoff, und unsere Pferde waren zur Erholung in der Ukraine. Man werde uns sicher herausholen und bis dahin durch die Luft versorgen. Doch beides misslang. Bald gab es Hunger, und die Russen konnten ihre ganze Artillerie nach Osten verlegen und unsere Befreier vernichtend zurückwerfen, weil sie genau wussten, dass wir wehrlos waren.

Am 22. November 1942 gab der Oberste Heerführer, Hitler, seinen «unbesiegbaren» Resten der 6. Armee, die «ehrenvolle» Chance, den Heldentod für sein Grossdeutschland zu sterben, d.h. ohne ausreichende Waffen in den Kugelregen der Russen zu laufen, um nicht in die Gewalt dieser «Untermenschen» zu kommen: ein von einem Wahnsinnigen verursachter Selbstmord von über hunderttausend physisch und psychisch zerstörten Menschen. Wieviel Verzweifelte damals tatsächlich auf diese Weise Selbstmord verübt haben, wird man nie mehr feststellen können. Waren die anderen aber wirklich Verräter? Müssten sie vor ein Kriegsgericht kommen, wenn sie doch noch einmal heimkommen sollten? Doch ständiges Hungern und Krankheiten machten sie immer schwächer, und der Hungertod erlöste sie. Nur ganz wenige blieben übrig.

1943

Die Überlebenden der 6. Armee in der Zerreissprobe

Im Dunkel der Nacht waren wir (um den 20. Jänner 1943) ins Zentrum von Stalingrad in den unteren Keller des GP.U-Hauses (Staatspolizei) geflüchtet. Nur einzelne Kanonenschüsse hatten wir gehört und stellenweise immer wieder gespenstisch aufflackerndes Feuer gesehen. Wir hatten vorher noch unsere Funkeinrichtung samt Schlüsselmaschinen und den Mercedesfunkbus gesprengt. Wir wussten, dass für uns bald das Ende des Kampfes kommen würde und es nur mehr darum ging, ob und wie wir ihn überlebten. Längst waren die letzten Konservendosen aus dem Vorrat unserer Küche verteilt worden. Jeder bekam 2 Kilodosen, wobei nicht erkennbar war, was sich in der Dose befand. Ich hatte eine Dose mit Fett und eine Dose mit Spinat erhalten. Brot gab es schon lange nicht mehr und auch keine geregelte Verpflegung. Ich ass schön langsam in mehreren Tagen das Fett und den Spinat, kalt natürlich, denn warm hätte ich so viel Fett sicher nicht vertragen. Unser Sani hatte die Reste seiner Ausrüstung verteilt. Ich stopfte meinen Brotbeutel mit Verbandstoff voll, und dazu gab er mir eine verhältnismässig grosse, durchsichtige Plastiktube mit hellgelblichem Inhalt und einer russischen Aufschrift, die wir nicht lesen konnten. Ich schraubte den Verschluss auf und probierte den Inhalt auf meinem Handrücken. Es war irgendeine Creme und roch etwas nach Zitronen und Lanolin. Das konnte ich gut brauchen, denn ich hatte an allen zehn Zehen durch starke Erfrierungen keine Haut und keine Zehennägel. Der Sani hatte nur mit einer kleinen Schere die Hautblase um jede Zehe herum abschneiden müssen und so die Haut samt Zehennagel einfach wegziehen können. Mein Bestreben war daher, möglichst viel Verbandstoff mitzubekommen, um die hautlosen, stark nässenden Zehen verbinden zu können. Die Tube mit dem merkwürdigen fetten Inhalt kam mir daher sehr gelegen. Sie hatte einen sterilen Schraubverschluss und gab mir die Möglichkeit, den Inhalt auf den reinen Verbandstoff zu geben, damit er nicht allzu sehr anklebte. Schuhe konnte ich natürlich nicht anziehen; ich suchte mir nur eine ausreichende Menge von wärmenden Lappen, mit denen ich meine Füsse umwickelte. Darüber kam für jeden Fuss eine deutsche und darüber noch eine englische Packtasche; alles band ich mir so mit Schnüren zusam-

men, dass ich noch gehen konnte. Es gab ja kalten, trockenen Schnee bis etwa 30° Celsius unter Null. Meine Füße aber waren so immer gleichmässig warm verpackt, und nach 6 Wochen waren meine Zehen verheilt. Nur den allmählich nachwachsenden Nägeln sah man an, dass sie einmal hart mitgenommen worden waren. Übrigens, ein Kamerad, der Russisch lesen konnte, sagte mir später einmal, dass in der Tube laut Aufschrift eine russische Haarpomade gewesen sei.

So lagen wir also, die Reste der Funkkompanie, etwa 2 Dutzend Überlebende, im uns warm erscheinenden unteren Keller eines Gebäudes, von dem nur 2 – 3 m hohe Mauern standen. Über breite, noch gut erhaltene Stiegen waren wir heruntergekommen; zwischen den Fugen der aus Ziegeln gemauerten Segmentgewölbe konnte man hindurchsehen, weil Teile des Mörtels abgebröselst waren. Es gab viele Räume im Keller, aber kein elektrisches Licht; erst als der Morgen dämmerte und durch die Kellerfenster, die alle kein Glas mehr hatten, immer mehr das Tageslicht hereinkam, konnten wir erkennen, dass wir uns in den unterirdischen Räumen eines sehr grossen Gebäudes befanden. Überall lagen Schutt und Trümmer herum. Es war kellermässig kühl, aber weitaus nicht so kalt wie draussen. Mit der steigenden Helligkeit verstärkte sich auch das Geknatter der Geschütze, das Knattern der Maschinengewehre und der scharfe Knall einzelner Gewehrschüsse. So sassen und lagen wir, die Reste der Kompanie, etwa zwei Dutzend schwer erschöpfte, meistens völlig apathisch gewordene, ein Grossteil verwundete oder mit schweren Erfrierungen behaftete, ausgehungerte Wesen und warteten auf das Ende.

Mir erschien es aber auch das Ende der mir von Anfang an verhassten Militärzeit im Dienste eines von mir schärfstens abgelehnten Regimes und Staates. Für mich war es die Chance des Beginnes eines neuen Abschnittes meines Lebens, den ich allerdings vorerst nur als Kriegsgefangener begehen konnte. Ich kannte die Vorschriften der Genfer Konvention bezüglich der Kriegsgefangenen, der im Krieg Verwundeten und Kranken. Ich wusste, dass sich auch die Russen schon aus Prestige Gründen an diese Konvention hielten. Wir waren nun nicht mehr rechtlos. Beim deutschen Militär aber hatte ich immer das Gefühl, rechtlos den Vorgesetzten ausgeliefert zu sein, ein für mich fast unerträglicher Zustand. Wegen des «Fahneneides» beim deutschen Militär machte ich mir als überzeugter Österreicher keine Bedenken, noch dazu, wo er durch die Staatsmacht brutal erzwungen war.

Ich war mir klar, dass es nun darauf ankam, zu überleben, und das mit möglichst wenig negativen Folgen. Ich wollte – und ahnte es –, dass ich wieder heimkommen und in Freiheit leben werde und war bereit, auch die schwere Zeit, die uns sicher bevorstand, zu ertragen, denn das Leben besteht ja nicht nur aus Höhen, sondern auch aus Tiefen. Die Offiziere und Unteroffiziere lagen nicht in unserem Kellerabteil, sondern in einem anderen nebenan. Plötzlich kam unser Kompaniechef herein und sagte uns, dass er mit den Russen Kontakt wegen einer Übergabe unserer Kompanie aufgenommen habe. Wir würden alle in Gefangenschaft gehen, soweit wir dazu noch fähig seien. Die Kranken, Verwundeten und durch schwere Erfrierungen Gehunfähigen aber sollten hierbleiben. Sie würden am nächsten Tag abgeholt und in ein Lazarett gebracht werden. Mir gab er den Rat, wegen meiner erfrorenen Füße zu bleiben. Da kamen auch schon die Russen, – wir sahen sie kaum – und die Gehfähigen gingen mit den Offizieren die Stiege hinauf in die Gefangenschaft. Das ging ganz friedlich zu. Dann hörte man fast den ganzen übrigen Tag oben keinen Schuss mehr, und wir warteten mit einiger Hoffnung auf den nächsten Tag.

Doch gegen Abend gab es erneut eine schwere Schiesserei und Geschrei in unserer Nähe, das sich immer mehr verstärkte. Wir wussten nicht, was das bedeuten könnte. Auf einmal stürmten ein gutes Dutzend deutsche Soldaten über die Stiege zu uns herunter mit noch rauchenden Gewehren. Wir erkannten, dass es Panzerjägerwaren. Sie schrien uns an und fragten uns, was wir hier täten. Wir sagten, dass wir die von unserer Funkkompanie bei der Übergabe übriggebliebenen Kranken und Verwundeten seien, die sich auch schon ergeben hätten und morgen von den Russen ins Lazarett abtransportiert werden sollten. Sie schrien uns an, dass wir Verräter seien, die alle erschossen oder aufgehängt werden müssten. Doch dann setzten sie sich im Stiegenhaus auf die breiten Betonstufen und machten ein Feuer. Da sahen wir, dass jeder von ihnen mehrere Brotbeutel hatte; wir erkannten, dass es russische waren, die sie nun aufmachten und nach essbarem Inhalt untersuchten. Jetzt war uns klar, warum es draussen die Schiesserei gegeben hatte. Diese Soldaten hatten Russen überfallen, um zu deren Brotbeutel zu kommen, aus Hunger, weil sie wieder einmal satt werden wollten. Nun, sie wurden satt und auch friedlich. Sie riefen uns zu, sie hätten auch genug vom Krieg und wollten kapitulieren. Dann zogen sie ab in die dunkle Nacht. Es wurde gespenstisch ruhig, nichts rührte sich.

Das von ihnen entfachte Feuer aber glomm weiter und flammte immer wieder auf. Da liess es mir keine Ruhe nachzusehen, ob sie vielleicht etwas Essbares liegen gelassen hätten. Ich stand auf und wärmte mich zuerst einmal am flackernden Feuer, dann suchte ich in seinem Scheine überall in der Umgebung nach Essbarem. Wir alle hatten Hunger, wir hatten ja schon tagelang nichts mehr zu essen bekommen. Schliesslich fand ich mehrere Säckchen mit etwas geschrotetem Getreide, aus dem die Russen, wie wir wussten, ihre Kascha, einen Brei, kochten. Es war etwa 1 Kilo, alles zusammen; dann fand ich noch ein Stück deutschen Kunsthonig, der mich besonders freute, da er rasch Kräfte bringt. Den Kunsthonig behielt ich als Marschverpflegung für den nächsten, sicher schweren Tag, den geschroteten Weizen aber gab ich meinen Kameraden. Sie machten sich daraus gleich am Feuer eine wärmende Suppe – die letzte Mahlzeit für lange Zeit.

Plötzlich gab es über uns wieder ein grosses Getrappel, aufgeregtes deutsches Gerede, einen dumpfen Fall und dann tropfte durch die Fugen der Decke Blut; es schien nicht aufzuhören. Einer von uns ging hinauf und brachte uns die Nachricht, dass da oben von deutschen Soldaten im Scheine der Fackel ein Kamel geschlachtet worden sei, daher das viele Blut. Sie waren gerade dabei, das Kamel zu zerlegen, um es zu ihrer Einheit zu bringen. Uns aber gaben sie nichts davon. Nach einiger Zeit trat oben wieder Ruhe ein, das Feuer erlosch und liess nur mehr einen leisen Brandgeruch zurück. Wir schliefen unruhig und in banger Sorge dem neuen Tag entgegen. Wir mussten nun auf Grund der heutigen Schiesserei annehmen, dass die Russen uns wieder als kämpfende Feinde behandeln würden, ja auch mussten. Sie konnten ja nicht wissen, was sich hier wirklich abgespielt hatte und dass nicht wir den Waffenstillstand gebrochen hatten.

31. Jänner 1943, die Russen holen uns in die Gefangenschaft

Ein fahler Wintermorgen graute heran. Man hörte wieder Schüsse. Als einer der ersten wurde ich wach, gleich hellwach. Mir wurde sofort bewusst, dass es nun auf Grund der gestrigen Ereignisse darauf ankam, kriegerische Handlungen der Russen mit möglichst wenig Schaden zu überleben. Gefährlich waren in unserem Keller vor allem die ersten Handlungen der Russen, bevor wir mit ihnen in persönlichen Kontakt kamen. Um so einen Keller in Besitz zu nehmen, würden sie sicher

Handgranaten bei den Schächten der Kellerfenster herabwerfen, dachte ich mir, um uns einzuschüchtern. Ich weckte daher alle auf und sagte ihnen, dass wir schleunigst von den uns wohl etwas Licht gebenden, jetzt aber für uns sehr gefährlichen Lichtschächten fort und in den Schutz innerer Räume flüchten müssten. Das war für uns natürlich nicht leicht, dann wir waren ja die Übriggebliebenen, die glaubten, nicht genügend gehfähig zu sein, um in die Gefangenschaft marschieren zu können. Die meisten hatten, so wie ich, schwere Erfrierungen, andere Schuss- oder Splitterverletzungen an den Füßen, wieder andere schweres Fieber. Zwei unserer Kameraden, die unsere Funkgeräte instandzuhalten hatten, hatten durch Frost ganz schwarze Füße bis zu den halben Waden, weil sie bewusst die Lederstiefel nie ausgezogen hatten und gehofft hatten, mit so schweren Erfrierungen noch in ein deutsches Lazarett zu kommen. Das hatten sie nicht mehr erreicht, denn der letzte Flughafen ging am 24. Jänner verloren. Nun hofften sie auf eine sachgerechte medizinische Behandlung in einem russischen Lazarett. Ich war entsetzt, als sie mir ihre Füße ganz deprimiert zeigten. Ich weiss nicht, was mit ihnen geschehen ist, denn die Ereignisse überstürzten sich nun.

Auf einmal hörten wir die steinerne Treppe herunter Getrappel und Rufe in russischer Sprache. Da standen auch schon die Russen vor uns, ihre Maschinenpistolen auf uns gerichtet. Sie machten auf uns einen guten Eindruck, keine wilden Feinde, wie man sie uns geschildert hatte, vor denen man sich fürchten musste, sondern disziplinierte Soldaten. Sie sollen einer Gardetruppeneinheit angehört haben. Sie verlangten von uns nur, deutsche Dienstpistolen und Uhren abzuliefern. Wer sie nicht abliefere, werde erschossen, sagte ein Dolmetsch. Wer eine Pistole hatte, gab sie her. Sie wäre ja nur eine Gefahr für ihn gewesen, wenn man sie später bei ihm gefunden hätte. Die meisten gaben auch ihre Armbanduhren ab, da sie mit ihrer Abnahme ohnehin rechnen mussten. Ich selbst gab aber meine erstklassige Schweizer Taschenuhr I.W.C. nicht ab. Ich hatte sie vorsorglich in meiner Unterwäsche versteckt, denn ich hatte das Gefühl, dass sie mir sicher noch sehr dienlich sein werde. Leicht würden sie meine Uhr bei mir nicht finden, ausser bei einer Leibesvisitation. Meine Fotoausrüstung, eine Kodak Retina Ib – die damals modernste Kleinbildkamera – samt elektrischem Belichtungsmesser – Elektro Baby – hielt ich aber als einen für die nächste Zeit entbehrlichen Besitz. Ich wollte nur nicht, dass sie einem Nichtfotografen in die Hände fiel, der

damit ohnehin nichts anzufangen wusste. Ich ging daher zum anführenden Offizier, gab ihm meine Fotoausrüstung und zeigte ihm die Handhabung. Er verstand mich trotz Sprachschwierigkeiten, nur der Belichtungsmesser war ihm ganz neu, dessen Funktion dürfte er – zu meinem Bedauern – nicht begriffen haben. Er war jedenfalls sehr freundlich zu mir. Für mich waren die Russen eher Befreier als Feinde.

Diese Szene war schnell zu Ende, dann hörten wir das erstmal: «DAWEI, DAWEI!» – ein Anfang von vielen Jahren. Wir mussten antreten, die Stiegen hinauf und ins Freie. Niemand fragte danach, ob wir gehen konnten. Draussen war ein sonniger, aber eiskalter Wintertag; es kamen von allen Seiten aus den Ruinen Gruppen von gefangenen Soldaten. Wir wurden durch meist menschenleere Strassen, die nur aus zerstörten Häusern bestanden, getrieben, ein trauriger Haufen. Zu gleicher Zeit soll dort auch unser Armeekommandant, General Paulus, sich ergeben haben.

Jeder trug einen Brotbeutel und meistens auch eine Decke, viele auch ihre Lederstiefel, die sie wegen ihrer erfrorenen Füsse nicht anziehen konnten. Auf diese Stiefel stürzten sich aber kräftige, junge Russenweiber, die sich hinter Mauerecken verborgen hielten und es ausnutzten, wenn sie die uns eskortierenden Posten dabei nicht sehen konnten, weil wir gerade um eine Ecke bogen. Da diese Überfälle immer sehr rasch und unter Ausnutzung einer besonders günstigen Situation durchgeführt wurden, hatte ich den Eindruck, dass sich diese Räuberinnen bewusst waren, eine illegale Handlung zu begehen. Sie hatten es in erster Linie auf die umgehängten Lederstiefel abgesehen, rissen diese den Gefangenen herunter und nahmen ihnen auch die Decke und den Brotbeutel. Dabei kamen sie oft alle zum Sturz, der Beraubte und die Räuberinnen. Mich liessen sie in Ruhe. Ich hatte auch meine Fussbekleidung umgehängt, aber nicht meine Soldatenstiefel, die ich – als für mich den Inbegriff des preussischen Militarismus – schon lange weggeworfen hatte, sondern meine Militärschuhe, die ich schon immer weit lieber getragen hatte. Für Schuhe interessierten sie sich nicht. Sie liessen mir daher auch meine Decke und meinen Brotbeutel, der nur mit Verbandstoff gefüllt war. Meine erfrorenen Füsse aber hatte ich noch am Vortag vorsorglich mit frischem Verbandstoff, auf den ich die Haarpomade gestrichen hatte, behandelt, mit wärmenden Fetzen umhüllt und in Packtaschen verschnürt. Sie blieben warm und ich konnte erstaunlich gut gehen. Wie lange wir durch die zerstörte Stadt gingen, weiss ich nicht, es war ein unendlich langer Zug. Alle verhielten sich wie geduldige Schafe. Keiner

versuchte, davonzulaufen. Die neben uns gehenden, verhältnismässig wenigen Posten hatten keine Mühe, uns zusammenzuhalten. Schliesslich kamen wir am frühen Nachmittag aus dem verbauten Gebiet auf eine grosse Wiese. Sie war rund herum eingezäunt und in der Mitte stand eine grosse hölzerne Scheune. Die Wiese war tief verschneit und es gab strahlende, wärmende Sonne. Das braune Holz der hohen Scheune liess fast heimatliche Gefühle aufkommen.

Die uns hierher begleitenden, sehr korrekten Gardesoldaten verliessen uns nun, offensichtlich um essen zu gehen und übergaben uns einer anderen Einheit, man sagte, einer Trosseinheit. Diese Bewacher gefielen uns schon weniger. Sie machten in keiner Weise einen so korrekten Eindruck, schon uniformmässig. Sie wirkten eher schlampig. Sie liessen uns vor der Scheune antreten und holten immer wieder einige Gefangene hinein. Das erschien mir verdächtig. Ich drängte mich langsam vom Tor der Scheune zurück und schlich mich allmählich an der Scheune vorbei auf deren andere Seite. Da eine genaue Aufsicht der Gefangenen durch die zu wenigen Posten nicht möglich war und sich diese noch dazu zum Grossteil in der Scheune befanden, war dies nicht allzu schwierig. Als ich das Scheunentor auf der anderen Seite überblicken konnte, erkannte ich, wie recht ich gehandelt hatte, mich durchzuschleichen. Ich sah aus dem Scheunentor immer wieder Gefangene herauskommen, die sich unverkennbar fertig anzogen. Als ich einen fragte, sagte er mir, sie seien von den Russen vollkommen ausgezogen worden und man habe ihnen jeden Gegenstand, den man fand, weggenommen. Ob sie dazu berechtigt waren, weiss ich nicht. Nach der Genfer Konvention für Kriegsgefangene war dies sicher ein Übergriff und nicht erlaubt. Wahrscheinlich hatten sie nur den Auftrag, nach Waffen zu suchen. Mich hatten sie jedenfalls nicht durchsuchen können; ich hatte daher meine Schweizer Taschenuhr behalten. Schliesslich kam unsere frühere Bewachungsmannschaft zurück und übernahm wieder ihre Tätigkeit. Ein Dolmetscher sagte uns, dass wir nun weitermüssten. Wer noch 3-4 Kilometer gehen könne, solle antreten, die anderen aber hierbleiben. Er machte aber darauf aufmerksam, dass beim Marsch niemand Zurückbleiben oder aus der Kolonne sich entfernen dürfe; er würde unweigerlich erschossen werden. Fliehen sei zwecklos bei dem tiefen Schnee und der grossen Kälte, die sich nun verschärfte, da die Sonne gerade blutrot in einer Wolkenwand unterging. Es schien mir empfehlenswerter, noch 3-4 Kilome-

ter zu gehen, trotz meiner erfrorenen Füsse, denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass die Russen in der Lage waren, rasch genug die vielen Kranken und Verwundeten in ein Lazarett zu bringen. Sie mussten doch zuerst ihre eigenen Opfer versorgen.

Auf Grund meiner Erfahrung wusste ich, dass es bei einem marschierenden Haufen immer besser ist, wenn man möglichst weit vorne geht, denn dann hat man auch das Gefühl, vorwärts zu kommen, kann die Marschgeschwindigkeit beeinflussen und ist nicht so stark von störendem Verhalten anderer behindert. Der Marsch forderte dann auch von uns das Letzte, wir waren ja physisch und psychisch am Ende und es waren auch nicht 3-4 Kilometer, die wir gehen mussten; der Marsch dauerte die ganze Nacht, es sollen 30 Kilometer gewesen sein. Ein Schneesturm kam auf und wir mussten immer noch weiter in der dunklen Nacht, auf einem tiefverschneiten Bahndamm. Immer wieder kam es vor, dass einer die Nerven verlor und sich auch von seinen Kameraden nicht mitschleppen liess, wild herumschlug, sich einfach hinlegte und zurückblieb. Wie hörten eine kurze, scharfe Salve, doch der lange Haufen wankte apathisch weiter. Die Russen hätten sich ihre Schüsse ersparen können, denn jeder, der liegen blieb, wäre sicher erfroren. Ich weiss nicht, was menschlicher war, erfrieren oder erschossen werden. Wir hatten jedes Zeitgefühl verloren und keine Ahnung, wie weit wir noch gehen müssten. Oft glaubte ich selbst, vor Erschöpfung nicht mehr weiterzukommen, da erinnerte ich mich an meinen Kunsthonig und biss ein Stück herunter; in kurzer Zeit fühlte ich mich stärker und es ging wieder.

Es war noch dunkle Nacht, da sahen wir in der Ferne Licht und kamen langsam näher. Hoffnung flammte in uns auf, dass der lange Marsch nun doch zu Ende sei. Wir kamen zu einem grossen Holztor, das sich auftrat, und sahen russische Posten. Wir erkannten ein wenig beleuchtetes, grosses Fabriksgelände mit grossen Betonhallen. Die Fabrikhalle schien aber noch nicht fertig zu sein, denn die grossen Fensteröffnungen hatten noch kein Glas und liessen, wie die riesigen Toröffnungen, Wind und Schnee herein. In der Halle war es aber doch etwas windgeschützt und etwas wärmer als draussen, sie war aber von beissendem Rauch erfüllt.

Wir bemerkten, dass wir nicht die ersten Gefangenen in der unfertigen Fabrikhalle waren, deren Betonwände noch teilweise die Schalungsbretter seit ihrer Erbauung aufwiesen. Die Wände reichten aber nicht bis zum Boden, sondern standen auf Betonpfeilern, sodass infolge der Un-

ebenheiten des Bodens eine etwa 1/2 bis 1 m hohe Zwischenfuge übrigblieb. Diese Fugen hatten die schon früher Angekommenen mit Schnee zugeschüttet, um sie etwas abzudichten. In der Halle brannten überall qualmende Feuer, um die Gefangene sassen, um sich zu wärmen und Schnee zu schmelzen, da es sonst kein Wasser gab. Das Holz für das Feuer holte man sich überall, wo man Brennbares fand; oben auf der Galerie, die um die ganze Halle führte, riss man die lose Schalung von den Wänden. Das passte oft den russischen Posten nicht, weil manchmal Trümmer auf uns herunterfielen und schossen hinauf. Aber die Gefangenen liessen sich nicht beirren und rissen weiter. Getroffen wurde anscheinend keiner. Vermutlich waren es nur Warnschüsse. Andere wieder suchten draussen nach Brennbarem, fanden stehengebliebene Holzmasten aus der Bauzeit, rannten mit ihren Körpern – viele auf einmal – gegen den Mast, bis er umfiel. Da er für den Transport zu lang war und es keine Säge gab, um ihn durchzuschneiden, halbierte man ihn, indem man seine Mitte über ein Feuer legte und ihn durchbrannte. Die zwei Teilstücke konnte man dann in die Halle zum weiteren Verheizen bringen. Dort wurde er wieder in der Mitte durchgebrannt, bis er total in Asche aufgegangen war. Der Rauch beizte unsere Augen rötlich, aber gefroren haben wir tagsüber nicht. Problematisch war es aber, als es Nacht wurde, denn einmal mussten wir ja schlafen. Da gab es Platzschwierigkeiten. Die Halle war wohl riesig gross, aber voll von Gefangenen. Ich weiss nicht, wieviel tausend sie waren. Wir mussten unsere Feuer löschen und uns auf den festgetretenen, durch die Feuer mehr oder weniger erwärmten Boden legen, um schlafen zu können. Wir hatten aber alle höchstens eine Decke und in der Nacht kam eisige Kälte in die Halle. Ich sagte unseren Kameraden, dass wir nur dann überleben könnten, wenn wir uns gegenseitig mit unserer Körperwärme halfen. Wir sollten erst einmal den Boden mit Decken belegen, damit die Bodenkälte etwas gemildert sei, dann uns so eng aneinanderlegen, als es uns beim Schlafen möglich war und alle restlichen Decken über uns legen, sodass kein Fuss, kein Arm, aber auch kein Mund und keine Nasenspitze herausragte, denn bei dieser Kälte würde alles erfrieren. Sie folgten meinem Ratschlag. Keiner von ihnen erfror oder erstickte in unserer ersten Nacht in Gefangenschaft. Einmal, gegen Morgen, als es schon hell wurde, musste ich aufstehen. Da konnte ich genau erkennen, wo einer von uns seinen Mund bzw. Nase hatte, denn dort gab es eine etwa 5 cm hohe Fahne aus Rauhreif auf der Decke. Draussen schneite es noch immer.

Einer meiner liebsten Freunde, er war in Zivil Oberlehrer in Tragwein im Mühlviertel, ein feiner Kerl, 1.90 m gross, ein Naturliebhaber und Jäger, litt psychisch ungeheuer unter unserer Situation. Er konnte sich nicht entschliessen, meinem Rat zu folgen, sich mit den anderen gegenseitig zu wärmen. Er und zwei andere seiner Einheit legten sich wohl nebeneinander, aber mit Abstand, zum Schlafen hin. Am Morgen waren sie alle steif gefroren. Wann sie erfroren sind, konnte man nicht erkennen, wahrscheinlich schon sehr bald. Es waren nicht die einzigen Toten; immer wieder trug man einige hinaus.

Probleme gab es mit der Beschaffung von Trinkwasser, man musste Schnee schmelzen. Das war sehr mühsam, denn der Schnee war sehr locker. Es hatte ja 30 Grad Celsius unter Null. Doch das wäre nicht das Ärgste gewesen. Es war nur schwierig, Schnee zu finden, der noch sauber, noch urinfrei war, denn es gab keinerlei sanitäre Einrichtungen. Mit dem Stuhlgang gab es dagegen weniger Schwierigkeiten. Wir hatten ja alle schon lange nichts mehr gegessen.

Wir verbrachten den ganzen Tag wie am Vortag in einer beissenden Rauchwolke, ständig im Bestreben, das erforderliche Brennholz zu beschaffen, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen. Jeder hielt sein Kochgeschirr mit Schnee ans Feuer, um etwas zum Trinken zu haben. Zu essen gab es wieder nichts, aber wir empfanden nicht einmal Hunger, doch ständig hatten wir Durst. In der ganzen Halle und aussen herum war emsige Bewegung wie in einem Ameisenhaufen, doch alles ohne besondere Aufregungen und Aggressionen. Auch heute hatte es den ganzen Tag geschneit.

Als es dunkel wurde, löschten wir unsere Feuer und richteten wieder unser Lager wie gestern. Die meisten schliefen vor Erschöpfung sofort ein, ich selbst aber noch nicht. Auf einmal nahm ich Brandgeruch wahr, als ob eine Decke verbrannt werden würde. Da sah ich schon einige Meter neben mir Rauch aufsteigen, dort, wo den ganzen Tag Feuer gebrannt hatte. Aber die direkt daneben Liegenden hatten noch nichts bemerkt und schliefen ruhig weiter, obwohl ich den Eindruck hatte, dass einige schon angebrannt sein mussten. Ich versuchte, sie durch Rufen zu wecken; sie hörten mich nicht. Ich ging vorsichtig auftretend über die Schlafenden zu ihnen hin und bemühte mich, sie wachzurütteln. Ganz kamen sie nicht zu sich, aber es gelang mir doch, das glimmende Feuer auszutreten. Wasser zum Löschen hätten wir ja keines gehabt. Ich legte mich erst wieder hin, als ich keinen Rauch- und Brandgeruch mehr wahrnahm. Von da an achtete ich jeden Abend, bevor wir unsere Decken auf

den Boden legten, besonders darauf, dass nicht die geringste Spur von Glut vorhanden war und, wenn eine Decke dort lag, wo das Feuer gebrannt hatte, auch nach einiger Zeit kein Rauch aufstieg.

So gingen mehrere Tage dahin, dann hiess es auf einmal, dass wir uns anstellen sollten, es gäbe etwas zu essen. Wir konnten es kaum glauben und stellten uns an. In einer Ecke der Halle hatten die Russen mit Brettern einen Ausgabetisch errichtet und gaben aus einem Eimer drei Kaffeelöffel Weizenschrot an jeden, der sich anstellte, aus. Nun konnten wir uns daraus mit dem Wasser aus geschmolzenem Schnee die erste russische Kascha kochen, das erste Essen in Gefangenschaft. Viel war es ja nicht, aber es gab uns Hoffnung, dass es nun bald besser werden würde und die Anfangsschwierigkeiten, die die Russen mit den vielen Gefangenen hatten, ein Ende hätten. Immerhin gab es nun fast jeden Tag 3 Kaffeelöffel Weizenschrot, das Schneien hatte aufgehört und es gab wärmende Februarsonne am Mittag und für uns keinen Krieg mehr, allerdings waren wir nun Kriegsgefangene. In der Nacht aber blieb es eiskalt. An die Verhältnisse hatten wir uns gewöhnt.

15. Februar 1943, erste Hoffnung auf Besserung

Es war ein sonniger Wintertag. Die Russen fragten uns durch Dolmetscher, wer von uns bereit wäre, arbeiten zu gehen. Er würde in ein anderes Lager kommen. Lastwagen standen bereit. Obwohl meine erfrorenen Zehen noch nicht geheilt waren, meldete ich mich, da ich dachte, dass wir in einem Arbeitslager sicher besser untergebracht und gepflegt würden, denn unsere offene Fabrikhalle konnte nur ein kurzfristiges Provisorium sein, damit wir nicht ganz im Freien waren. Ich liess mich also auf die hohe Ladefläche eines grossen Lastautos ziehen und wir fuhren in ein anderes Lager, nach Beketowka beim Gaswerk.

Das sah schon richtig nach Lager aus. Es bestand aus einer grösseren Anzahl länglicher Holzbaracken, mit einer zentral gelegenen Verwaltungsbaracke, einer Küchenbaracke, die allerdings noch nicht in Betrieb war, mit senkrecht aufeinander stehenden Strassen, die nach aussen führten, aber hinter den Baracken durch einen einfachen – nicht einmal sehr hohen – Stacheldrahtzaun unterbrochen waren. Man hatte den Eindruck,

dass es ein ehemaliges Zivillager war, das nur rasch für uns Kriegsgefangene adaptiert worden war. Es hatte ein grosses Einfahrtstor und eine Holzbude für die Wachmannschaft. Russische Soldaten mit hohen Pelzmützen, Steppjacken, Stepphosen und den typischen, dicken Filzstiefeln machten das Tor auf und liessen uns herein. Wir mussten uns vor dem Verwaltungsgebäude anstellen und wurden eingehend – wie in Russland üblich — nach dem Vor- und Zunamen, auch nach denen des Vaters und der Mutter samt deren Mädchennamen, Geburtsdaten, Heimatsort samt Adresse, Nationalität, Beruf, Militäreinheit gefragt, und ein Karteiblatt wurde angelegt. Dies wiederholte sich später alle Jahre wieder, sodass viele über die «dummen» Russen spotteten, die eine so schlechte Organisation hätten, dass sie immer wieder alles neu erheben müssten. Nun, so «dumm» waren die Russen gar nicht, wie viele glaubten, kamen wir später darauf. Denn die Karteiblätter kamen zur NKWD (Abkürzung für Volkskommissariat des Inneren. Sie hatte mehr Macht als jeder General.). Sie brauchte nur die verschiedenen Angaben eines jeden Gefangenen vergleichen, wenn sie wissen wollte, ob man ehrliche Angaben gemacht hatte, denn man konnte sich kaum mehrere Jahre merken, was man bei der ersten und den anderen Registrierungen angegeben hatte, ausser es waren richtige Angaben. Ich kannte selbst einige Kameraden, die erst viel später als ich heimfahren durften, weil sie nicht immer die gleichen Angaben gemacht hatten. Meistens wussten sie es sogar, warum sie mit der Heimfahrt warten mussten; freilich war oft auch Naderei missliebiger «Freunde» die Ursache.

Nach der Registrierung wurden wir auf verschiedene Baracken aufgeteilt. Ich kam in eine Baracke, in der ich viele meiner früheren Kameraden wiedertraf, die einen Tag vor mir als Gesunde in Gefangenschaft gegangen waren; darunter waren mein Funktruppführer, der mich immer tyrannisiert hatte und der Schreibstubenunteroffizier, der mich sehr mochte. Nur die Offiziere waren nicht dabei. Sie wurden in ein Offizierslager gebracht. In den zum Teil zweigeschossigen und mehrräumigen Holzbaracken gab es wohl einfache Tische und Bänke, aber keine Liegepritschen. Liegen mussten wir auf den nackten Brettern des Fussbodens, zwischen denen der Rauhreif aufstieg. Zu Essen gab es vorerst noch nichts, auch kein Wasser zum Trinken, geschweige denn zum Waschen. Wir mussten wieder Schnee schmelzen. Aus den Kleidern kamen wir ohnehin nicht, wenn es in den Räumen auch weit wärmer war als in der offenen Fabrikhalle. Der kleine gemauerte Herd mit einer gusseiser-

nen Herdplatte gab gerade so viel Wärme, dass wir in den Kleidern nicht froren. Brennmaterial mussten wir uns irgendwie beschaffen. Wir suchten überall nach Brennbarem, Holz, Stroh und trockenem Gras. Schliesslich rissen wir auch die Sockelbretter von den Baracken, sodass unter unserem Fussboden der Wind durchpfeifen konnte. Für sanitäre Bedürfnisse gab es als Latrine ein Loch mit einer Stange darüber, etwas abseits von den Baracken. Ständig gab es Zuzug von neuen Gefangenen. Sie hatten die verschiedensten Nationalitäten, in erster Linie natürlich Deutsche, Österreicher, Rumänen, Polen, Cechen, Slowaken, Kroaten, Italiener, Holländer, aber auch Ukrainer. Es sollen im Lager 10-12'000 Gefangene gewesen sein. Es gab auch ständig Tote. Sie wurden nackt ausgezogen und an beiden Seiten der Strassenteile, die hinter den Baracken einmal ins freie Land geführt hatten und nun durch einen Stacheldrahtzaun unterbrochen waren, hingeschichtet – wie Scheiter – 2 m hoch. Ich schätze, es waren Tausende; steifgefroren, mit Schnee bedeckt lagen sie da, manchen fehlte ein grosses Stück Fleisch ihrer Schenkel oder Gesässmuskulatur. Wie ich erfuhr, gab es im Lager bei rumänischen Zigeunern angeblich Kamelfleisch zu kaufen. Die ahnungslosen Käufer wussten sicher nicht, was sie kauften. Tote zu begraben war aber vorerst nicht möglich, da der Boden tiefgefroren war. Vor den Eingängen der Küchenbaracke gab es grosse Eisplatten; das Eis war so durchsichtig, dass man eingefrorene Küchenabfälle, Kartoffelschalen, dünne Tomatenstücke und ähnliches mehr durchschimmern sehen konnte. Auf diese Abfälle machten einige Gefangene Jagd, indem sie stundenlang sturen Blickes mit einer Holzstange Eis weghackten, um so ein Abfallstück zu erlangen. Die meiste Zeit lagen wir, um Kräfte zu sparen. Manchmal gingen wir an die frische Luft, um den Kreislauf nicht ganz einschlafen zu lassen. Einmal am Tag mussten wir antreten und wurden gezählt. Oft war es zum Irrsinnigwerden, wenn wieder einer vom guten Essen zu Hause, seinen Lieblingsgerichten u. ä. erzählte, alle Einzelheiten, woraus sie bestanden und wie sie hergestellt wurden; wenn der Zuckerbäcker aus Wien genau erklärte, wie eine Linzer Torte gemacht werde, nur aus Kuchenbröseln, oder der Fleischhauer aus Wien, wie eine erstklassige Salami oder eine Schinkenwurst gewürzt werden musste oder dass der Speck mit der Hand geschnitten werden müsse, nicht mit dem Cutter. Wie man Sekt erzeugt, wozu meistens nicht gerade der beste Wein verwendet werde, erzählte ein Weinexperte aus Gumpoltskirchen. Meistens

gab es viel Streit darüber, welches Rezept das bessere sei. Ich gab mein eigenes Sektrezept bekannt und erfuhr, dass durch mein Verfahren eine hohe Sektqualität erreicht werde.

Am meisten bekamen den Hunger die zu spüren, die das meiste Lebendgewicht mitbrachten und auch im Kessel von Stalingrad noch genug zu essen hatten. So der Loisl aus Graz, der Verpflegungsunteroffizier an der Front und vorher zuhause Leiter einer Konsumfiliale in Graz gewesen war, wie er mir erzählte. Er war ein feiner Kerl durch und durch, er liebte seine Frau abgöttisch, wie er immer wieder sagte, und litt physisch durch den Hunger. Er hatte vorher 95 kg bei einer Grösse von etwa 1,75 m und magerte unglaublich rasch ab. Sein Kreislauf wurde rasch schwächer, sodass er kaum mehr gehen konnte und schliesslich nur mehr auf meinem Arm gestützt daherwankte. Er lag neben mir am Boden und war eingeschlafen. Auf einmal sprach er mit sich und sein Gesicht strahlte, als ob er einen wunderschönen Traum hätte. Ganz benommen wachte er auf und fand sich nicht sogleich zurecht; erst langsam erkannte er seine Umgebung und sah mich wieder. «Loisl, Loisl!», rief ich ihn an, «was hast Du denn, warum bist Du so merkwürdig?». «Weisst Du,», sagte er, «ich war jetzt daheim, daheim bei meiner Frau. Ich glaube, sie hat mich gerufen. Sie war so glücklich. Sie sah mich mit so strahlenden Augen an, dass ich glaubte, sie würde mich vor Liebe fressen. Hoffentlich sehe ich sie wieder, hoffentlich kommen wir wieder heim.» Er kam nie mehr heim, er starb 5 Monate später, abgemagert bis zum zitternden Skelett, seelisch total gebrochen. Er gab mir vorher noch oft die Gelegenheit, zu erkennen, welch feiner, wunderbarer, aber für die extrem rauen Verhältnisse viel zu weicher Mensch er war.

Mir selbst ging es nicht so schlecht; ich war ja das Hungern schon längere Zeit gewöhnt, denn ich war als Rekonvaleszent nach schwerer Ruhr in den Kessel von Stalingrad gekommen. Sie war mein Unglück und doch mein Glück, denn ich kam ja schliesslich doch ausreichend gesund wieder heim, wohl nach schweren Erlebnissen, die mich geformt haben, die ich aber aus meinem Leben nicht missen möchte, denn Leben bedeutet eine ständige Berg- und Talfahrt, eine ständige Forderung an den ganzen Menschen, seinen Körper, seine Intelligenz, seine Seele, mit den auftretenden Problemen fertig zu werden. Es hat mir die Gewissheit gegeben, dass mich nach diesem Weg durch die Hölle nichts mehr erschüttern kann.

So dösten wir oft den ganzen Tag dahin und keiner sprach ein Wort.

Jeder beschäftigte sich wohl mit der Vergangenheit, seinem Leben bisher. Die Gegenwart war triste und die Zukunft barg viele grosse Rätsel. Gab es überhaupt für uns eine weitere Zukunft, eine bessere und dies in Freiheit? Auch ich beschäftigte mich mit meiner Vergangenheit.

Unser jetziges Leben kam mir vor wie eine ZerreiSSprobe, die man in der Technik oft macht, um festzustellen, wieviel eigentlich ein Material, z.B. der Stahl für eine Brücke oder für ein Drahtseil, aushält, bevor es zerstört wird. Man prüft den Einfluss von Hitze, Zug, Druck oder vielen Schwingungen. Diese Materialprüfung ist oft notwendig, um berechnen zu können, was eine Brücke, ein Turm, eine Maschine, eine Seilbahn an Belastung innerhalb einer bestimmten Zeit aushält. Denn auch unbelebtes Material altert und wird in seinem Gefüge zerstört. Man wird die Belastung nur bis zu einem Bruchteil des Grenzbereiches erlauben, um Katastrophen sicher zu vermeiden. Dafür gibt es strenge gesetzliche Vorschriften.

Das Material, das in Gefangenschaft geprüft wurde auf seine physische Belastbarkeit, seine psychische Widerstandskraft, auch seine charakterlichen Schwächen, sodass er nackt vor allen dastand, mit allen Vorzügen, aber auch Schwächen, Schwächen, die er oft selbst erkannt und sich bemüht hatte, mit ihnen fertig zu werden, aber war der Mensch. Die ZerreiSSprobe aber schafften viele nicht, weil diese für sie zu hart war. Sie starben entmutigt, oder ihr Charakter entartete. Bei manchen sah man, welch ungewöhnlich feiner Kerl er war, gar mancher, dem man es vorher nicht zutraute, entartete zu einem rücksichtslosen Egoisten. Gar mancher ging daran zugrunde, mancher nicht und war dann in besseren Zeiten wieder durchaus annehmbar.

Was brachte uns bisher das Leben?

Selbstkritisch überdachte ich mein Leben. Ich stamme aus einer Familie mit 6 Kindern, 2 Schwestern und 4 Brüdern. Mein Vater war Politiker der Christlichsozialen Partei und viel zu früh, mit 41 1/2 Jahren, gestorben. Ich war damals 12 1/2 Jahre alt, meine älteste Schwester etwas mehr als 14 Jahre und mein jüngster Bruder 2 Jahre. Ich sehe meinen Vater noch vor mir im Krankenhaus, er hatte sehr hohes Fieber von einer Infektion, die er sich auf einer Pilgerfahrt nach Rom geholt hatte. Der kugelrunde Primararzt (er hiess auch Kugler) machte ein sehr bedenkliches

Gesicht und sagte zu meiner Mutter, die mit Tränen in den Augen am Bette meines Vaters stand, dass er nun eine schwere Krise durchmache und er als Arzt hilflos sei, da man die Krankheit nicht kenne. Das Fieber sei das einzige Heilmittel des Körpers und er könne nur wieder gesund werden, wenn sein Herz stark genug sei. Dieses sei aber leider sehr geschwächt, da er – wie fast alle Politiker – viel zu viel geraucht habe. Ich war auch bei den Pfadfindern (9 Jahre), zu deren Gründern in unserer Stadt mein Vater zählte. Dort sagte man uns immer wieder, wie schädlich das Rauchen sei und dass die Raucher nur ihre infantile Unsicherheit verbergen wollten, nie wirkliche Männer werden könnten, weil sie nie lernten, vom Schnuller des Kleinkindes loszukommen. Es bleibe ihnen fast immer eine Schwäche des Charakters. Mein Vater starb vor meinen Augen. Diesen Schock habe ich nie vergessen und habe nie geraucht, auch nicht beim Militär im Krieg und in der Gefangenschaft, obwohl ich genau soviel Hunger hatte, wie die anderen und wir immer wieder Rauchwaren bekamen. Mein Vater liebte mich sehr und nahm mich oft zu politischen Versammlungen mit. Oft ging es kritisch zu. Manchmal mussten wir durchs Fenster flüchten, wenn eine Versammlung von politischen Gegnern gestört wurde. In unserer ärmlichen, kleinen Wohnung hatten viele namhafte christliche Politiker verkehrt. Soziale Probleme, Politik und ärmliche Verhältnisse lernte ich sehr früh kennen. Meine Mutter bekam dann eine winzige Pension und die Erziehungsbeihilfe für uns 6 Halbweisen. Meine älteste Schwester bekam Arbeit in der Krankenkasse, deren Chef mein Vater auch gewesen war und musste mit ihrem kleinen Verdienst helfen, uns alle, auch unsere Grossmutter, durchzubringen. Ich machte, wie zwei andere Brüder, das humanistische Gymnasium samt Matura und wir waren alle drei zur selben Zeit in Russland verschollen. Der mittlere Bruder, er war Medizinstudent, fiel als Sanitätsunteroffizier am 10. Jänner 1943 beim Durchbruch der Russen bei Baburkin im Kessel von Stalingrad, wie ich von einem gefangenen Kameraden seiner Division erfuhr, der bald darauf selbst an Angina, entkräftet durch Hunger, starb. Mein jüngster Bruder kam schliesslich doch wieder heim, nachdem er dem Inferno am Ilmensee entronnen war. Im Gymnasium hatten wir einen sehr guten Religionsprofessor. Er wurde später Hochschulprofessor als Historiker und mehrmals Rektor der Universität Graz. Ihm verdanke ich sehr viel in meinem Leben, ich glau-

be auch mein Überleben in Krieg und Gefangenschaft. Er erzog uns zu selbständig denkende Menschen, die fähig sind, nicht nach Schema zu handeln, den anderen, der Masse nachzurrennen und sich auf diese auszureden, wenn etwas schief ging, sondern zuerst kritisch zu beobachten, zu überlegen und dann erst zu entscheiden oder zu urteilen. Auch als Religionslehrer war er kein Doktrinär und brachte Religion nicht in Katechismusform. Ich wuchs als ruhiger, stiller Mensch heran, der die alten Sprüche der Römer und Griechen ernstnahm. «Quid quid, agis prudenter agas, et respice finem» (was Du auch tust, das tu überlegt und denke daran, was herauskommt). Nur für das «dulce et decorum est, pro patria mori!» (süss und ehrenhaft ist es, für das Vaterland zu sterben) konnte ich mich nicht erwärmen, da ich mich viel zu sehr mit Geschichte befasst hatte und wusste, dass dieser Leitspruch nur immer wieder von den Mächtigen dieser Erde dazu missbraucht wurde, um ihren persönlichen Ehrgeiz, ihre persönliche Macht, meistens aber auch ihre persönliche Tasche zu füllen. Mehr beeindruckt hat mich dagegen Sokrates mit seinem Ausspruch «Ich weiss, dass ich nichts weiss, da aber die meisten Menschen nicht einmal das wissen, weiss ich mehr als die anderen.» «Erkenne Dich selbst» war seine Aufforderung an seine Schüler. Such deine Schwächen und kämpfe gegen sie an, dann kannst du ein vollkommener Mensch werden. Oder Diogenes, der am Marktplatz von Athen mit der Laterne herumging und bei helllichem Tag den Menschen ins Gesicht leuchtete und auf die Frage der erstaunten Zuschauer, warum er das mache, sagte: «Ich suche Menschen!» der in einem Fass wohnte und Alexander dem Grossen, auf dessen Frage, ob er ihm einen Wunsch erfüllen könne, gesagt haben soll: «Geh mir aus der Sonne!», oder dessen einziges Eigentum ein hölzerner Becher war, mit dem er aus der Quelle trank; als er aber sah, wie ein Knabe aus der hohlen Hand trank, habe er auch den Becher weggeworfen, weil er sah, dass er auch den nicht brauchte, um sinnvoll und glücklich leben zu können. Wie notwendig hatte man in unserer Situation solche Philosophen. Arm waren die Menschen, die unnötige Bedürfnisse hatten. Sie waren den Verhältnissen psychisch nicht gewachsen, sie mussten zugrunde gehen. Für die Griechen war der Mensch das Primäre, nicht der Staat, der König, der Tyrann, der Diktator; bei den anderen Völkern war der Mensch Eigentum des Mächtigen, des Herrschers. Gegen die Unterjochung durch die Perser führten sie erbitterte, aber siegreiche Kriege. Auch Ibsen beeindruckte mich im «Volksfeind» mit dem Ausspruch: «Die Mehrheit hat nie recht, denn

wenn die Wahrheit einmal so weit ist, dass sie die Mehrheit versteht, dann ist sie schon so verwässert, dass sie keine Wahrheit mehr ist.» Ich las gezielt und kritisch; besonders beeindruckte mich ein Buch über die «Psychologie der Masse», in dem anhand von Beispielen in der Geschichte gezeigt wird, dass es Menschen gibt, denen es gelingt, aus einer Summe von Menschen einen neuen Organismus – die «Masse» – zu schaffen, der ganz anderen Gesetzen gehorcht, als die einzelnen Menschen, aus denen er gebildet ist, und der auch zu den grössten Greuelthaten fähig ist. So wurden Kriege entfacht und blutige Revolutionen. «Ans Kreuz mit ihm! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!» kennen wir alle aus dem Neuen Testament, oder die Frage des Nazidemagogen Göbbels in der Massenversammlung: «Wollt ihr den totalen Krieg?». Die Masse rief: «Wir wollen den totalen Krieg!» «Wollt ihr Butter oder Kanonen?» Alle riefen: «Kanonen!» Keiner wagte anderes zu rufen. Ich hatte im Obergymnasium einen Schulkollegen, der auf Kosten der NSDAP studierte. Er fuhr alle paar Monate nach München zu Hitler. Wir fragten ihn dann, wie es beim «Onkel Adolf» gewesen sei. Oft konnte er ihn sprechen, manchmal aber sagte er, dass ihn die Sekretärin nicht zu Hitler gelassen habe, weil er wieder seinen Tobsuchtsanfall habe und nicht ansprechbar sei. Der Schulkollege war nach der Matura Redakteur beim «Angriff» in Berlin.

Meine Matura fiel in die Zeit der Wirtschaftskrise und Bankenzusammenbrüche 1930. Nach der Matura kam ich in eine Bank, deren Direktor ein Freund meines Vaters gewesen war und mich trotz der Wirtschaftskrise aufnahm. Ich blieb aber nur eineinhalb Jahre, denn der Beruf als Bankbeamter sagte mir überhaupt nicht zu. Ich inskribierte an der Technischen Hochschule Wien zuerst Elektrotechnik. Nach einem Jahr sattelte ich über Anraten eines befreundeten Hochschülers in höherem Semester, der selbst Elektrotechnik studierte, auf Geodäsie um, da man bei Elektrotechnik nach der Hochschule höchstens Zeichner in einer Fabrik werden könne. Ich habe meine Studienwahl nie bereut, es war mein Beruf. Ich musste natürlich Werkstudent sein.

Immer mehr machte sich der Nationalsozialismus bemerkbar. Ein Jugendfreund wollte mich werben. Ich sagte, ich möchte zuerst wissen, was diese wollten. Er brachte mir das Parteiprogramm «Mein Kampf» von Adolf Hitler und ein Buch von Rosenberg. Ich las mit grossem Ent-

setzen, was diese Leute wollten. Das war ja nur die Vorbereitung eines 2. Weltkrieges, die Unterjochung der Menschen, Ausrottung der Juden und Missachtung aller «Nichtarischen» Völker. Ich wurde zum überzeugten Gegner des Nationalsozialismus. Das sagte ich auch meinem Jugendfreund und bedankte mich für das Informationsmaterial. Bei meiner Tätigkeit im akademischen Turnverein und einer Studentenverbindung hatte ich immer wieder hitzige Streitgespräche mit fanatischen Nazis, meistens Professoren und Lehrern, die mir nie etwas über das Programm der Nazi-Partei oder die Ansichten Hitlers in «Mein Kampf» sagen konnten. Wir fanden keine Diskussionsbasis; sie bekamen nur einen hochroten Kopf und warfen mir mein «jugendliches Alter» vor. Ich sagte ihnen, dass sie Verräter am Staat seien, von dem sie ihr Einkommen bezogen. Es wurde mir aber auch klar, dass bald Krieg kommen werde und ich begann, mich besonders über die Verhältnisse in Russland zu informieren, denn ich nahm Hitlers «Mein Kampf» sehr wörtlich. Ich beendete mein Studium für Vermessungswesen an der Technischen Hochschule gerade zur Zeit des Deutschen Einmarsches, des «Anschlusses» durch Hitler im März 1938. Die schriftliche Staatsprüfung legte ich noch vorher, die mündliche unmittelbar nachher ab, noch bei der gleichen Prüfungskommission, bevor diese durch die Nazis von «Nichtnazis» gereinigt worden war. Nachher kam ich gleich, wie schon lange vorgesehen, zur Landesregierung in den Strassenbau. Am 2. Mai 1941 musste ich einrücken, zu den Funkern, da die Rekrutierungskommission bei mir Musikalität und literarische Interessen festgestellt hatte. Die erste Nacht in der Meidlinger Kaserne hatte ich einen sehr lebhaften Traum, der mir die ganze Zeit des Krieges und der Kriegsgefangenschaft immer wieder lebendig wurde: Ich sah mich mit meinem Sohn, er war damals gerade 10 Monate alt, neben mir auf dem Weg in einem grünen Park gehen. Er hatte ein blaues Matrosengewand an und eine Schultasche auf dem Rücken. Ich ahnte damals noch nicht, dass ich meine Zukunft voraussah. Erst über 5 Jahre später kam ich wieder heim. Mein Sohn hatte tatsächlich ein blaues Matrosengewand an und kam kurze Zeit darauf zur Schule.

Warum man mich zu den Funkern steckte und nicht zur Heeresvermessung, weiss ich nicht. Ich strebte meine ganze Militärzeit an, zur Vermessung zu kommen, da ich ja Diplomingenieur für Vermessungswesen war, ich hatte keinen Erfolg. Einem Studienkollegen, der ein Jahr später fertig wurde, gelang es, zur Vermessung zu kommen.

Er wurde dort auch nicht glücklich, denn seine Ausbilder waren Fleischhauer und Friseure, die grösste Schwierigkeiten mit der Mathematik hatten und oft grossen Unsinn «verzapften». Als es ihm einmal zuviel wurde, wagte er sehr dezent sogar, den Ausbilder zu berichtigen. Er wurde von diesem «am Boden zerstört» und hatte nachher kein leichtes Leben mehr.

Da ging es mir noch besser als Funker, wenn auch meine Kameraden fast alle Matura, einige sogar Hochschule hatten, während unsere Ausbilder aber – bis auf einen, der die Hochschule absolviert hatte und der angenehmste und menschlichste war – sture Militaristen und Langdiener waren, die versuchten, aus uns mit primitivsten Methoden preussische Soldaten zu machen. Ich hatte nichts gegen die Preussen, aber ich fühlte mich als ein von einer ausländischen Macht unterdrückter Österreicher. Ausserdem hasste ich jedes Kommando, von solchen Primitivlingen ganz besonders, jeden sinnlosen Drill. Kommissstiefel, Paradieren und Stechschritt erregten bei mir nur lächerliche Gefühle. In der mir aufgezwungenen fremden Heermacht wollte ich auch nichts werden, niemals Heeresoffizier, höchstens Ingenieuroffizier, denn da wäre ich halber Zivilist gewesen. Eine ganz andere Einstellung hätte ich zu einem österreichischen Militär gehabt. Jedoch wollte ich nie etwas tun, wodurch ich meine Kameraden geschädigt hätte.

Nach 3 Monaten Ausbildung – inzwischen war das deutsche Militär in Russland einmarschiert – wurden wir an die russische Front geschickt, zur Schlacht um Kiew, dann Charkow – Stalingrad, und ich bekam, wie viele meiner Kameraden, keinen Urlaub. Die personelle Zusammensetzung unserer Funkkompanie machte uns das Leben auch an der Front nicht gerade leicht. Ein Grossteil der einfachen Funker hatte Matura, manche Hochschule, die Unteroffiziere, Wachtmeister, Stabswachtmeister und Offiziere waren alles andere als sympathische Menschen. Unser Funktruppführer war Wachtmeister, ein Wiener, angeblich gelernter Elektriker, aber arbeitslos, bevor er sich zum Militär auf 15 Jahre verpflichtete. Als Funker in der Funkzentrale beim General waren wir um einiges besser dran als die Infanteristen in ihren Erdlöchern und Gräben. Wir hatten unsere 100 Watt Funkstelle in einem Mercedesbus untergebracht, hatten zum Essen Aluminiumgeschirr, Feldtische und Feldsessel. Wenn dann das Essen durch einen unserer Leute serviert war und wir erwartungsvoll auf unserem Feldsessel sassen, musste unser Funkstellenleiter geholt werden. Er setzte sich zu uns an den gedeckten Tisch

und liess laut einen gehen, sodass sich widerlicher Gestank ausbreitete. Das war sein «Guter Appetit»-Wunsch.

Mich mochte er nicht, an mir, dem «Studierten», nörgelte er herum, nichts machte ich ihm recht. Sicher hatte er vor mir Komplexe, die ich wahrscheinlich auch dadurch vergrösserte, dass ich einmal, als er wieder mit besonderen Heldentaten in Paris – wo die Funkkompanie einige Zeit im Frankreichfeldzug gelegen hatte – prahlte, dass sie beim Heimgehen um Mitternacht mit ihren Pistolen in die Fenster geschossen hätten; dass sie in Weinkellern die vollen Weinfässer aufgeschlagen hätten, sodass aller Wein auslief; wie herrlich es im Puff gewesen sei, als sich alle der Reihe nach angestellt hätten usw., die unerwünschte Äusserung machte, dass sie sich saumässig benommen und sich die Franzosen für zukünftige Generationen zu hasserfüllten Feinden gemacht hätten.

Einmal, als ich mit ihm allein Funkdienst machen musste und er mich wieder sekkerte, sagte ich zu ihm, dass er mir schwer unrecht tue, denn nicht ich sei von Beruf Funker, sondern er. Er könne daher auch nicht dasselbe verlangen, was er sich in jahrelanger beruflicher Tätigkeit angeeignet habe. Ich sei einberufen worden zu einer Tätigkeit, die meiner Ausbildung gänzlich fremd sei. Er habe kein Recht, mich zu schikanieren, er solle nicht vergessen, auch dieser Krieg werde einmal ein Ende haben und für uns beide werde ein neues Leben beginnen. Ich wisse, dass ich in meinem Beruf als Diplomingenieur zurückkehren werde, er aber habe keinen erlernten Beruf; vielleicht müsse er froh sein, wenn er einmal bei uns Amtsdienstler oder Portier werden könne. Er wurde käseweiss, wusste nichts zu sagen, versuchte aber, mich hintenherum loszuwerden. Er hatte dabei allerdings grosses Pech.

Auch mit anderen Wachtmeistern, Stabswachtmeistern und dem Hauptwachtmeister hatte ich einige Differenzen. Einmal schrie mich beim Anreten an der Front so ein deutscher Wachtmeister, der mich auch nicht mochte und bei mir ständig etwas zum Aussetzen hatte, an: «Sie Halbsoldat!». Ich sagte zu meinem Nachbarn: «So eine Beleidigung brauch ich mir nicht gefallen lassen; ich fühle mich überhaupt nicht als Soldat, sondern als ein in Uniform gesteckter Zivilist.» Meine Bemerkung konnten bald alle. Irgendwie muss es der Wachtmeister erfahren haben, denn er sass mir dann noch mehr auf.

Doch dann kam ein Ereignis, das meine Situation gänzlich veränderte,

denn ich erbrachte eine besondere «soldatische Leistung», die vom Kompaniechef, einem neuen natürlich, sogar durch eine Beförderung anerkannt wurde; schliesslich war ich schon 15 Monate Soldat, davon 12 Monate an der Front, ständig im Einsatz und noch Funker wie am ersten Tag. Mich störte das allerdings nicht. Auf einmal gab es wilde Gerüchte über unsere Offiziere und Oberwachtmeister, samt Spiess: Sie hätten die uns zustehenden «Marketenderware» wie Schokolade, Kanditen, Schnäpse, Liköre usw. unterschlagen und nach Hause geschickt bzw. selbst verbraucht. Die ganze oberste Spitze wurde abgesetzt und heimgeschickt, zur Reserveeinheit. Wie wir später erfuhren, wurden sie dort alle befördert. Nur der Verpflegungsunteroffizier musste 3 Wochen sitzen, an der Front natürlich, denn Strafe muss sein beim Militär. Wir bekamen eine neue Kompaniespitze. Besonderen Eindruck machte auf mich der neue Kompaniechef, ein Hauptmann, durch seine Sprache und seine gepflegten Manieren. In meiner Einfalt tippte ich auf ostpreussischen Adel, mindestens Graf. Später erfuhr ich zu meiner Enttäuschung, dass davon keine Rede sein könne, denn er sei im Zivilberuf Krankenkassenkontrollor. Übrigens, unser neuer Spiess war im Zivilberuf Zuckerbäcker in Ostpreussen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was so ein Zuckerbäcker in Ostpreussen herstellt. Doch das war ja unerheblich für meine besondere soldatische Leistung. Also zur Sache:

Ich war ambitionierter Amateurfotograf und hatte einen Fotoapparat (wie bereits erwähnt) mit und fotografierte öfters, soweit es möglich war. Ich entwickelte die Filme sogar und machte Kontaktbilder 24x36 mit Petroleumlampe, auch für andere. Da sah mich einmal unser Schreibstubenunteroffizier, auch ein Österreicher, und stellte fest, dass wir beide die gleiche Kamera hatten, nur mit dem Unterschied, dass er keine lederne Bereitschaftstasche hatte, da er keine mehr bekommen hat. Da er mir leid tat, machte ich mich erbötig, ihm eine Bereitschaftstasche anzufertigen, wenn er mir russische Patronentaschen bringen könne. Er brachte sie mir und ich machte ihm eine solche Tasche. Schwierigkeiten hatte ich nur mit der Schraube zur Befestigung der Tasche am Fotoapparat. Doch die schnitzte ich aus Holz. Die Tasche strich ich mit rotem Lack an, weil mir das russische Schweinsleder der Patronentasche zu wenig attraktiv aussah. Sie sah ganz nett aus. Ich gab sie ihm, er bedankte sich sehr und zeigte sich voll Stolz oft mit seiner Bereitschaftstasche. Da sah ihn auch unser Kompaniechef und fragte ihn, wo er sie bekommen habe, von seiner Frau oder von seiner Mutter, denn hier be-

komme man so etwas nicht und zu Hause gäbe es sie aus Ledermangel schon lange nicht mehr. So erfuhr der Kompaniechef von meiner Existenz. Da er auch eine solche Kamera hatte – sie war damals das gängigste Modell – hätte er auch gerne so eine Tasche gehabt und ersuchte ihn, mich zu fragen, ob ich ihm auch eine anfertigen könne. Ich sagte zu, bekam genügend Patronentaschen und machte ihm auch eine Tasche. Sie wurde noch etwas besser, da ich nun schon etwas Erfahrung mit dem Pressen von Leder in eine Form hatte. Ausserdem konnte ich mir die Befestigungsschraube in der Werkstatt, der LN.K., aus Aluminium an der Drehbank machen lassen, mit dem Hinweis, dass sie für den Kompaniechef sei. Auch strich ich sie braun an, da ich in der Werkstatt einen solchen Lack bekam. Ich wollte sie dem Schreibstubenunteroffizier geben, dass er sie übergebe. Der sagte, ich müsste es selbst tun. Ich nahm all meine militärische Dressur zusammen und meldete mich beim Kompaniechef. Der nahm hochofrenut die Tasche in Empfang und fragte mich freundlich, was ich von Beruf sei, etwa Taschenmacher, Sattler, Schuster oder ob ich einen verwandten Beruf habe. Ich sagte, dass ich einen ganz anderen Beruf habe, ich sei öffentlich Bediensteter als Diplomingenieur für Vermessungswesen mit besonderer Praxis im Strassenbau. Darauf fragte er mich, wie lange ich Soldat sei. Ich sagte: «16 Monate, davon 13 Monate an der Front.» Er fragte, welchen Dienstgrad ich habe. Ich sagte: «Funker.» Er fragte nur: «Was haben Sie ausgefressen?» Ich sagte: «Gar nichts, ich bin halt Hochschulabsolvent. Da wurde er wütend und drohte: «Ich weiss, dass in dieser Kompanie nichts stimmt, das ist ein Skandal; aber ich werde für Ordnung sorgen!» Als erstes machte er mich gleich rückwirkend um einen Monat zum Gefreiten. Von da an war ich auf einmal eine geachtete Person in der Kompanie. Er muss bei den Unteroffizieren und Offizieren einen ziemlichen Krach gemacht haben. Niemand schikanierte mich mehr, auch unser Funktruppoberwachmeister liess mich in Ruhe, denn er glaubte, mich fürchten zu müssen. Ich war auf einmal Fotograf der Kompanie mit allen notwendigen Freiheiten, und der Kompaniechef wollte mich dann unbedingt zum Offizier machen. Ich sagte, ich wolle Ingenieuroffizier für Vermessungswesen werden, da dies ja mein Beruf sei und man solche Fachleute ja suche. Ich sei aber nie gemeldet worden. Er sagte mir, ich solle mir Kopien meiner Staatsprüfungszeugnisse schicken lassen, ich müsse nun einen Unteroffizierslehrgang machen und dann 3 Monate die Funkstelle leiten.

Alle meine Aufnahmen zwischen Andrejewka und Stalingrad sind leider später bei meiner Gefangennahme in Stalingrad samt der ganzen Fotoausrüstung verloren gegangen.

Bei unserem Vormarsch in Richtung Stalingrad kamen wir in der Nähe des Tschir bei glühender Hitze in eine Steppe ohne jeden Bewuchs, die von einer dicken Staubschicht bedeckt war, sodass jedes Fahrzeug schon von Weitem durch eine Staubwolke erkennbar war. Auch der Nachschub kam ins Stocken und es war für die Küche sehr schwierig, trinkbares Wasser in ausreichender Menge zu erhalten. Wir schwitzten jämmerlich und hatten den ganzen Tag fast nichts zu trinken. Nur in der Nacht war es sehr kalt. Wir lagen schon mehrere Tage in dieser unwirtlichen Gegend und hatten keine Aussicht, dass es bald weiter gehen würde.

Alles jammerte und schimpfte. Einen Brunnen sollte man graben können, auch wenn es anstrengend sei. Aber hier gebe es unter der dicken Staubschicht nur trockene weisse Kreide, die man allerdings leicht graben könne und keine Pölung brauche. Vielleicht gäbe es darunter eine wasserführende Schicht. Man müsse nur mit der Wünschelrute eine Wasserader suchen, aber wer könne das. Wir fanden in der Nähe einen Haselstrauch, viele gab es nicht, und schnitten uns eine Gabel zurecht. Mehrere probierten, ob sie bei ihnen ausschlage; auch ich probierte es und merkte selbst nicht, dass sie bei mir plötzlich zu Boden zeigte, bis mich meine Kameraden aufmerksam machten, ich selbst hatte nur auf den Boden geschaut. Ich ging mehrmals hin und her und die Rute schlug immer an derselben Stelle aus. In etwa 10 m Abstand davon hörte der Ausschlag jeweils auf. Wir nahmen an, dass sich die Wasserader in dieser Tiefe befinde. Wir gingen zum «Spiess», machten ihn mit unseren Versuchen und deren Ergebnis bekannt und ersuchten ihn um die Erlaubnis, einen Brunnen graben zu dürfen. Nicht sehr überzeugt von einem Grabungserfolg gab er uns die Erlaubnis, unter meiner Anleitung diesen Brunnen bis zum Wasser graben zu dürfen. Wir holten uns gleich das erforderliche Werkzeug: Krampen und Schaufel, eine Seilwinde, eiserne Eimer, eine Scheibtruhe und Bretter, um darauf das Aushubmaterial wegführen zu können, denn in der dicken Staubschicht wäre dies unnötig anstrengend gewesen. Nachdem wir mehrere Tage gegraben hatten, merkten wir, wie der Boden immer feuchter wurde. Auf einmal stand Wasser in unserer Grube, noch trübes Wasser allerdings, noch nicht trinkbar. Wir gingen erfreut zu unserem «Spiess» und meldeten

ihm unseren Erfolg. Doch der liess uns nicht weitergraben; er habe uns nur erlaubt, bis zum Wasser zu graben. Er wusste offenbar nicht, dass bei jedem Brunnen zuerst trübes Wasser kommt, und dass man noch wenigstens einen Meter weitergraben muss, um einen ausreichenden Wasserstand des Brunnens zu sichern und man dieses Wasser herauspumpen muss, bis es allmählich rein wird. Er gab uns den Auftrag, einen neuen Brunnen zu graben. Wir suchten mit der Wünschelrute, fanden ganz nahe eine neue Stelle und fingen neuerlich zu graben an. Als wir schon wieder in halber Tiefe angelangt waren, kam ganz unerwartet der Befehl, die Stellung zu wechseln und wir fühlten uns um den Erfolg unserer Tätigkeit betrogen.

Wir kamen schliesslich zum Grossen Donbogen, wo sich der Don und die Wolga in gegenläufigen Bögen bis auf ca. 80 km nahekommen und Stalingrad liegt. Am westlichen flachen Hang der Kreideberge, deren östliche Steilhänge das Ufer des Don bilden, sollten wir unsere Winterquartiere schaffen. Der Kompaniechef hatte inzwischen durch unseren Schreibstuben-Unterroffizier von unserer bürokratisch behinderten Wassersuche erfahren und liess mich gleich holen.

Es war die letzte Woche im September, tagsüber noch glühend heiss und nachts so kalt, dass ganze Fliegenschwärme über uns im Zelt im Rauhref erstarren, aber nachher durch die Sonnenwärme wieder lebendig wurden.

Er sagte mir, dass er Urlaub bekomme, um sich zu verhehelichen. Er werde mich mit der Leitung für den Bau der Unterkünfte beauftragen, da er glaube, dass ich dafür am besten geeignet sei. In technischen Dingen dürfe mir niemand etwas dreinreden. Er wolle erreichen, dass wir möglichst rasch Unterkünfte und Bunker am leicht abfallenden Hang mit einzelnen Kreidefelsen für den zu erwartenden Winter bekommen. Ich werde auch zusätzlich russische Kriegsgefangene bekommen. Ich sagte zu, die Leitung zu übernehmen. Er gab den entsprechenden Befehl und fuhr für längere Zeit auf Heiratsurlaub. Wir legten nun fest, für jeden Funktrupp einen Bunker so tief in den Hang zu bauen, dass er auf der tiefsten Seite ein etwa 1 m hohes Fenster ermögliche, das tagsüber durch natürliches Licht auch den Funkdienst erleichtere, dazu weitere Bunker für die leitenden Unterroffiziere, einen Bunker für die Offiziere, den Kompaniechef, einen 3räumigen für die Küche und eine Sauna; im Ganzen 16 Bunker und eine Halle für 7 Kraftfahrzeuge mit 225 m² und Vorplatz. Zur Verfügung hatten wir nur Werkzeug, allerdings genug. Der Spiess liess alle antreten, gab den Befehl des Kompaniechefs bekannt

und sagte, dass wir raschest arbeiten müssten, dass es keine Freizeit geben könne, auch keinen freien Samstagnachmittag – wie in der zivilen Arbeit – oder Sonntag; es gab darüber grosse Aufregung. Dann liess er mich reden. Ich sagte ihnen, dass wir ja selbst wüssten, dass wir in unserem eigenen Interesse möglichst bald unsere Unterkünfte fertig haben möchten und der Arbeitsfortschritt von unserer Arbeitseifer und unserer Arbeitsorganisation abhängig sei. Wir müssten nur möglichst rasch, zuerst gemeinsam, nur so viele Bunker bauen, dass wir nicht mehr im Zelt wohnen mussten, wenn wir auch zuerst noch enger zusammenrücken müssten. Wir benötigten einen LKW und eine Partie, die uns vom nicht weit entfernten Stalingrad Balken, Türen, Fenster mit Glas, Ofenrohre, Bretter und anderes Material aus zerstörten Häusern bringen müsste. Wieviel Stunden gearbeitet werden müssten und ob bzw. wieviel Freizeit es geben könne, sei vom Baufortschritt abhängig. Ich versprach, dafür zu sorgen, dass bei zufriedenstellender Leistung ein freier Samstagnachmittag und Sonntag möglich sei.

Der Erfolg war staunenswert. Die ganze Mannschaft arbeitete von früh bis abends, sogar die Unteroffiziere und Offiziere fragten mich, wie sie helfen könnten. Schon drei Bunker, 4 m x 6 m, waren ausgegraben; wir hatten einen Steinbruch bei einem Kreidefelsen angelegt, wobei wir die Erfahrung machten, dass man Kreide nicht sprengen darf, denn da zerbröseln sie und ist als Baumaterial unbrauchbar, da man durch Brennen auch keinen für Mörtel verwendbaren Kalk bekommt. Bald hatten wir mehrere Fuhren von brauchbarem Baumaterial aus den Ruinen von Stalingrad herbeigeschafft.

Nun war der Samstag da und der Spiess machte sich das erste Mal bemerkbar, gleich unangenehm, mit einer sturen, nur einem Kommissknopf verständlichen Tat. Er setzte auch für den Samstagnachmittag und Sonntagvormittag Dienst an. Da aber alle die ganze Woche intensivst gearbeitet hatten und dringend Erholung brauchten, fürchtete ich, dass sie sich in Zukunft nicht mehr so anstrengen würden. Als sie mich an mein Versprechen erinnerten, dass bei entsprechendem Arbeitsfortschritt am Samstagnachmittag und Sonntag nicht gearbeitet werden müsse, damit sie sich erholen könnten, ging ich zum Spiess, ich, der Gefreite, mit dem Rückhalt des Kompaniechefs, und sagte ihm, dass ich für den zukünftigen Arbeitsfortschritt stärkste Bedenken hätte, wenn er bei seiner Anordnung bliebe, denn die Leute hätten nach meiner praktischen Erfahrung grössere Leistungen vollbracht, als sogar im zivilen Bauwe-

sen üblich sei. Ich könne das sehr wohl beurteilen, da ich in meinem Beruf gelernt habe, jeden Strassenbau vorher zu kalkulieren. Die Leute müssten sich auch erholen können. Ich erinnerte ihn an die Anordnung des Kompaniechefs, dass mir in technischen Dingen niemand dreinreden dürfe, und der Arbeitsfortschritt gehöre nun einmal zu den entscheidenden technischen Dingen. Darauf gab er nach und liess nur antreten, brachte Dienstliches und liess wegtreten. Darüber gab es grosse Befriedigung.

Am Montag ging es mit Feuereifer weiter. Man darf dabei natürlich nicht vergessen, dass auch der Funkbetrieb mit der Armeeleitung aufrechterhalten werden musste, wenn es auch nicht zu viele Funkprüche gab, die allerdings nicht nur als Morsezeichen gefunkt in Buchstaben aufgenommen und anschliessend mit der Schlüsselmaschine nach dem täglich geänderten Code entschlüsselt werden mussten. Da wir ja nicht im Vormarsch waren, hatte unsere Fernsprechkompanie ausreichende Telefonleitungen gelegt. Wir konnten mit den im Steinbruch mit Meissel und Brechstangen gebrochenen Kreideblöcken, die wir händisch zurecht hackten, sodass sie wenigstens eine ebene Seite erhielten, die aufgehenden Mauern der ersten drei Bunker errichten. Es war staunenswert, wie rasch genügend Leute mauern lernten. Für den Mörtel mussten wir uns allerdings den Kalk und Sand aus Stalingrad bringen lassen. In die 4 m breiten und 6 m langen in den Hang reichenden Bunker stellten wir in die Längsrichtung 2 Zwischenstützen, auf die wir einen tragenden Balken legten, sodass keine Stützweite über 2 m zustande kam. Darauf wurden Balken und Bretter gelegt, als Decke darauf der Aushub geschüttet und wasserdicht geschmiert, wie wir es bei den Kosakenhäusern gesehen hatten, deren Dächer mit Gras bewachsen waren. Die Decke verkleideten wir innen mit weissem Konservenblech. An die Stirnseite kam je ein etwa 1 m breites Doppelfenster und daneben ein Türeingang mit einem kleinen Windfang. Da sich unter unseren Kameraden auch der Wiener Heizungs- und Lüftungstechniker Sonnenburg befand, konnten wir unsere Bunker sogar mit einer sehr wirksamen Be- und Entlüftungsanlage ausstatten, die unsere Bunker auch bei der anfänglich starken Überbelegung immer mit guter Luft versorgte; ausserdem bauten wir aus Ziegeln zweikammerige Dauerbrandöfen. In den rückwärtigen Teil bauten wir aus Brettern und Latten dreistöckige Betten, dazu noch Tische und Bänke.

Inzwischen hatten wir etwa 50 russische Kriegsgefangene bekommen,

die uns die gröbere Arbeit wesentlich erleichterten. Wir konnten rasch auch die anderen Bunker in Angriff nehmen und auch die grosse Garage beginnen, die ich von einer gemeinsamen Ausfahrt fischgrätenförmig aufstellen wollte. Diese Arbeiten habe ich nur mit kriegsgefangenen Russen ausgeführt. Da ich zuhause einen Strassenbau mit 300 bis 500 Kriegsgefangenen zu leiten hatten, wusste ich, dass man von Kriegsgefangenen nur dann eine zufriedenstellende Arbeitsleistung erwarten konnte, wenn man ihnen ausreichend – insbesondere Fleisch – zu essen gab und für Rauchmaterial sorgte. Ich sprach mit den Leuten, die unsere Verpflegung bringen mussten und erfuhr, dass ihnen im Verpflegungsmagazin immer Säcke von Buchweizen und Hirse angeboten wurden, die aber niemand nehmen wollte und liegenblieben. Das war genau das Essen, das die Russen gewöhnt waren. Ich liess möglichst viele Säcke bringen. Das Problem mit dem Fleisch konnte ich auch lösen, denn es gab immer wieder Pferde, die wegen Räude geschlachtet werden mussten. Es wurde mir gesagt, dass deren Fleisch keine gesundheitlichen Schäden hervorrufe, aber für deutsche Soldaten nicht verwendet werden dürfe. Später, beim Rückzug nach Stalingrad, gruben wir aus Hunger die verreckten und gefrorenen Gäule aus den Schneehaufen, trieben das Fleisch durch die Maschine und machten uns daraus «Königsberger Klopse». Wir wurden von ihnen nicht krank. Auch die Beschaffung von Rauchwaren fiel mir nicht besonders schwer. Ich brauchte nur das in den Funkstellen suchen, was die deutschen Landser missachteten. Wir bekamen ständig Rauchwaren, darunter solche, die den Rauchern nicht schmeckten, z.B. Stumpen und Pfeifentabak. Ein ganzes Lager davon gab es bei jedem Funktrupp. Die räumte ich ab und gab die missachteten Rauchwaren den Gefangenen, denen sie besonders schmeckten, da sie ganz nach ihrem Geschmack waren, eben kräftig. Ich bekam eifrige, verlässliche Arbeitskräfte, die auch ohne mein Beisein arbeiteten. Ich ging am Morgen mit etwa einem Dutzend hinaus ins Gelände und zeigte ihnen, welche Bäume sie fällen und zu Bauholz verarbeiten sollten, denn ich brauchte Stämme als Steher und Träger für die Garage. Sie hatten Sägen und Beile, ihr Essen und ihr Rauchzeug mit, ich nicht einmal eine Waffe. Niemand musste sie bewachen. Abends holte ich sie; da sassen sie schon gemütlich beim Lagerfeuer und brieten Kartoffeln. Wir mochten uns sehr, die Gefangenen mich und ich die Gefangenen. Ein wenig lernten wir, uns zu verständigen. Ich hörte immer wieder «potschemu» und dann resignierend «nitschewo».

Warum das alles, warum ist Krieg, warum müssen wir zueinander Feind sein? Nitschewo! Wir können nichts dafür, wir können nichts dagegen tun, wir sind machtlos, das ist eben Schicksal.

Alles lief nun ganz schön, so gut es unter den Umständen gehen konnte, da kam Sand ins Getriebe, ich verlor eine grosse Plombe an einem Stockzahn, bekam starke Zahnschmerzen – ein bei mir sehr seltenes Ereignis – und musste zum Zahnarzt, zum Militärarzt natürlich. Er amtierte nicht weit von unserer Stellung in einem Dorf in einem Kosakenhaus. Wir waren mehrere Leidensgenossen und mussten, wie bei Zahnärzten üblich, längere Zeit warten. Es war ein schöner, noch heisser Herbsttag; die Nächte waren dagegen schon empfindlich kalt. Ich sah, dass rings herum lauter Gärten waren mit vielen Paradiesstauden, an denen schöne, rote Früchte hingen. Am Boden sah ich eine grosse Wasserlache, deren feuchte Ufer ganz schwarz waren von lauter Fliegen. Da kam ein altes Weiberl daher mit einem Kopftuch und einem Korb mit Paradeisern. Sie stellte den Korb auf den Boden, nahm eine Handvoll Paradeiser heraus und gab sie mir mit freundlichen Worten, die ich nicht verstand. Ich nahm die Früchte, die sie mir so freundlich gab und ass einige, ohne sie zu waschen, obwohl ich daheim nie eine Paradiesfrucht anschaute, da ich deren Geruch nicht leiden konnte. Sie aber freute sich sehr. Dann kam ich beim Zahnarzt dran, militärisch natürlich, 10 Mann auf einmal mussten wir an treten und bekamen eine Spritze. Als der 10. Patient diese erhalten hatte, wurde dem ersten der wehtuende Zahn gezogen, ganz gleichgültig, ob der Zahn noch hätte plombiert werden können oder das Reissen wirklich notwendig war, oder ob die Spritze schon gewirkt hatte. Bei mir hatte sie jedenfalls noch nicht gewirkt. Der hohle Stockzahn zerbrach beim Herausziehen; ich blutete stark und der Zahnarzt musste immer wieder Splitter herausziehen. Die Spritze begann erst zu wirken, als ich stark blutend weggeschickt wurde. Übrigens, der Stockzahn ist bis jetzt, ausser einem schiefen Weisheitszahn, den ich erst vor kürzerer Zeit verlor, der einzige Zahn, den ich bisher verloren habe. In unserer Familie sind gute Zähne bei männlichen Nachkommen Tradition. Der Zahnarzt erlitt später bei unserem Rückzug nach Stalingrad eine grausame Verwundung. Eine Granate riss ihm den Unterkiefer weg. Wahrscheinlich ist er daran gestorben, denn eine Kieferstation gab es damals nicht mehr. Nun, den Zahn hatte ich verschmerzt, aber der Besuch beim Zahnarzt hatte für mich andere Folgen.

Vorerst werkte ich wieder eifrig für unsere Bunker und es lief alles wie

gewünscht. Wir hatten schon einige fertig und wohnten schon provisorisch zwar noch etwas eng in ihnen, denn die Nächte wurden immer kälter; wir begannen die letzten zu bauen, da bekam ich – nach etwa einer Woche – auf einmal schweren Durchfall mit Blutabgang. Das beunruhigte mich zuerst nicht so sehr, da ich Hämorrhoiden hatte und öfter Blut wegging. Schliesslich ging sehr viel Blut weg und ich bekam Fieber. Ich lag einige Tage in unserem Krankenrevier, in einem Haus, dem einzigen, das wir hatten, in dem sich auch unsere Schreibstube befand, von dessen Fenstern ich zu unserem Steinbruch sehen konnte. Ich hörte die ersten Sprengungen, sah die Trümmer fliegen, obwohl ich verboten hatte, zu sprengen, da die Kreidefelsen durch Sprengen zerbröseln und als Baumaterial unbrauchbar werden. Meine Kameraden, die mich besuchten, beklagten sich, dass nun alles drunter und drüber gehe. Die Offiziere und Unteroffiziere hätten nun wieder das Kommando übernommen und jeder schaffte an. Sie wussten nicht, wie das weitergehen werde. Ich hatte ja nur die Sprengungen wahrnehmen können, aber nicht die anderen falschen Massnahmen. Übrigens hätte sogar der Spiess, dem meine händische Arbeit im Steinbruch zu langsam war, feststellen müssen, dass ich recht habe, denn sie hatten durch die Sprengungen kein brauchbares Baumaterial erhalten, sondern nur kleinen Schotter und Staub. Sie würden nun sicher eine Woche brauchen, bis man den Steinbruch wieder so weit habe, dass man ordentliche Bausteine, natürlich händisch nach meiner Methode, erhalten könne. Das musste ich hören, hatte Fieber, scheussliches Bauchgrimmen und musste immer wieder zur Latrine. Da liess mich der Dienstarzt ins nicht sehr weit entfernte Feldlazarett bringen, samt allen meinen Sachen, Tornister und Gewehr; er vermutete schwere Ruhr bei mir. Das Feldlazarett bestand aus mehreren eingeschossigen Kosakenhäusern, aussen weiss angestrichen, deren Wände aus einem Gemisch von Lehm, Sand, gehäckseltem Stroh und Kuhmist bestanden und ein Holzgestell als Versteifung hatten. Das Firstdach war nur leicht geneigt, bestand aus einer Bretterunterlage, auf die ca. 20 cm Lehm geschüttet und gut verdichtet worden war. Auf dem Lehm wuchs Gras und schützte ihn vor dem Austrocknen. Der Boden in den Häusern war ein leicht feuchter, glatt gestrichener Lehm. Unser Haus bestand nur aus einem Raum, der durch die hölzernen Stützen des Daches unterteilt war, an die niedrige Bretter genagelt waren, sodass ein abgegrenzter Mittelgang entstand, auf dessen beiden Seiten bis zur Aussenwand Stroh geschüttet war, auf dem rauhe Decken lagen. Das waren unsere Spital-

betten. Die meisten Patienten litten an Hepatitis, Sumpffieber oder Ruhr, wie ich. Interessanterweise starben verhältnismässig mehr wegen ihrer Lebererkrankung als an Ruhr. Mir ging es verheerend, fast 2 Wochen konnte ich nichts halten und es ging nur Blut weg. Mein Arzt, Dr. Dibold, auch ein Linzer, wie er mir sagte, konnte mir keine geeignete Schonkost geben, keinen Zwieback aus Weissbrot, nur schwarzes Kommissbrot, das über einem beissenden Feuer aus Kamelmist – anderes Brennmaterial gab es nicht – geröstet wurde. Er sagte, er könne mir nichts Geeigneteres zu essen geben, weil nichts vorhanden sei; so wurde ich immer schwächer. Ich sagte, er solle mir halt Normalkost geben, ärger könne es auch nicht werden. So bekam ich wieder die erste Normalkost, zähes Rindfleisch mit Linsen. Das hatte eine unerwartete Wirkung. Schlagartig war der Durchfall und das Blut weg und ich bekam wieder Appetit. Man entliess mich bald aus dem Feldlazarett zurück zur Kompanie mit einem Begleitschreiben, dass ich möglichst rasch auf Urlaub in die Heimat geschickt werden solle.

Ein Lastauto nahm mich mit und setzte mich etwa 300 m von unseren Bunkern entfernt ab, da eine weitere Zufahrt nicht möglich war. Da stand ich nun mit allen meinen Sachen, Tornister und Gewehr. Ich war zu schwach, um alles zugleich in unser Quartier zu tragen. Also nahm ich nur das Gewehr, Patronentaschen und Seitenwaffe und kam mühsam dort an. Erst als 2. Rate holte ich mit einem Kameraden die anderen Sachen. Der erzählte mir, was sich während meiner Abwesenheit abgespielt hatte. Es habe einen empfindlichen Stillstand im Baufortschritt gegeben, es sei fast nichts weitergegangen, obwohl sie von früh bis abends ununterbrochen hätten arbeiten müssen, meistens sogar im Dunkeln, bei Petroleumlicht; die Mauern seien viel zu dünn gemacht worden; jede Nacht habe es schon bis 15 Grad Celsius unter Null, sodass das dünne Mauerwerk nachts immer einfriere. Bei den Kriegsgefangenen gebe es immer wieder Tote. Dort unten sei für sie ein ständig wachsender Friedhof angelegt worden. Das Kommando über die Kriegsgefangenen habe der Berliner Leutnant – ein unerfahrener Maturant – 21 Jahre alt, übernommen, der von ihnen härteste Arbeit verlangte, aber viel zu wenig zu essen gebe. Sie stürben daher wie die Fliegen an Entkräftung. Der Arbeitsfortschritt beim Garagenbau sei auch minimal.

Ich ging auch gleich zu ihm, machte ihm Vorwürfe wegen des geringen Arbeitsfortschrittes und dass er die Gefangenen in einen so schlechten

Zustand gebracht habe, weil er ihnen viel zu wenig zu essen gab. Er behauptete, sie hätten zu wenig gearbeitet. Ich antwortete, dass niemand auf die Dauer arbeiten könne, wenn er zu wenig zu essen bekomme. Er antwortete, dass er, wenn die «Hottentotten» nicht mehr könnten, sich neue hole, denn es gäbe genug gefangene Russen. Ich bezeichnete seine Handlungsweise als einen beschämenden Verstoss gegen die Menschlichkeit und sagte, dass ich ab sofort meine vom Kompaniechef mir übertragene Arbeit wieder aufnehme und mich auch um die Gefangenen wieder selbst kümmern werde. Dieser Leutnant fand einige Wochen später, etwa Mitte Jänner 1943, als uns die Russen vom Stadtrand von Stalingrad ins Zentrum, unseren letzten Zufluchtsort zurücktrieben, einen schrecklichen Tod. Er stand, wie mir geschildert wurde, auf dem Trittbrett seines Autos und wollte mit herumfuchtelnden Armen seine Leute kommandieren, wurde von der Besatzung eines angreifenden russischen Panzers gesehen, die eine Panzergranate abfeuerten, von der er samt Auto zerrissen wurde.

Ich brachte dann den ganzen Bunkerbau wieder in Schwung, liess aber sofort die zu dünn errichteten Mauern wieder abreißen, das Wasser für den Mörtel anwärmen, die Mauern mit möglichst gut behauenen Kanten und dadurch engen Fugen mit wenig Mörtel errichten und abends früh genug aufhören, damit der nächtliche Frost nicht zu sehr schaden konnte. Körperlich war ich allerdings noch sehr klapprig. Ich sollte ja besondere Schon- und Aufbaukost erhalten und möglichst bald auf Heimaturlaub gehen, den ich mir nach bald 20 Monaten Militärzeit, davon über 16 Monaten an der Front, sicher verdient hatte. Doch die für einen Rekonvaleszenten nach schwerer Ruhr notwendige Ernährung gab es auch bei der Kompanie nicht. Die Versorgungslage wurde an und für sich – wie schon oft – immer schwieriger; allerdings Hirse und Buchweizen für meine gefangenen Russen gab es immer noch ausreichend, auch Pferdefleisch und Landtabak.

Da kam auf einmal der Befehl, dass unsere Kompanie 10 Leute auf Urlaub schicken könne. Ich hätte als Erster auf Urlaub Anspruch gehabt auf Grund des ärztlichen Attestes und weil ich ausserdem schon über 20 Monate keinen Urlaub gehabt hatte. Meine Kameraden baten mich aber, ich solle noch so lange bleiben, bis die Bunker fertig seien. Sie hätten berechtigte Sorge, dass sonst die Bunker nicht zeitgerecht fertig werden würden. Ich solle beim nächsten Termin fahren, dann könne ich zu Weihnachten zuhause sein. Also blieb ich, ein anderer, aus Ybbs, fuhr statt mir. Alle damaligen Urlauber kamen nicht mehr nach Russland,

sondern nach Italien und soviel ich weiss, wieder heim. Dieser Entschluss kostete mich Stalingrad und über 3 1/2 Jahre russische Kriegsgefangenschaft, 5¼ Jahre in Russland, ohne Urlaub, über 3¼ Jahre war ich verschollen, vom Parteiblockleiter als Toter, als Selbstmörder erklärt, von meiner Dienststelle als Toter behandelt worden. Das alles konnte ich natürlich nicht ahnen. Ich wusste allerdings auch nicht, wie sich der Leiter der Funkstelle, der Oberwachtmeister hinterrücks verhalten hatte.

Nun, die Bunker wurden gerade zum richtigen Zeitpunkt fertig ausser der Garage und der Sauna. Alle hatten schon ihre vorgesehenen Bunker bezogen, da kam der Kompaniechef von seinem langen Verehelichungsurlaub zurück. Er war ganz angetan von unserem Werk und konnte gar nicht glauben, dass er allein so einen Bunker bewohnen dürfe; er fragte gleich, wie die anderen untergebracht seien und war sehr zufrieden, als er sich selbst von der Angemessenheit der Unterbringung der anderen überzeugen konnte.

Er begann mit der Unteroffiziersausbildung für mich. Ich musste mit der ganzen Kompanie exerzieren, musste kommandieren. Mir bereiteten nur einige preussische Kommandos öfter Schwierigkeiten, das «Stillgestanden!» am meisten; in Österreich hiess es schon in Zeiten der Monarchie: «Habt acht!» und beim Umkehren: «Kehrt Euch!» Das klang ins Ohr und verstand jeder von den vielen Völkern der Monarchie, auch wenn er sonst kein Deutsch verstand. Inzwischen waren auch meine Staatsprüfungszeugnisse gekommen, die meine Frau im Original geschickt hatte, weil sie nicht rasch genug eine Zweitausfertigung erhalten konnte. Xeroxkopien gab es ja damals noch nicht. Sie bestellte aber auch Zweitausfertigungen für den Fall, dass das Archiv der Technischen Hochschule in Wien im Krieg zerstört werden sollte. Ich hatte dabei kein besonders positives Gefühl, auch bezüglich des Urlaubs nicht, als ob ich Unheil ahnte.

Die Entwicklung nahm auch einen ganz anderen Verlauf. Es wurde immer kälter, es war ja schon November und man schickte unsere Pferde zur Überwinterung in die Ukraine. Es gab ständig zunehmenden Funkverkehr, von unserem Horchposten vorne, Aufklärungsfliegern über uns und unsere Meldungen an das Armeekommando. Immer neue Meldungen gab es von Panzerbewegungen am anderen Ufer des Don und der Wolga. Von Ferne hörten wir das Granatfeuer von Stalingrad, aber die Stadt fiel nicht in deutsche Hand. Uns beunruhigten aber besonders die russischen Panzer an unserer linken Flanke, wo die Rumänen lagen, von

denen wir wussten, dass sie nicht ausreichend panzerbrechende Waffen hatten und dass dort das Ufer des Don flach war. Freilich war dazwischen der grosse Donfluss. Wir erwarteten immer Verstärkung durch Panzer Jäger. Aber es kamen keine, nur manchmal STUKAS, die dort ihre Bomben abwarfen, aber offenbar nicht viel ausrichteten. Wir hatten das Gefühl, dass sich schreckliches Unheil zusammenbraute. Allerdings, für unsere Stellung hatten wir keinen direkten Angriff zu erwarten, denn wir hatten ein hohes senkrechtes Steilufer und waren eine kampferfahrene Division, die die Russen in Ruhe liessen. Aber die Rumänen waren in ganz anderer Lage. Angeblich traute man ihnen nicht und gab ihnen keine Waffen.

Am 25. November kam dann der Funkspruch: Die Russen sind mit Panzern durchgebrochen und versuchen, uns einzukreisen. Wir bekamen als erstes unseren nächsten Sold frühzeitig ausgezahlt und warteten auf den Befehl, uns nach Westen zurückzuziehen. Über uns flog ständig der Aufklärungsflieger und meldete auf UKW mit dem D-Gerät, wo sich die russischen Panzer befinden und dass sich ihre Zahl immer vergrössere. Der Berliner Leutnant, der die «Hottentotten» so schmähdlich behandelt hatte, stand den ganzen Tag an der D Funkstelle auf einem Feldtisch im Freien, den Kopfhörer auf den Ohren und hörte sich ganz verstört die im Klartext gefunkten Meldungen des Aufklärers an. Er war mit seinen Nerven am Ende.

Bei Tag hörten wir in unserer Funkstelle die Nachrichten, wo und wie weit die Russen durchgebrochen waren, abends auf unserer Funkwelle jedoch immer wieder den russischen Propagandaspruch im Geisterston: «Stalingrad die Todesfälle, keiner kommt mehr lebend heraus. Rettet euch, lauft zu uns über und haltet dabei die Geleitzettel, die wir immer wieder abwerfen über euren Kopf und ihr werdet von uns freundlich aufgenommen werden, werdet nicht mehr frieren und Hunger leiden, sondern so frei sein wie wir, die schon vor euch übergelaufen sind.» Nachts, um 12.00 Uhr, hörten wir im Radio Belgrad das Lied der Lilie Marleen: «Vor der Kaserne, vor dem grossen Tor ...» und nachher im strengverbotenen englischen Sender die deutschsprachigen Nachrichten, was es vom Krieg zu berichten gab, vom Leben bei uns daheim, aber kein einziges Wort von Judenverfolgungen, von Konzentrationslagern und Massenvernichtungen der Juden. Das erscheint mir jetzt sehr merkwürdig, denn entweder wussten die Engländer trotz Spionage genauso wenig wie

wir an der Front, oder hielten es nicht für kriegswichtig. Alles zusammen versetzte uns in höchste Unruhe, in grosse Sorge um unsere Zukunft.

Endlich kam per Funk ein Armeebefehl, aber ein ganz anderer, als wir erwarteten: nicht nach Westen, den Russen nach, sollten wir durchbrechen, sondern nach Osten, nach Stalingrad, und uns dort «einigeln». Das Durchbrechen nach Westen hätten wir für sinnvoll gehalten, da die Russen bisher nur mit Panzern durchgebrochen waren und diese wegen der Schwierigkeiten mit dem Treibstoffnachschub noch sehr beschränkt bewegungsfähig waren; die Infanterie aber noch nicht ausreichend nachgekommen sein konnte.

Es ging auch das Gerücht, dass unser Armeegeneral zu Hitler geflogen sei und unseren Durchbruch nach Westen als das Sinnvollste vorgeschlagen habe, von ihm aber abgewiesen worden sei, denn «wo ein deutscher Soldat seinen Fuss hingesezt habe, dürfe er nicht mehr zurück. Er brauche Generäle, die Zuversicht ausstrahlten und nicht Defätismus.» Unser Vorwurf gegen Paulus war, dass er sich nicht als Persönlichkeit erwies, weil er nicht den Mut hatte, sich als Militärfachmann einem grössenwahnsinnig gewordenen Laien zu widersetzen. Er war eben nur ein preussischer Militarist und hatte sicher nicht «Mein Kampf» gelesen; er ging in Gefangenschaft und kam sogar wieder heim. Die Russen behandelten ihn auch so, wie er es verdient hatte. Er opferte unser Leben und riskierte nicht seines.

Nach Osten sollten wir uns über den Don über die Brücke bei Kalatschkin nach Stalingrad zurückziehen und dort «einigeln», bis wir von einer Ersatzarmee, die vom Kaukasus herankommen werde, befreit werden würden, unsere schweren Geschütze sollten wir sprengen, da für sie ohnehin keine Munition verbanden wäre, auch die nicht unbedingt notwendigen LKW, um Benzin zu sparen. Nachschub würden wir aus der Luft durch JU 52 bekommen. Man werde uns «heraushauen».

Wir mussten nun schweren Herzens unsere so wohlausgestatteten, warm geheizten Bunker überstürzt verlassen und mit unseren Funkstellen, entsprechend umgestalteten Mercedesbussen – wegen möglicher Luftangriffe natürlich bei Nacht – auf einer schmalen Strasse das steile Ufer hinunter zum Don zur Brücke bei Kalatschkin fahren und warten, bis wir hinüberfahren konnten. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Vor uns rauschte der dunkle Strom, in der Ferne das brennende Stalingrad mit immer wieder grell aufleuchtenden Granaten, ständig fernes Grollen, wie bei einem Gewitter, und um uns nervöses Gedränge, dann immer

wieder das Krachen, das das Sprengen unserer schweren 22 cm Geschütze verursachte, das uns das Gefühl vermittelte, dass wir nun wehrlos waren, wenn die Russen uns wirklich angriffen – ein Igel ohne Stacheln. Wir ahnten den Untergang unserer Armee, aber auch den Hitlerdeutschlands.

Plötzlich sah ich, dass wir bei einer Mühle standen. Ich nahm einige Kameraden mit, um nachzusehen, ob wir etwas Brauchbares zum Essen finden könnten. Tatsächlich fanden wir zwei Säcke mit russischem, schwarzen Vollkornmehl, aus dem das russische Brot gemacht wurde, und einige Kanister mit schwarzem, süsslichem, dickflüssigem Inhalt; nachher erfuhr ich, dass dies Melasse, ein Rückstand bei der Zuckererzeugung, sei. Wir nahmen alles mit. Unser Funktruppführer liess sie uns aber nicht mitnehmen und behauptete, dass dadurch der Funkwagen zu stark belastet werde. Wir suchten und fanden dann einen kleinen Anhänger, auf den wir alles luden und ihn anhängten.

Wie recht wir taten, sahen wir später; es kam zu einem sehr starken Lebensmittelmangel, denn wir büssten durch den Rückzug nach Osten unsere Verpflegungsmagazine ein, da der Rückzug so hastig erfolgte und die Zahlmeister alles so gewissenhaft genau nahmen, dass sie nicht versuchten, die Magazine möglichst rasch zu räumen und die Lager auf die kämpfende Truppe zu verteilen, sondern raschest zusperrten und alles «befehlsmässig» zur Sprengung vorbereiteten. So flog unsere Verpflegung und unsere Winterbekleidung in die Luft und verbrannte nutzlos. Wir aber hatten nur die unzureichende deutsche Soldatenkleidung und fast nichts zu essen. Wir suchten uns aber damit zu beruhigen, dass man uns sicher herausholen werde; wenn dies aber nicht gelingen würde, sei dies der Anfang vom Ende des Angriffskrieges, das wohlverdiente Ende, denn wir hatten beim ganzen Vormarsch nach Stalingrad ständig ein unbestimmtes Gefühl des Grauens, da es keine Flankensicherung gab. Man suchte uns damit zu beruhigen, dass wir ja von der Luft aus mit den bewährten JU 52 bald ausreichend versorgt werden würden, die – wie schon bisher auch – Kranke und Verwundete in die Heimat transportieren könnten. Vorerst hatten wir ja noch unsere Mercedes Funkbusse, in denen wir vor der Kälte einigermassen geschützt waren und warme Verpflegung, wenn diese auch sehr knapp war, Trockengemüse und Dosenahrung. Wir mussten nicht marschieren, die Wagen kamen im Schnee doch, wenn auch nur langsam, voran, aber der Treibstoff wurde knapp.

Die Russen liessen uns vorerst in Ruhe. Es gab keine Luftangriffe und wenig Artilleriefeuer. Die Russen setzten alle Kräfte in den Vormarsch nach Westen. Zuerst biwakierten wir mit unseren Wagen auf freiem Feld, dann fuhren wir in eine Balka, eine bis zu 20 m tiefe Lössschlucht, wie es um Stalingrad nur eine gibt, die Zarizaschlucht. Sie durchschneidet ganz Stalingrad und reicht bis zur Wolga. Dort blieben wir bis zum 10. Jänner 1943. Die Schlucht bestand im oberen Teil aus ungefähr 10 m senkrechten Wänden, dann setzte ein steiler, etwa 5 m hoher Hang an, der durch den ausgewitterten Löss gebildet wurde, die anschliessende, muldenförmige, flache Talsohle war stellenweise etwa 10 m breit. Dort standen nahe nebeneinander die Fahrzeuge unserer Funkkompanie, viele von ihnen, z.B. unsere Küche, auf der Seite, die bei Artilleriebeschuss schwer gefährdet war. Aber darüber machte sich keiner Gedanken. Mir aber liess es keine Ruhe; ich ahnte Unheil. Ich sagte mir, die Russen würden uns sicherlich nicht immer in Ruhe lassen und wir mussten mit Fliegerbomben- und Artilleriebeschuss rechnen. Auch wurde es ja immer kälter und unsere Funkwagen als Unterkunft immer unzureichender. Wir mussten unter die Erde. Da mir aus meinem Geologieunterricht bei Professor Stinny bekannt war, dass der Löss sehr luftig und standfest ist und auch bei uns viele grosse Weinkeller in den Löss gebaut sind, kam mir die steile Lösswand sehr gelegen zum Bau einer Kaverne für unseren Funktrupp vor. Man musste sie in die Seite graben, von der ein Angriff zu erwarten war, den Eingang nicht direkt, sondern zweifach gewinkelt, anlegen, sodass auch kein Splitter hineinfliegen konnte und in der Höhe dorthin, wo die senkrechte Lösswand in den steilen Schräghang übergeht. Dann würde auch keine Fliegerbombe uns gefährden können. Man musste auch berücksichtigen, dass wir immer wieder Funkprüche geben und empfangen mussten, sodass die Russen sicher alle unsere noch in Betrieb befindlichen Funkstellen durch Peilung festgestellt haben mussten.

Es gelang mir, meine Kameraden von der Notwendigkeit des Baues der Kaverne zu überzeugen. Da für eine solche anstrengende Arbeit unsere Verpflegung schon sehr unzureichend war, kamen uns die zwei Säcke mit schwarzem Vollkornmehl und die Behälter mit der süssen, schwarzen Melasse sehr gelegen, als Zusatzkost. Zuerst hatten wir noch keine Erfahrung, wie man schwarzes Vollkornmehl anders als nur zu Brei verkochen kann. Dann fand einer der Kameraden einen Artikel in der Kronenzeitung, einer alten natürlich, als er auf dem Sprissl in der Latrine

sass und sie vor ihrer widmungsgemässen Verwendung auch noch las, wie man sogar Bäckereien daraus machen kann. Wir buken dann auch Weihnachtskekse, die wir mit Melasse süssten und die dadurch natürlich noch schwärzer wurden.

Wir begannen sofort, einen winkeligen, niedrigen Gang zu graben, dann einen Raum, ca. 3 m hoch, halbkreisförmig gewölbt, 5 m breit und auch 5 m lang in die Lösswand hinein, wobei wir rings herum eine etwa $\frac{3}{4}$ m breite Bank zum Sitzen und auch Schlafen stehen liessen. Die Arbeit ging verhältnismässig rasch voran, da der Löss leicht feucht war, sich leicht abgraben liess und sich, wie erwartet, sehr standfest erwies. Bald waren wir fertig und konnten ihn beziehen. Unser Funktruppführer liess uns arbeiten, ohne sich einzumischen, er nannte uns nur öfter feige, weil wir Angst hätten.

Inzwischen kamen immer wieder Funksprüche von der Ersatzarmee, die sich von der Kaukasusfront zurückzog und herankam. Schliesslich bekamen wir sogar direkten Funkkontakt mit ihrer nur mehr 30 km entfernten Spitze. Dann kam die Armee zum Stillstand; die Russen hatten fast ihre ganze Artillerie bei uns abgezogen und gegen sie eingesetzt. Nur einige Stalinorgeln waren hiergeblieben und machten sich immer wieder bemerkbar – das waren kleine Raketen auf einem Schienengestell, die hintereinander losgelassen wurden. Sie waren nicht besonders gefährlich, da sie nur einen Streubereich von etwa 150 m hatten. Man musste nur auf den Einschlag der ersten achten, in Deckung gehen und mitzählen, denn die Anzahl der Raketen war immer gleich und nachher brauchten sie verhältnismässig viel Zeit, bis das Gestell wieder geladen war. Mit dem Einsatz von mehreren Stalinorgeln konnten sie natürlich schon sehr unangenehm werden, auch wenn die Sprengkraft der Raketen nicht sehr gross war, die Splitterwirkung war gefährlich, bis zu 150 m.

In unserem Abschnitt hatten die Russen nur eine Stalinorgel, und diese auch nur zeitweise eingesetzt. Da wir uns seit unserer Vertreibung aus unseren wohlausgestatteten Bunkern keine Wäsche hatten mehr waschen können, entschloss ich mich, meine Schmutzwäsche an dem etwa 500 m vor unserer Schlucht liegenden Brunnen zu spülen, obwohl das freie, offene Gelände immer wieder von einer Stalinorgel beschossen wurde und es 25 Grad unter Null hatte. Meine Kameraden rieten mir ab, weil ich wegen der Kälte die Wäsche nicht spülen werde können. Ich sagte ihnen, ich werde beweisen, dass es doch gehen werde. Ich nahm also meinen Kübel mit der vorgewaschenen Wäsche, zog warme Strick

handschuhe an und ging vorsichtig zum Brunnen. Dort zog ich über die Wollhandschuhe starke Gummihandschuhe an und schwemmte in meinem Kübel die Wäsche. Die Wäsche und meine Gummihandschuhe knirschten nur so, da beide rasch gefroren waren; aber meine Finger blieben warm und auch die Wäsche taute im warmen Brunnenwasser, das ich mit einem Holzkübel aus etwa 10 m Tiefe mit einem Seil und einer Winde herausholen musste, rasch auf und gefror, nachdem ich sie mit viel Wasser geschwemmt und gut ausgewunden hatte, rasch wieder, wobei sie dadurch sogar trockener wurde.

Da der Brunnen der einzige für die Wasserversorgung unseres Abschnittes war, kamen ständig auch Kameraden anderer Militäreinheiten. Auf einmal sah ich das mir wohlbekanntes Gesicht meines 8 Jahre jüngeren Bruders Peter, der begonnen hatte, Medizin zu studieren. Unsere Freude war vorerst gross, aber dann kam grösste Beklommenheit auf, da wir uns der Lage bewusst waren. Ich wusste nur, dass er etwas früher als ich einrücken musste und wegen seiner Grösse zur Garde kam, die das Heereshauptquartier in Jugoslawien bewachen musste und dass er dann woanders hin versetzt wurde. Er sagte mir, dass er nicht Weiterstudieren durfte, weil er dazu einen Frontdienst brauchte; sein Dienst beim Gardebataillon, zu dem er sich ja gar nicht gemeldet hatte, sei ihm aber nicht angerechnet worden. So sei er fast zur selben Zeit wie ich nach Russland als Sanitätsunteroffizier abkommandiert worden. Er machte den ganzen Russlandfeldzug mit, in nächster Nähe von mir, er in der 297., ich bei der 44. Division. Seine Division stand in ständigem Funkkontakt mit unserer Funkstelle, aber wir wussten nichts voneinander. Unsere Angehörigen kannten ja nur seine Postleitzahl, wussten aber nicht, wo er sich befand. Urlaub hatte er auch keinen bekommen, so wie ich. Über meinen Aufenthalt wussten meine Angehörigen immer Bescheid, denn ich hatte mit meiner Frau einen Code ausgemacht, laut dem ich sie immer über die geographische Länge und Breite und den Namen des Ortes informierte, wo ich mich befand. Da unsere Post streng zensuriert wurde, hätte man solche Ortsangaben mit schwarzer Farbe unlesbar gemacht. Auf meinen Code kam aber niemand, obwohl er sehr einfach war. Wir unterhielten uns einige Zeit über die Lage. Mein Bruder sagte mir, ihr Divisionsgeneral sei mit einem Flugzeug geflüchtet, da er eine neue Division aufstellen müsse. Er wisse nicht, was mit ihnen, den Resten der 297. Division, sein werde. Ich sah, dass er in sehr schlechter psychischer

Verfassung war und versuchte, ihm Mut zu machen. Da begann auf einmal die Stalinorgel, die wir schon ganz vergessen hatten, wieder ihre Tätigkeit aufzunehmen – die Einschläge kamen immer näher. Wir mussten schleunigst weg vom Brunnen und in Deckung, möglichst rasch in unsere Stellung. Wir konnten uns nur mehr gegenseitig versprechen, zu versuchen, weiter in Kontakt zu bleiben. Das war nicht mehr möglich, das Schicksal wollte es anders. Ich sah ihn nie mehr. Ich traf nur in Gefangenschaft zufällig einen Angehörigen der untergegangenen 297. Division, der mit meinem Bruder beisammen war, als die Russen am 10. Jänner 1943 bei Baburkin durchbrachen und es zum Nahkampf kam. Er selbst wurde von den Russen niedergeschlagen und nachher gefangen, mein Bruder dürfte nach seiner Ansicht dabei gefallen sein. Meine Mutter, der ich bei meiner Rückkunft die Nachricht vom vermutlichen Tod meines Bruders überbringen musste, wollte an den Tod ihres Sohnes nie glauben und hoffte bis zu ihrem Tod mit über 90 Jahren auf seine Rückkehr. Übrigens war zur selben Zeit auch mein jüngster Bruder, er war auch Funker, am Ilmensee – allerdings nur einige Zeit – verschollen. Es war eine schwere Zeit für meine Mutter, die uns alle sechs Kinder sehr liebte, obwohl sie sich unseretwegen so schwer abrackern hatte müssen; drei Söhne waren auf einmal verschollen.

Zu sagen wäre noch, dass auch der Überbringer der Nachricht über meinen Bruder – auch er war Sanitäter – bald darauf im Gefangenenlager an Angina, Entkräftung und Mutlosigkeit starb. Bei vielen lähmte die Mutlosigkeit ihren Überlebenstrieb. Wir empfanden es als eine zynische Nachlässigkeit, als groben Verstoss gegen die Menschlichkeit, dass die deutsche Heeresleitung nichts getan hatte, um ihre Soldaten zum Überleben auszubilden, wenn etwas schiefling, sondern nur zum Kämpfen. Sie sollten siegen, sich auch in aussichtsloser Lage durch Kämpfen den Tod verschaffen, Selbstmord verüben, aber nie in Gefangenschaft gehen, weil dies ein grosssprecherischer, fanatischer, verrückter Führer – fern vom Schuss in seinem bombensichern Führerbunker – befahl. Sein Grundsatz: «Wo ein deutscher Soldat seinen Fuss hingestellt hat, darf kein anderer mehr hin» empfand ich und viele Österreicher als grossmäuligen Wahnsinn.

Für diese Wiederholung des Ersten Weltkrieges durch den von unseren Vätern abgelehnten «Österreicher», der sich selbst als Deutscher fühlte und den Militärdienst in Österreich verweigert hatte, in Deutschland aber gross wurde, da er dort genug seiner Gesinnung fand, hatte ich nie

das Geringste übrig. Ich sah meine Lebensaufgabe nur darin, zu überleben – aber nie auf Kosten anderer – und auf den Verlust des Krieges zu hoffen. Ich hatte überhaupt keine Bedenken wegen des von den Rekruten abgeleisteten «Fahneneides», denn er war uns ja aufgezwungen worden, bei schwersten Folgen bei einer Weigerung, ihn zu leisten. Ich habe ihn nicht mitgesprochen und ihn nie für mich verbindlich anerkannt. Wir Österreicher waren ja von einer fremden Macht grundlos überfallen worden. Wie konnte man von uns Treue erwarten, wenn man den Überfallenden nicht einmal Gelegenheit gab, auszuwandern, wenn sie nicht einverstanden waren und ihnen die Ausstellung eines Passes verweigerte. Dann überstürzten sich die Ereignisse. Das bittere Ende kündigte sich an. Die Nachrichten von der Ersatzarmee wurden immer schlechter. Sie blieb in ihrem Vormarsch stecken, musste vor dem fanatischen Widerstand der Russen, die alle ihre Kräfte gegen sie geworfen hatten, zurückweichen. Es kamen hoffnungslose, traurige Weihnachten. Nur unsere schwarzen Kekse waren unser Weihnachtsluxus, die Verpflegung war schon sehr miserabel, da die Versorgung aus der Luft wegen der russischen Fliegerangriffe auf dem Flughafen nur mehr schwer möglich geworden war. Es wurden nur mehr Verpflegungsbomben abgeworfen und die fielen auch nicht immer dorthin, wo sie am notwendigsten gebraucht worden wären. Sie wurden von den Einheiten in Besitz genommen, in deren Abschnitt sie fielen. So kam es, dass es Einheiten gab, bei denen an Lebensmitteln noch kein Mangel war, sodass sie auch Weihnachten noch wie gewohnt feiern konnten, sie hatten ja noch nicht ihre Verpflegungslager sprengen müssen, wir aber, die Einheiten aus dem Westen, die wir befehlsmäßig über den Don nach Osten ziehen und uns einigeln mussten, hatten unsere Nachschublager verloren, bekamen aber nichts von den dort schon ansässigen Einheiten. Besonderer Mangel herrschte an Fleisch, aber wir wussten uns zu helfen. Wir sahen im flachen Vorfeld zu den Russen im weissen Schnee einsame, weisse Hügel. Wir vermuteten, dass diese weissen Hügel eingeschneite, tote Pferde waren, Wir warteten eine Gefechtspause ab, schlichen zu so einem Hügel, fanden tatsächlich ein totes Pferd und hackten uns ein Stück des tiefgefrorenen Kadavers heraus, tauten es auf, trieben es durch die Fleischmaschine und machten uns im kochenden Wasser «Königsberger Klopse» daraus. Woran das Pferd zugrunde gegangen war – vermutlich durch Granatsplitter –, machte uns keine Sorgen. Es war ein Festessen und keiner wurde da-

von krank. Die Küche hatte aber nur mehr Trockengemüse zu bieten. Doch wir hatten noch ein besonderes Problem. Wir hatten ja unsere Funkautobusse, und deren Tanks waren fast leer. Falls wir aus irgendeinem Grunde von hier fortmussten, wären wir nicht weit gekommen. Da bewährte sich die besondere «Organisationsgabe» unseres Berliner Leutnants. Er brachte in Erfahrung, dass am nächsten Tag zeitig in der Früh bei einer nahen, allerdings fremden Einheit, Treibstoff ausgegeben werde, natürlich nur für deren eigenen Bedarf. Er gab mir den Befehl, mit ihm dorthin zu gehen und 2 leere Kanister mitzunehmen, um sie anfüllen zu lassen. Wir mischten uns unter die anderen Treibstoffempfänger. Er stand neben mir und füllte selbst unsere Kanister an. Die anderen getrauten sich nicht, etwas zu sagen, weil er Offizier war. Er war aber begreiflicherweise sehr nervös bei dieser illegalen Handlung und traf plötzlich mit dem aus dem Schlauch fliessenden Benzin meine Stiefel auf beiden Füßen bei den Zehen. Sie waren sofort gefroren und gefühllos, denn es hatte etwa 30° unter Null. Ich sagte ihm, dass ich meine Füße sofort auftauen müsse, da ich sonst schwere Erfrierungen an meinen Füßen bekommen werde. Er schrie mich nur an: «Scheiss egal!», ich müsse sofort den Treibstoff zu unserer Einheit bringen. So brachte ich mit steifen, gefühllosen Füßen die vollen Kanister zu unserer Stellung. Dann ging ich in den Funkbus. Dort, in der Wärme tauten meine Zehen auf. Ich bekam wahnsinnige Schmerzen, als sich ein Zehennagel nach dem anderen, alle zehn, abhob und mit der umliegenden Haut jedes ersten und zweiten Zehengliedes eine grosse Blase bildete, also Erfrierungen 2. Grades, die nachher eitrig wurden. Der Sanitäter brauchte dann nur mit seiner Schere rings herum die Haut wegschneiden und die ganzen Zehenkappen samt Nagel herunterziehen. Das tat nicht mehr weh, denn die Haut war ja schon abgestorben und daher gefühllos. Ich bekam dann einen dicken Verband und konnte natürlich in keinen Stiefel mehr hinein. Unser Kompaniechef gab nun den Befehl, dass ich als Kranker in der Funkstelle bleiben müsse und keinen Dienst mehr machen dürfe. Das war für mich schon ein besonderes Entgegenkommen, denn Erfrierungen an den Füßen waren damals schon kein Grund mehr, dass man auf Wache nicht geschickt werden durfte, da Erfrierungen wegen der unzureichenden Bekleidung schon alltäglich waren. Doch da kam der 10. Jänner 1943. Die Russen hatten die Ersatzarmee, die aus dem Osten herangeeilt war, zurückgeschlagen. Nun setzten sie

alle Kräfte dazu ein, um unserer Armee ein Ende zu bereiten. Schlagartig verloren wir den letzten Flughafen. Grausame Szenen spielten sich ab, weil in die JU 52 gerade Schwerverletzte und Kranke verladen wurden. Die Russen brachen herein, die Flugzeuge setzten ab, ohne Rücksicht auf die Menschen. Manche klammerten sich an das Fahrgestell oder das Leitwerk an, nur, um mitzukommen. Sie stürzten nach kurzer Zeit erfroren zur Erde.

Plötzlich, am Morgen des 10. Jänners, setzte in unserem Abschnitt schweres Geschützfeuer ein. Die Russen schossen mit allen Kalibern den ganzen Vormittag. Doch wir sassen in unserer Lösskaverne, 10 m dicken Löss über uns. Wir hörten das Geknallen, aber kaum ein Körnchen löste sich von der rundgewölbten Decke. Unser Funktruppführer spottete über unsere Feigheit, weil wir uns nicht getrauten, aus der Kaverne hinaus in den Funkbus zu gehen. Er war «mutig» und ging hinaus. Da sauste eine Granate herunter und die Splitter flogen. Einer traf ihn. Er hatte Glück, denn nur die Hose hinter der Kniekehle war zerfetzt. Bleich kam er herein und sprach nicht mehr von Feigheit. Die Granate hatte aber doch böse Folgen. Ein Splitter traf unseren Küchenchef an der Stirn. Er war gleich tot. Auch gab es Schaden an Kraftwagen.

Gleich darauf kam die Nachricht, dass die Russen seitlich von uns durchgebrochen seien. Wir mussten sofort weg von hier und uns in die Stadt Stalingrad zurückziehen. Wir kamen am gleichen Nachmittage noch an den Stadtrand. Ich hatte das Glück, wegen meiner erfrorenen Füße im Funkwagen mitfahren zu können. Ich sah aber durch das Heckfenster, wie rechts und links erschöpfte Landser im tiefen Schnee zusammenbrachen, nicht mehr weiterkonnten und liegen blieben. Hilfe gab es keine mehr. Die Armee war in Auflösung.

Die Nacht verbrachten wir im Funkbus. Ein russisches Flugzeug kam über uns vorbei und warf Bomben ab. Splitter flogen durch die Funkstelle, einige trafen mich am Oberarm und einer steckte in meinem Stirnbein. Mein Schädel aber war hart genug, ihn abzubremsen. Ich zog sie mir selbst heraus und desinfizierte die Wunden. Am nächsten Tag kamen russische Panzer in unsere Nähe und schossen auf einige unserer Fahrzeuge. Wir hatten schwere Verluste. Auch unseren Berliner Leutnant zerriss eine Panzergranate, wie ich schon erwähnte. Dann war das Ende unserer Einheit im Kampfe gekommen.

Schreckliche Szenen

So dösten wir in der Baracke fast ohne Hoffnung dahin, wieder etwas Essbares zu bekommen. An einem Morgen, es dürfte der 24. Februar gewesen sein, kam die Nachricht, dass wir uns vorbereiten sollten, Essen zu empfangen. Diese Nachricht elektrisierte uns und wir warteten voll Hoffnung, aufgerufen zu werden, stundenlang, den ganzen Tag, bis wir resigniert einschliefen. Erst spät in der Nacht kam die neue Botschaft, wir sollen für je 10 Mann einen Mann mit je 5 Kochgeschirren zur Küche schicken, der für je 2 Mann 1 Kochgeschirr – etwa ½ Liter – empfangen werde. Diese Methode wurde in diesem Lager auch später beibehalten. Wir schickten unsere Essenüberbringer mit ihren Kochgeschirren los. Draussen war finstere Nacht, nur die Umgebung der Küche war ausreichend beleuchtet, sonst war nur so viel Licht, dass man die Richtung der Strasse zur Küche fand, ohne über etwas zu stolpern. Seitlich davon gab es uneingesehene Winkel zwischen den Baracken. Unsere Leute liessen sich die Kochgeschirre anfüllen und eilten zurück zu unseren Baracken. Sie hatten in beiden Händen die vollen Kochgeschirre mit unserem Essen zu tragen; da wurden sie von aus dunklen Ecken auftauchenden Gestalten überfallen (sie glaubten, rumänische Zigeuner zu erkennen). Sie wehrten sich – dabei ging einiges Essen verloren – und schrien nach uns um Hilfe. Einige unserer noch ausreichend kräftig Gebliebenen stürzten hinaus und nahmen Holzprügel mit. Mit ihnen vertrieben sie die Wegelagerer und wir erhielten nach fast 4 Wochen das erste warme Essen – einen halben Liter dünnen Brei, Kascha, aus geschrotetem Weizen. Andächtig assen wir es. Man hatte in der Küche gesagt, dass wir nun regelmässig Essen bekommen würden. Nun, einigermaßen regelmässig gab es nun dieses Essen, aber nicht alle Tage, in 3 Tagen etwa zweimal; wir wussten nur nicht, wann es geholt werden konnte. Wir warteten den ganzen Tag darauf und schickten mit den Essträgern immer eine mit Prügeln bewaffnete Begleitmannschaft mit, auch bei Tag, damit unser kostbares Essen nicht wieder in Gefahr kam, von Wegelagerern geraubt oder bei einem Handgemenge verschüttet zu werden.

Wie ich schon erwähnt habe, hatte ich meine Schweizer Präzisionschenuhr I.W.C. bei der Leibuntersuchung bei der Gefangennahme retten können. Ich war stolz auf sie, als meinen einzigen Besitz, zog sie regelmässig – ganz geheim – auf und wollte sie um nichts hergeben, obwohl mir bekannt war, dass die Russen sehr scharf auf gute Uhren

waren, da die bei ihnen erzeugten Uhren von minderer Qualität und noch dazu für sie viel zu teuer waren. Ich wollte die Uhr unbedingt behalten, da ich möglichst bald einen Fluchtversuch machen wollte und dabei die Uhr als Kompass verwenden wollte, wie ich es bei den Pfadfindern gelernt und oft genug praktiziert hatte. Ich hatte gelernt, man müsse die Uhr horizontal so legen, dass der Stundenzeiger in die Richtung zur Sonne weise; dann sei die Mitte zwischen dem Stundenzeiger und 12 Uhr des Ziffernblattes die Südrichtung; natürlich nur ungefähr, aber ich hoffte, damit meine Russlandkarte ausreichend genau orientieren zu können.

Da kam ganz unerwartet ein wohlgenährter Deutscher in Landseruniform und suchte nach mir. Er sagte, er wisse – wieso und woher sagte er mir nicht – dass ich eine sehr gute Schweizer Uhr habe. Er kenne einen Russen, einen hohen Offizier, der suche so eine Uhr und wolle mich gut mit Brot und auch anderen Lebensmitteln bezahlen, wenn ich sie ihm gäbe. Ich solle ihm meine Uhr zeigen und sagen, was ich dafür haben wolle. Der Russe sei ehrlich und verlässlich, er könne sich verbürgen, dass er die Vereinbarungen einhalten und mir die Uhr nicht mit Gewalt wegnehmen werde. Ich zeigte ihm die Uhr, er war befriedigt, kam dann mit dem Russen, der auf mich einen guten Eindruck machte und dem ich auch meine Uhr zusagte. Ich verlangte von ihm 10 kg Brot und $\frac{1}{2}$ kg Zucker. Das war für mich sehr viel, da ich vom ständigen Hungern schon ganz entkräftet war. Es war aber auch, wie ich erfuhr, der damals übliche Preis, allerdings an der oberen Grenze der Qualität der Uhr angepasst. Wir machten aus, dass er nachmittags um 4 Uhr zur gegenseitigen Übergabe kommen könne.

Ich sagte mir, dass ich unter den gegebenen Umständen gar nicht anders handeln konnte, denn bei der nächsten Leibesvisitation hätten sie mir die Uhr doch weggenommen; so hatte ich wenigstens Brot bekommen. Ich hatte es ja dringst notwendig.

Wie recht ich hatte, zeigte sich schnell. Kaum waren der deutsche Dolmetsch und der Russe fort, kam ein zweiter Russe und fragte nach mir und der Uhr. Der gefiel mir schon weniger, denn er machte auf mich einen brutalen, wenig vertrauenserweckenden Eindruck. Er hatte einen typischen, russischen Stahlhelm mit einem Knauf auf der Spitze – wie Kaiser Wilhelm seinerzeit – und trat sehr selbstherrlich auf. Alles in mir warnte mich. Da ich befürchten musste, dass er mir die Uhr einfach wegnehmen und mir Fusstritte statt Brot verpassen könnte, durfte ich ihm nicht sagen, dass ich die Uhr schon vorher jemand anderem zugesagt ha-

be. Ich liess ihn im Unklaren und verlangte von ihm einen höheren Preis. Er versprach mir, alles zu bringen. Wir machten 5 Uhr nachmittags aus. Ich musste nun darum zittern, dass der erste Anwärter meiner Uhr wirklich pünktlich kam und dann schleunigst im Lager verschwinden, damit mich der andere nicht erwischte. Nun, er kam pünktlich, bekam die Uhr und ich das Brot, 10 Kilolaibe, leider keinen Zucker, da er keinen bekommen konnte. Ich verzichtete darauf, allerdings schweren Herzens. Nun hatte ich das viele Brot, aber wohin damit, ohne in Gefahr zu kommen, dass es mir gestohlen wird? Da machte sich der Loisl aus Graz erbötig, es in seinen grossen Luftwaffenrucksack zu geben und diesen als Kopfpolster zu verwenden. Antreten brauchte er ja nicht, da er dazu schon zu schwach war, er selbst war aber die Treue und Ehrlichkeit in Person. Er hätte sich nie auch nur das kleinste Stückel von meinem Brot genommen. Natürlich gab ich ihm jedesmal, wenn ich mir etwas herunter schnitt, aber ich musste ihn jedesmal dazu drängen, dass er etwas annahm. Er sagte, es sei meine Uhr gewesen, für die ich das Brot erhalten habe, es sei daher mein Brot, das mir dazu helfen könne, wieder heimzukommen. Er kenne den Wert dieses Brotes und könne sich nie dafür revanchieren. Ich sagte, wenn wir wieder heimkommen, werde ich ihn besuchen und er könne sich mit Kaffee und Gugelhupf mit Nussfüllung bewirten, denn das war damals für uns das Höchste unserer Wünsche. Doch so weit war es noch nicht, denn ich hatte ja noch einen zweiten Bewerber um meine Uhr, dem ich nicht getraut hatte, aber nicht abweisen hatte können, da dies mir zu gefährlich erschienen war und den ich eine Stunde später bestellt hatte. Ich musste schleunigst verschwinden, in eine andere Baracke und einige Stunden ausbleiben. Ich sei kaum fort gewesen, erzählte man mir nachher, da sei er schon mit einigen Brotlaiben erschienen, aber weitaus nicht so vielen, wie er mir versprochen hatte. Er habe einen Tobsuchtsanfall bekommen als er hörte, dass ich die Uhr schon einem anderen Offizier verkauft habe und ich nicht mehr in der Baracke wohne. Erst im Finstern kam ich zurück und ass das erste Mal von meiner neu erworbenen Köstlichkeit. Natürlich mit dessen Bewahrer, Loisl, unauffällig und etwas abseits. Das Brot gab neuen Lebensmut, wenn mir auch klar war, dass der Vorrat nur kurze Zeit helfen konnte, den Hunger zu stillen. Aber hatten wir wirklich noch echtes Hungergefühl? Das gab es nur die

ersten Wochen, oder eigentlich Tage, dann waren unsere Körper auf Sparflamme geschaltet. Wir lebten von in unserem Körper gespeicherten Reserven an Kalorien, unserem Körperspeck, soweit vorhanden. Bei mir war es wenig Speck, da ich ja noch als Rekonvaleszent nach schwerer Ruhr ohne ausreichende Erholung in die Gefangenschaft gekommen war und den Eiweissbedarf des Körpers, insbesondere für die Herztätigkeit, nahm er sich aus unseren Muskeln. Interessant war nur, dass die Wohlgenährten weniger widerstandsfähig waren als die Normal- oder Unternährten. Wir gingen allmählich ein. Wichtig für unseren Kreislauf war nur, dass wir täglich nicht zu wenig Bewegung machten, aber auch nicht zu viel, denn das verbrauchte zu viel Kalorien.

Am nächsten Tag, als wir wieder dösend herumsassen, sagte unser Schreibstubenunteroffizier Pfleger, dem ich damals die Bereitschaftstasche für seine Kodak Retina Ib und über seine Veranlassung dieselbe auch unserem Kompaniechef gemacht hatte, laut vor allen zu mir: «Weisst Du, dass Du nicht hier in dieser Scheisse sein müsstest, wenn Du gewusst hättest, dass Dich dieser Lump, dieser Judas, verraten hat!» Dabei deutete er mit seiner ausgestreckten Hand auf meinen früheren Funkstellenchef. Mir kam das ganz unerwartet und ich sah ihn verständnislos an und sagte nur, dass dies das Natürlichste sei, denn die Russen hätten uns alle eingeschlossen, die Heeresleitung uns im Stich gelassen und so seien wir eben gefangen genommen worden. Viele von uns lebten sogar nicht mehr. Ja, ja, sagte er, das stimme schon, aber nicht für mich, denn ich hätte ja auf Urlaub gehen können, aber ich hatte statt mir einen anderen gehen lassen und hätte ihnen geholfen, die Bunker für die Überwinterung fertig zu bauen. «Ich hätte dafür zu Weihnachten zu Hause sein können», sagte ich, «und da habe ich eben Pech gehabt.» Er sagte, er bezweifle, dass ich so gehandelt hätte, wenn ich gewusst hätte, dass mich dieser Lump verraten habe, ein falsches Zeugnis über mich abgegeben habe, aus Feigheit. Der Kompaniechef habe mich zum Leiter unseres Funktrupps machen wollen, da er mich auf die Ingenieuroffizierschule schicken wollte. Er habe aber vorher meinen Funkstellenchef fragen müssen, ob ich bereits in der Lage sei, diese Funkstelle zu führen. Da habe dieser das falsche Zeugnis abgegeben, dass ich dazu nicht fähig sei. Dadurch habe sich die Möglichkeit der Ingenieuroffizierschule immer mehr hinausgezögert. Er habe es nur aus Gehässigkeit und Feigheit gemacht, weil er wusste, dass ihn unser Kompaniechef nicht mochte

und ihn zu einer Funkstelle bei einer Infanterieeinheit abgeordnet hätte. Das hätte er gefürchtet, da er vielleicht etwas mehr Pulver hätte riechen müssen. Er war, wie viele unserer Berufssoldaten, feige. Ihr Grundsatz war: Soldat sein ist schön, aber nur in der Kaserne, an der Front ist es Scheisse.

Alle Augen richteten sich auf unseren ehemaligen Chef. Er wurde leichenblass, dann hochrot, versuchte, etwas zu sagen, wahrscheinlich, sich zu rechtfertigen. Er konnte nicht reden, er zitterte nur, denn er sah die Empörung in allen Augen, denn alle wussten, was ich für sie getan hatte. Er bekam einen Schock, von dem er sich nicht mehr erholen konnte. Er konnte mit seinem schlechten Gewissen nicht mehr fertig werden. Er kniete sich in eine Ecke des Raumes und betete dort hinein. Er reagierte auf uns überhaupt nicht mehr. Dann zog er sich aus und liess alles von sich gehen und legte sich hinein.

Am nächsten Tag kamen die Russen und verlangten, dass die Gesunden sofort in eine andere Baracke umziehen müssten, die Kranken sollten hier bleiben. Sie würden von Sanitätern ins Lazarett gebracht werden. Wir aber durften die Baracke nicht mehr betreten. Solche Umsiedlungen gab es öfter, die Russen wollten Seuchen vermeiden und es gab eine ständige Verminderung des Belages der Baracken, da wir täglich Tote hatten.

Nach einiger Zeit lernte ich einen Sanitäter kennen, der unsere ehemalige Baracke reinigen musste. Er sagte mir, er habe dort einen Toten gefunden, ganz nackt, in seinem eigenen Dreck liegend. Sein schrecklicher Tod hat mich jahrzehntelang im Traum verfolgt. Wir hatten uns ja nicht geliebt, aber ich habe ihm nie etwas Schlechtes gewünscht. Als ich dann 1946 heimkam, habe ich sofort auch seine Angehörigen von seinem Tod verständigt. Sie kamen zu mir, seine alte, einfache Mutter und sein Vater und wollten Näheres von seinem Tode wissen und ob er ein anständiges Begräbnis gehabt habe. Ich habe ihnen verständlicherweise nicht die Wahrheit gesagt, sondern sie beruhigt. Die toten Kriegsgefangenen hat man eingescharrt, als sie zu stinken anfangen, nicht aus Pietät, nein, nur aus sanitären Gründen.

Dulce et decorum est pro patria mori! hatte ich in der Lateinstunde gelernt, aber auch den Abschiedsspruch der Spartanerinnen, wenn ihre Männer in die Schlacht zogen: «Kehre zurück mit ihm (dem Schild) als Sieger, auf ihm als Toter(!), aber nie ohne ihn!» – denn das hiesse Flucht, denn auf der Flucht musste man den schweren Schild wegwerfen. Wir waren ja auch für das Regime in unserem Land nur die Versa-

ger, da wir uns nicht umgebracht hatten, wie die Parteistrategen von uns erwartet hatten. Für die Russen waren wir jedoch lästige Esser, da sie selbst fast nichts zu essen hatten und uns noch dazu bewachen mussten. Doch allmählich kamen sie darauf, dass wir ja auch arbeiten konnten, sogar viele in Russland so gefragte Spezialisten unter uns hatten und dass es eigentlich unverzeihliche Verschwendung war, uns einfach sterben zu lassen. Es war noch ein weiter Weg, bis es für die Übriggebliebenen echte Chancen zum Überleben gab.

In unserer neubezogenen Baracke ging das Sterben weiter, unsere Verpflegung war ja minimal. Oft lag am Morgen beim Erwachen neben mir ein Toter, manchmal sogar rechts und links. Menschen, mit denen ich abends noch gesprochen hatte; ihre einzige Krankheit war Hunger. Sie bekamen Durchfall und starben daran.

In unserem Raum war auch ein grossknochiger Deutscher, der von sich sagte, er sei daheim schon immer Kommunist gewesen und habe dafür unter dem Hitlerregime viel leiden müssen, sei oft eingesperrt gewesen; aber zum Militär habe man ihn geschickt, wehrwürdig sei er erklärt worden, obwohl er immer, auch jetzt, ein eitriges Ohr habe. Nun sei er in Gefangenschaft gekommen. Die Russen hätten ihn als Kommunisten aber auch nicht anerkannt, sondern gesagt, er sei ein Verräter, denn er habe in der Hitlerarmee gekämpft. Wenn er ein echter Kommunist wäre, hätte er zu den Partisanen gehen und gegen die Nazis kämpfen müssen. Mit dieser Ansicht der Russen wurde er nicht fertig. Er brach psychisch zusammen und wurde rasch immer schwächer. Auf einmal fing er leise zu singen an: Brüder zur Sonne, zur Freiheit; Brüder zum Licht empor. Über die dunkle Vergangenheit leuchtet die Zukunft hervor! Die Stimme war dabei immer stärker geworden, dann schwächer, nur mehr stossweise und leise. Dann brach er ab und rührte sich nicht mehr. Er war tot. Neben ihm lag ein ganz junger Kerl; er sei 19 Jahre und aus Ulm, erfuhr ich von ihm. Er richtete sich aus Brettern eine Art Schrägen her und sagte mir, das sei sein Totenbett.

Er legte sich hin und wollte nicht mehr aufstehen. Das hätte in kürzester Zeit seinen Tod bedeutet. Ich sagte ihm, er sei doch noch so jung und dürfe das seinen Eltern nicht antun. Er müsse durchhalten, dürfe nicht apathisch liegenbleiben. Er sei stark genug, die jetzige schwierige Lage zu überstehen. Doch er wollte nicht auf mich hören. Da nahm ich einen Stock und prügelte ihn immer wieder von seinem Totenbett herunter. Schliesslich nahm er Vernunft an und legte sich nicht mehr ständig nie-

der. Er starb nicht. Er kam dann in ein anderes Lager und ich erfuhr viel später, als ich zufällig mit einem Kameraden sprach, der von diesem Lager kam, dass er überlebt habe, gesund sei, und die Aussicht habe, dass er auch wieder heimkomme. Diese Nachricht freute mich wirklich.

Unser Lager befand sich in der Nähe des Gaswerkes am Fusse einer Hügelkette. Die Sonne schien fast jeden Tag strahlend und der Schnee begann zu schmelzen; es war Ende März geworden und der Frühling kündigte sich an. Da hörten wir von den Hügeln immer wieder ein eigenartiges Donnern, so, als ob die Front wieder näherkäme. Einmal flog sogar ein deutsches Flugzeug und warf Bomben ab. Wir wussten ja nicht, was vorging und eine kleine Hoffnung kam wieder auf, dass man uns vielleicht doch noch befreien würde; dieses eigenartige Donnern dauerte viele Tage. Erst dann erfuhren wir, was los war. Man suchte unter uns Freiwillige, die bereit waren, Tote zu begraben. Man versprach ihnen für diese Tätigkeit ein halbes Kochgeschirr voll dünner Suppe. So eine schwere Arbeit war für unseren Zustand lebensbedrohend. Ich warnte alle, aber der Hunger trieb sie dazu, sich doch zu melden. Mancher kehrte abends nicht mehr zurück. Die Arbeit war ihm zu anstrengend gewesen – er war tot zusammengebrochen und gleich mitbegraben worden. So erfuhren wir, dass russische Pioniere oben auf dem Hügel Kotluban Minenrichter gesprengt hatten, in die man die in unserem Lager wie Scheiter aufgeschichteten Toten mit Lastwagen transportierte, denn es wurde immer wärmer, sie tauten immer mehr auf und der Leichengeruch wurde ständig stärker. Ich hatte einige Wochen nachher Gelegenheit, diese Trichter zu sehen. Doch das später.

Ein neues Problem wurde immer grösser: unsere durch die primitiven Verhältnisse erzwungene Unsauberkeit. Wir besaßen ja nur die Wäsche und die Uniform, die wir am Leibe trugen, keine Seife, keine Gelegenheit uns zu waschen und lebten auf engstem Raum zusammen. Das Trinkwasser mussten wir uns aus Schnee und Eis erschmelzen, was sehr mühsam war und viel Brennmaterial erforderte. Das Wasser war daher viel zu kostbar zum Waschen. Plötzlich hatten wir Läuse. Jeden juckte es am ganzen Körper und es gab nichts gegen dieses Ungeziefer.

Doch nun kam vorerst die befürchtete Katastrophe. Ich bekam plötzlich starkes Fieber mit Flecken auf der Haut, das Fleckfieber, eine in Russland besonders im Krieg nicht ungewöhnliche Seuche. Gegen diese

Krankheit waren wir beim Militär nicht geimpft worden, nur einige wenige bekamen diesen Schutz. Uns war nur verboten worden, Russenhäuser zu betreten, aber ganz besonders, in ihnen zu schlafen. Das wurde beim Vormarsch eingehalten, aber nicht mehr beim Rückzug nach Stalingrad und erst recht nicht in Gefangenschaft. Zwei Wochen hatte ich stärkstes Fieber bis 42 Grad – wir hatten noch ein Fieberthermometer und es konnte gemessen werden. Die meiste Zeit war ich nicht ansprechbar. Es gab keine ärztliche Betreuung. Es gab nur einen Menschen, der sich um mich bemühte, die treue Seele, mein Freund Loisl aus Graz, der treu mein Brot bewachte und dafür sorgte, dass ich, wenn ich bei Bewusstsein war, ein Stück davon ass. Weil mir vor allem ekelte, gab er mir das Brot immer in anderer Form, einmal stückchenweise, einmal geröstet, dann wieder als Brotsuppe. So brachte er es zustande, dass ich nicht vollständig von Kräften kam. Ihn selbst musste ich ein jedesmal dazu nötigen, dass er auch ein Stück Brot mitass, sonst wäre er eher gestorben, als dass er mir ein Stück heimlich weggenommen hätte.

Interessant ist aber, dass niemand uns das Brot mit Gewalt wegnahm und alle mein Eigentum respektierten. Nur einmal legte der Loisl ein Brotscherzlerl neben sich und sah einen kurzen Augenblick wo anders hin, da war es auch schon fort, gestohlen.

Von der Küche gab es auch in dieser Zeit fast keine Verpflegung, höchstens dünne Suppen. Langsam wurde das Fieber immer weniger und ich wurde mir der Umwelt wieder mehr bewusst. Ich spürte wieder das Jucken der Läuse und stellte mit Schrecken fest, dass die Haut unter meiner Wäsche ganz übersät von roten Läusebissen war und wenn ich darüberstrich, sie sich angriff, als ob sie voller Sand wäre, als ob ich mich beim Sonnen auf dem Meeresstrand im Sand herumgewälzt hätte, alles voll von Läusen und Nissen. Ich hatte noch von zu Hause einen dunkelblauen, von meiner Frau gestrickten Pullover. Der war so voll von Läusen, dass er wie meliert aussah. Ich war verzweifelt, weil ich keine Methode wusste, wie ich diese Tausende Läuse aus meinem Pullover herausbekommen konnte. Da fragte ich einen mir bekannten Arzt, was ich tun sollte. Er sagte mir, ich solle ihn ausziehen und eine Woche an die Wand hängen, dann seien die Läuse und Nissen wegen der Kälte und aus Nahrungsmangel tot und ich könne ihn wieder anziehen. Ich folgte seinem Rat. Nach einer Woche lagen am Boden unter dem Pullover so viele tote Läuse, dass man sie mit einem Löffel hätte wegschaufeln können, aber er sah trotzdem noch genauso meliert aus, denn die Läuse waren

wohl tot und durch das Hungern ganz bleich geworden, doch sie blieben im Gewebe des Pullovers hängen. Ich konnte mir nicht mehr vorstellen, dass es noch einmal ein Leben für mich ohne Läuse geben würde. Es gab es wieder, sogar in der Gefangenschaft, es dauerte allerdings noch viele Monate, bis es so weit war.

Als ich das erste Mal wieder aufstand, war ich ganz wacklig auf den Beinen, aber mein Lebenswille war ungebrochen, nur der Kopf brauste, als ob ich mich neben einem grossen Wasserfall befände und über meinen Körper gingen dauernd kalte Schauer mit Zittern an Händen und Füssen. Ausserdem stellte ich mit Entsetzen fest, dass ich keinen Buchstaben mehr schreiben konnte und mir die Lösung auch der einfachsten Rechnung nicht mehr möglich war, geschweige denn die Lösung der einfachsten Formel. Dabei war Mathematik einmal mein besonderes Fachgebiet. Voll Sorge befragte ich einen der Ärzte in unserem Lager. Er untersuchte mich und sagte mir, dass ich durch das lange Hungern nur ein Herz wie ein kleines Kind habe, das aber gesund sei. Ich dürfe mich nicht zu sehr anstrengen und es dadurch schädigen, sondern ich solle es durch vorsichtiges Trainieren langsam stärken. Über die anderen Zustände solle ich mir keine Sorgen machen, sie seien normale Zustände nach Fleckfieber. Auch mein Gehirn werde wieder seine alte Leistungsfähigkeit zurückgewinnen. Ich solle es nur immer wieder schulen. Mathematik sei besonders geeignet. Ich folgte seinem Rat und fand später einen Kameraden, einen Mathematikprofessor; wir schwelgten gemeinsam in höherer Mathematik, wobei unsere Schreibunterlage eine stählerne, rostige Latrinentür abgab.

Doch während meiner Krankheit hatte die Frühlingssonne den ganzen Schnee weggeschmolzen und langsam kam zartes Grün aus der wiedererwachten Erde. Es waren meistens Pflanzen der Steppe, die wir nicht kannten, hauptsächlich Hartlaubgewächse. Diese Pflanzen faszinierten uns ganz unglaublich. Überall sah man einen Gefangenen am Boden hocken und das junge Grün pflücken. Die Pflanzen waren so klein, dass man mehrere Stunden brauchte, um unsere Militärtrinkbecher voll zu pflücken. Sie waren für uns eine Köstlichkeit und wir hatten das Gefühl, dass es uns wohltat, Grünes zu essen, obwohl der Geschmack nicht besonders war. Da bemerkten die Russen unser merkwürdiges Tun und verboten uns, das Grüne zu sammeln und zu essen, weil wir davon krank werden würden. Das Verbot wurde streng überwacht. Doch es trat genau

das Gegenteil ein, was sie erreichen wollten. Statt dass das grosse Sterben geringer wurde, stieg es wieder rapide an. Die Toten zeigten auf einmal eigenartige Anschwellungen, Ödeme, Hungerödeme. Da sahen die Russen, dass sie einen Fehler gemacht hatten und stellten eigene Pflückkomandos auf, die unter Aufsicht – sogar ausserhalb des Lagers – nicht nur für sich, sondern auch für die anderen das junge Grün pflücken mussten. Die gesundheitlichen Verhältnisse besserten sich wieder. Man starb nicht mehr aus Vitaminmangel, sondern wieder nur mehr aus Hunger. Die Verpflegung reichte einfach nicht aus. Die Russen wollten ja erreichen, dass ihre Gefangenen nicht mehr sterben, wir waren für sie eine sehr erwünschte Arbeitskraftreserve mit vielen Spezialisten. Sie hatten aber die grössten Schwierigkeiten, ihre eigene Zivilbevölkerung zu ernähren; auch diese musste hungern.

Die Russen versuchten von Neuem, die sanitären Verhältnisse in den Griff zu bekommen. Sie setzten für jede Baracke einen der bei uns noch vorhandenen gefangenen Ärzte als Leiter ein. Er sollte für Ordnung, für die Erkrankten, für die Verteilung des Essens und für den Abtransport der Toten sorgen. Sie hatten jeden Tag die Anzahl der zu liefernden Essensportionen (dünne Suppe) zu melden. Natürlich wurden die Toten als Essensempfänger auch noch mitgemeldet. Tote gab es Tag und Nacht in jeder Baracke. Doch die Ärzte waren auch hungrige Menschen wie wir. Da sie nun aber unsere Capos waren, hatten sie einen kleinen Vorteil. Sie mussten ja für den Abtransport der Toten sorgen, die fast immer nur wenig zu vererben hatten. Manchmal war aber auch ein Ring aus Gold oder Platin mit Brillanten darunter. Das nahmen sich die Ärzte, um sich – wie es hiess – dafür etwas zum Essen oder zum Rauchen einzutauschen. Das Rauchen war für die Raucher das wohl am schwersten zu ertragende Problem. Für Rauchwaren gaben sie den kostbarsten Brillanterring oder Goldring her. Wenn der neue Besitzer starb, hatte er schon etwas zu vererben, wofür auch die Russen etwas gaben, wie für meine Schweizer Uhr. Die Ärzte behaupteten allerdings, von den Russen verpflichtet worden zu sein, das von Toten Hinterlassene zu sammeln und abzuliefern. Das ist durchaus möglich, aber es glaubte ihnen niemand, vielleicht waren wir ungerecht und sie lieferten wirklich ab, wenn auch nicht jeder alles.

Der Schnee und das Eis samt den nachherigen Wasserlachen waren restlos verschwunden, aber wegen der am Tag immer stärker fühlbar wer-

denden Wärme wurde der Bedarf an Trinkwasser immer grösser und das Problem der Beschaffung von Trinkwasser immer brennender; ausreichendes Trinkwasser aus einer Wasserleitung gab es nicht. Das Wasser wurde in grossen Fässern auf einem Wagen von der Wolga herangeschafft, mit Kamelen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich das erste Mal in meinem Leben ein Kamel sah, mit langem, hellbraunem, zottigem Fell. Ich hatte zuerst nur so merkwürdiges Geschrei gehört, wie von einem Kleinkind. Nichtsahnend dachte ich an einen Säugling, bis ich das Kamel sah. Dieses Wolgawasser sah etwas grünlich aus und schmeckte leicht salzig, man durfte es natürlich nicht ungekocht trinken. Es wurde uns dringend anbefohlen, es zu kochen; bei dem Mangel an Brennmaterial war das fast nicht durchführbar.

Doch wie sah das hygienische Verständnis der Gefangenen wirklich aus? Ich besuchte mehrere Baracken, machte ihnen Türen und Fenster auf, dass Luft und Sonne hineinkam und sprach mit ihnen. Sie freuten sich immer, wenn ich kam und sagten, ich brächte immer die Sonne und die Hoffnung. Sie lagen, wenn ich hereinkam, apathisch dösend auf ihren Pritschen und nahmen dankbar das Wasser, das ich ihnen brachte, entgegen. Ich sagte ihnen, dass sie es nur zum Waschen verwenden dürften und es zum Trinken vorher abkochen müssten, weil es sonst gesundheitsschädlich sei. Doch die wenigsten wollten sich diese Mühe antun. Ja, ich erfuhr, dass viele unter ihnen waren, die ihr Kochgeschirr als Essgeschirr und Nachtopf hintereinander verwendeten, sogar ohne es abzuwaschen. Sie sagten, es sei ohnehin alles dieselbe Scheisse. Sie brachten sich selbst den Tod, denn der Tod kam selten direkt durch das Hungern, das Ende brachte fast immer ein Durchfall. Auch alte Leute sterben fast nie an Altersschwäche, sondern an einer oft leichten Erkrankung, die ihr Körper nicht mehr verkraften kann.

Jeden Tag hatten wir Tote, und es wurden Kommandos bestimmt, die die Toten auf ein Lastauto verladen und dann auf den Bergrücken über Beketowka mitfahren mussten, um sie dort abzuladen. Eines Tages, es war Ende April 1943, wurde auch ich dazu kommandiert, Tote auf den offenen Lastwagen zu laden. Es waren 15-30 ganz nackt ausgezogene Tote. Dann wurde eine Plache darüber gezogen und wir mussten uns auf der hinteren Bordwand auf die Plache mit den Toten als Unterlage setzen, wobei unsere Füsse hinunterbaumelten. Dann fuhren wir los, hinaus aus dem Lagertor zum Berg hinauf. Es gab viele Leute auf der Strasse. Da flog durch den Fahrtwind ein Teil der Plache in die Höhe, und die

Toten lagen frei. Da schrien die Russen, die das sahen, entsetzt auf, und liefen davon. Wir aber fuhren auf den Bergrücken. Dort sah ich eine riesige, 50 m lange und etwa 10 m breite und 4 m tiefe Grube, deren Aushubmaterial aussen herum zu einem grossen Wall aufgeschüttet war und die zu einem grossen Teil mit lauter nackten Toten bedeckt war. Wir fuhren rückwärts an den Grubenrand heran, machten die hintere Bordwand los und der Lastwagen kippte die Toten in die Grube, wie Schotter. Ich konnte diese Szene nie vergessen: Die Sonne ging blutrot in einer dunklen, beissenden Wolke von qualmenden Feuern unter, in denen verdeckte Uniformen der Toten verbrannt wurden.

Potschemu! Nitschewo!, die von mir bei den Russen so oft gehörten Worte drängten sich auf. Warum das alles? Warum mussten sie so elend sterben? Nitschewo! Man kann nichts machen, man ist machtlos, machtlos gegen die obersten «Führer», die in ihrem blinden Fanatismus solche Zustände verursacht haben, aber selbst schön brav in Sicherheit geblieben sind. Dulce et decorum est pro patria mori! Verbrechen an der Menschheit. Wo blieb die menschliche Würde? Als ich aus der Gefangenschaft heimkam, habe ich vielen Angehörigen die Todesnachricht gebracht und wurde gefragt, wie sie begraben wurden. Ich habe ihnen die Wahrheit nicht gesagt. Auf dem Rücken oberhalb von Beketowka, dem Kotluban, aber liegen, wie es hiess, 35.000 Tote der Gefangenen von Stalingrad. Die Totengruben waren von Pionieren gesprengt worden. Wir hatten früher diese Sprengdetonationen für Geschützfeuer einer sich nähernden Front gehalten und Hoffnung geschöpft, bald befreit zu werden, bis wir die grausige Wahrheit erfuhren.

Inzwischen war es Mai geworden. Überall gab es in der Steppe vor unserem Stacheldraht grüne Pflanzen, auch einzelne Holunderbüsche, und weiter draussen sahen wir dürre Kräuter vom Vorjahr. Wenn es regnete und von dort der Wind kam, roch es so eigenartig herb. Wir erfuhren von denen, die hinaus kamen, dass diese dürren Kräuter Wermut seien. Sie brachten uns immer wieder diese Kräuter mit und wir machten uns Tee daraus, damit das Wasser ein wenig Geschmack bekam.

Meine Zehen waren schon lange verheilt und ich hatte wieder Zehennägel, wenn sie auch insbesondere bei den grossen Zehen zum Grossteil hohl waren. Ich konnte wieder Schuhe tragen, Läuse hatte ich auch nicht

mehr so viele wie beim Fleckfieber; wir brauchten ja nicht mehr ständig alles, was wir hatten, anzuziehen. Die Folgen des Fleckfiebers hatte ich allerdings noch nicht voll überwunden, schreiben und lesen konnte ich schon wieder, aber das eigenartige Gruseln hatte ich noch nicht verloren. Das Essen war gleichbleibend wenig und schlecht, nur etwas aufgebessert, wenn wir zusätzlich die Portionen der von uns nicht gemeldeten Toten der letzten Nacht aufteilen konnten.

Der Loisl, der mir so treu mein Brot bewacht und mich bei meiner Krankheit gepflegt hatte, war nur mehr ein klappriges Knochengestell, zittrig, wie ein alter Greis und befand sich in einem miserablen psychischen Zustand. Alle waren wir deprimiert. Die Lage schien fast aussichtslos. Auch wussten wir nicht, was draussen in dem uns schon so fernen Krieg vorging. Beschäftigung hatten wir keine und wären auch zu schwach dazu gewesen. Manchmal suchten die Russen Freiwillige zu leichten Arbeiten. Sie drückten ihnen Krampen und Schaufel in die Hand. Sie sollten ein halbes Kochgeschirr Suppe bekommen. Ich riet ihnen ab, weil die Suppe so wenig Kalorien hatte, dass dies Raubbau an ihrer Gesundheit sei. Einige hörten auf mich, andere nicht, aus Hunger. Spät abends kamen sie heim, ganz ausgepumpt, zwei kamen nicht mehr. Sie waren gestorben.

Doch über ein belustigendes Erlebnis muss ich auch berichten. Wir konnten sogar lachen! Es war etwa 14 Tage vor dem Ersten Mai 1943, da wollten die Russen, wie es in Russland üblich ist, zur Feier des Festtages, die Umgebung des Einganges zur Kommandatur mit einem Blumenbeet schmücken. Der Boden war aber Steinhart zusammengetrampelt und konnte mit einer Schaufel nicht mehr aufgedaubt werden. Sie verwendeten in solchen Fällen eine Brechstange mit breiter Schneide. Als Arbeitskräfte verwendeten sie aus unerfindlichen Gründen etwa 15 gefangene Italiener. Zehn Quadratmeter Boden sollten mit der Brechstange locker gemacht werden. Die Aufsicht führte zuerst ein russischer, männlicher Posten. Er zeigte ihnen die Arbeit und wie man mit den Brechstangen arbeiten müsse. Sie liessen ihn das vorführen, dann gab er dem ersten das Werkzeug. Der stellte sich so ungeschickt an, dass sie ihm der Russe wieder wegnahm und einem anderem übergab. Der stellte sich auch so dumm an wie der erste, dann kam der nächste dran – mit gleichem Erfolg – abwechselnd kam jeder dran, aber der Erfolg war fast Null. Bis es dem Posten zu dumm wurde und er fortging. Da waren auch

die Italiener schon fort. Nur die Brechstange stand einsam im harten Boden. Dann kam der Posten zurück und musste nun fluchend seine Italiener suchen. Ich stand daneben und konnte nur die Italiener schimpfen hören: stulte, primitivo, aculture, indulgente, non zivilisatore populo rusco. Nächsten Tag ging es so weiter, nur mit dem Unterschied, dass es weibliche Bewachung gab. Die kam aus dem Schreien und Kreischen nicht mehr heraus, konnte keinen Moment Weggehen, da dann ihre Italiener wieder fort waren. Zur Arbeit hatten sie ja nur eine einzige Brechstange, mit der allerdings keiner etwas zu tun haben wollte. Fünf Tage werkten sie so, aber sie wurden nie fertig. Auf einmal waren sie fort. Es hiess, alle Italiener seien zur Aufstellung einer italienischen Legion gegen die Faschisten in ein Italienerlager gebracht worden.

Riskanter Fluchtversuch

Die Verhältnisse im Lager empfanden wir als immer unerträglicher. Oft sprachen wir davon, dass wir uns schon vorstellen könnten, wann der Letzte von uns nicht mehr lebte. Die einzige Chance schien uns ein Fluchtversuch. Wir hatten erfahren, dass die Front etwa 200 km bei Rostow verlief, die Ähren auf den Feldern noch voll von Körnern seien und sahen, dass der Drahtgitterzaun sehr leicht zu überwinden war, da er nur aus 5 übereinander gespannten Stacheldrähten bestand. Man musste sich nur auf den Rücken legen, den untersten Stacheldraht emporheben und durchschlüpfen. Freilich gab es draussen russische Posten; man müsste eine dunkle Nacht mit Neumond abwarten, in der es Wolken gab, womöglich mit darauffolgendem Regen. Ich sagte mir, bevor ich verhungere, riskiere ich lieber etwas. Marschieren könnte man natürlich nur in der Nacht. Man müsste Ansiedlungen meiden, auch grössere, befahrene Strassen. Orientieren könnte man sich nach den Sternen. Getreidekörner auf den nicht abgeernteten Feldern müsste man zerschlagen und dann kochen. Man würde sicher zu Kräften kommen. Natürlich hatte der Plan viele Schwächen, meine körperlichen und geistigen Kräfte waren nach dem Fleckfieber auch noch nicht voll wiederhergestellt, aber mich trieb es dazu, etwas zu tun, um zu überleben; ich ergriff den berühmten «Strohalm». Ich erreichte wohl nicht das Ziel, aber ich brachte eine neue Entwicklung in mein Leben.

Ich fand noch zwei wesentlich jüngere Kameraden, die genauso dachten wie ich; einer hatte sogar einen kleinen Kompass. Auch eine Karte konn-

ten wir beschaffen. Wir warteten auf eine günstige Gelegenheit. Sie kam am 15. Mai 1943. Es war Neumond, dunkle Wolken verdüsterten die Nacht, Blitze zuckten manchmal, Wind kam auf, Regen war zu erwarten. Ich traf mich kurz mit den anderen und wir machten die Zeit – gegen Mitternacht – aus. Wo wir unter dem Zaun durchschlüpfen konnten, hatten wir schon lange festgelegt. Gegen Mitternacht schlich ich – nachdem ich die Latrine aufgesucht hatte – vorsichtig zum Zaun und wollte durchkriechen. Da hörte ich hinter mir einen Wirbel russischer Stimmen, deutsche Worte, Geschrei, Hundegebell. Auf einmal war alles um mich grell erleuchtet. Ich blieb, wie ich war, beim Stacheldrahtzaun und rührte mich nicht. Da hörte ich schon sich rasch nähernde Schritte und Hundegebell. Plötzlich war bei mir ein Polizeihund und packte mich mit seinen Zähnen am Arm, aber ohne mich zu beißen. Hintennach kamen schon Russen. Sie schlugen mich mit ihren Gewehrkolben ins Gesäss, ohne mir weh zu tun und verlangten von mir, mitzugehen. Ich stand auf und ging mit. Wir kamen mit anderen Russen zusammen, die in ihrer Mitte schon die anderen zwei hatten. Von ihnen erfuhr ich in kurzen Worten, was geschehen war. Der eine von ihnen hatte in der Nacht die Schuhe seines Nachbarn gestohlen, da er glaubte, dass seine eigenen Schuhe zur Flucht schon zu schlecht seien. Der Besitzer der Schuhe aber wurde wach, denn er musste zur Latrine. Da fand er seine Schuhe nicht und machte Krach. Die Russen wurden aufmerksam und kamen herbei. Da bemerkte man unser Fehlen, machte alles hell und suchte mit Polizeihunden nach uns. Die anderen zwei hatten sie sofort, mich fanden sie als letzten. So misslang unser Fluchtversuch gleich am Anfang durch die Unvorsichtigkeit dieses Teilnehmers.

Freilich konnten wir nicht wissen, welchen Erfolg unser Fluchtversuch gehabt hätte, wenn er gelungen wäre. An die Front wollte keiner von uns, nur heraus aus dem passiven Hineingleiten in den Tod. Unsere Chancen wären gar nicht so schlecht gewesen, wie mir von einem anderen Flüchtling bestätigt wurde; man erwischte ihn allerdings auch – aber nur, weil er zu unvorsichtig war. Er sagte, er habe immer genug zu essen gefunden; überall gab es ungeerntete Getreidefelder mit Ähren voller Körner. Er sah auch gut ernährt aus. Er war aber nicht marschiert, sondern immer auf der Eisenbahn gefahren; er schmuggelte sich auf einen Lastenwaggon. So kam er in wenigen Tagen bis in die Nähe der Front bei Rostow. Weil alles so leicht gegangen war, wollte er noch bis zum

Ende der Bahnlinie vor der Front mitfahren. Da wurde er aber entdeckt und zu uns gebracht. Er ärgerte sich fürchterlich über seinen Fehler.

Wir wurden nun in einen Raum in einer gesonderten Baracke gebracht, die mit einem dichten, hohen Maschendraht zum Lager abgegrenzt war. Wir mussten mit einem Strafverfahren rechnen. Eigentlich war ich weniger besorgt als neugierig; ich hatte zu Hause einiges über die russische Justiz gelesen und wusste, dass nur politische Delikte streng bestraft wurden und dass man am besten alles gestehen, die Wahrheit sagen und die Tat bereuen müsse, dann sei alles halb so schlimm. Dass mir aber der Fluchtversuch das Leben in der Gefangenschaft sofort verbessern und nachher erleichtern werde, hatte ich nicht ahnen können. Ich hatte ja beim Fluchtversuch mehr meinem Gefühl entsprochen als logischer Überlegung, und dies nie bereut.

In unserer dunklen Zelle sassen ausser mir auch die zwei anderen Teilnehmer des Fluchtversuches, der Deutsche, der fast bis Rostow mit der Eisenbahn gefahren war, ein paar andere, von denen ich nichts weiss, da sie nichts sprachen und ein Russe, der bei der Wlassow-Armee war, die mit den Deutschen gegen die Russen für eine freie Ukraine gekämpft hatte. Am nächsten Tag wurden wir nacheinander zum Verhör geholt, zuerst der Russe. Es dauerte sehr lange, bis er wieder zurückkam. Er sprach mit niemandem ein Wort und sah düster drein. Wir sprachen über ihn, was ihn erwartete; irgendwer behauptete, dass er selbst gesagt habe, er werde nach Sibirien verbannt werden.

Dann wurde ich aufgerufen. Ein Posten führte mich ins Freie durch einen engen, etwa 20 m langen, hochvergitterten Gang in eine Nachbarsbaracke. Es war heller Sonnenschein. Als wir ungefähr in der Mitte waren, liess er mich vorgehen und richtete seine Pistole auf mich, als ob er mich erschiessen würde. Vermutlich wollte er mich in Todesängsten sehen. Ich wusste, dass er nur dann das Recht hatte zu schiessen, wenn ich versuchte, mich mit Gewalt zu befreien oder wenn ich davonlief. Beides wäre sinnlos gewesen. Ich winkte ihn nur ab, er solle seine Pistole wieder einstecken. Verwirrt nahm er seine Pistole vom Anschlag zurück und führte mich in die Baracke.

Wir kamen in ein Zimmer. Da war ein älterer Herr, der mich freundlich deutsch ansprach und sagte, dass er Jude sei und früher einige Zeit in Wien gelebt habe. Dann führte er mich in einen Nachbarraum. Dort sass ein Offizier, wie ich von ihm erfuhr, von der Staatspolizei, der NKWD, die unter Stalin im ganzen Zivilleben aber auch allmächtig in der Armee war, der auch die Gefangenenlager unterstanden. Er fing gleich das Übli-

che zu fragen an, Name, Vatersname, Muttersname, Staat, Wohnort. Er fragte russisch, der Jude machte den Dolmetsch. Ich beantwortete jede Frage wahrheitsgemäss. Dann fragte er, was ich tun wollte, als man mich gefangennahm. Ich sagte flüchten, denn ich sei schon 2 Jahre nicht mehr zu Hause gewesen und im Lager sei es zum Verhungern. Da schrie er mich an, ich sei Faschist und ich hätte wieder an die Front wollen, und gegen die Sowjetunion zu kämpfen. Ich sagte ihm, ich sei Österreicher und kein Faschist, wir seien von den Deutschen unter Hitler überfallen worden, alle hätten uns im Stich gelassen und sogar Stalin habe mit Hitler einen Freundschaftspakt geschlossen. Da ich das deutsche Militär ablehnte, habe ich auch nicht Offizier werden wollen und sei trotz Hochschulbildung nur Gefreiter gewesen. Der Dolmetsch übersetzte sehr rasch und ich spürte sein Wohlwollen. Der Offizier schrieb eifrig, dann sagte er wieder im strengen Ton zu mir: Wenn ich schon das deutsche Militär abgelehnt habe, warum sei ich dann zum deutschen Militär eingerückt? Ich sagte ihm, wenn ich nicht eingerückt wäre, dann hätte man mich erschossen. Darauf sagte er, im Krieg könne man ja auch erschossen werden. Ich sagte, ich wisse von Leuten, die am ersten Weltkrieg teilnahmen und auch wieder heimkamen, manche allerdings als Invalide.

Die Chance, wieder heimzukommen, habe man auch im Krieg, wenn man aber den Wehrdienst verweigere würde man sicher erschossen oder aufgehängt, sicher auch in Russland. Der Offizier schrieb eifrig ins Protokoll, vermutlich die grosse Neuigkeit, dass man in Deutschland erschossen wird, wenn man nicht einrückt. Dann schrie er mich wieder an. Wieviel Russen hast du erschossen? Ich sagte, ich glaube keinen, denn ich sei Funker gewesen und schiessen habe nicht zu meinen Aufgaben gehört. Der Gedanke des Schiessens liess ihn offenbar nicht mehr los. Er sagte, ich habe nun einen Fluchtversuch gemacht und ich hätte erschossen werden können. Ich sagte, die Gefahr sei dabei nicht so gross, wie im Lager zu verhungern, denn nach der Genfer Konvention habe der Kriegsgefangene das Recht auf Flucht, und ein Posten dürfe nur schießen, wenn ein Gefangener flüchte und weiterlaufe, obwohl ihm der Posten zugerufen habe oder wenn er Widerstand leiste bei der Gefangennahme. Beides habe ich aber nicht getan, wie er sicher wisse. Darauf sagte er, dass die Sowjetunion nicht der Genfer Konvention beigetreten sei, aber sie einhalte. Es könne aber sein, dass ein russischer Posten mich niederschiess und dann sage, ich sei geflüchtet. Diese Frage kam mir so sinnlos vor, dass ich meine Antwort überlegen musste; auch der Dol-

metsch sah mich merkwürdig an. Ich dachte mir, auf so eine blöde Frage kann man nur eine blöde Antwort geben. Ich sagte nur: «So etwas tut doch ein russischer Posten nicht.» Der Dolmetsch schmunzelte etwas, als er übersetzte. Der Russe aber wurde auf einmal freundlich, weil ich eine so gute Meinung von den russischen Soldaten hatte. Er schrieb und schrieb. Er hatte vor sich alles liegen, was man mir bei der Gefangennahme abgenommen hatte: ein halbes Dutzend Familienfotos von zu Hause. Er fragte mich, wer abgebildet sei. Ich sagte Frau und Sohn. Ein Foto, auf dem man auch etwas von der Wohnung sah, behielt er sich als Andenken, gleichfalls meinen goldenen Ehering; dann nahm er die Zeugnisse meiner 1. und 2. Staatsprüfung und fragte mich, was ich von Beruf sei. Ich sagte Diplomingenieur für Vermessungswesen mit besonderer Praxis im Strassenbau. Die restlichen Fotos und die 2 Staatsprüfungszeugnisse gab er mir zurück und sagte, dass ich sie behalten dürfe. Das nahm ich sehr wörtlich und ich brachte sie auch wieder heim. Oft wollte sie mir ein Posten wegnehmen. Das liess ich mir nie gefallen. Ich machte immer grosses Geschrei und sagte, der Hauptmann von der NKWD habe mir gesagt, dass ich sie behalten dürfe und wenn er mir sie wegnehme, werde ich mich bei ihm bei der NKWD beschweren. So viel Russisch konnte ich dann schon. Jeder Posten gab sie mir sofort zitternd zurück.

Ein Postenkommandant, von Beruf Mathematikprofessor, mit dem ich schon befreundet war, sagte mir 2 Jahre später: «Das stimmt schon, aber sie hätten die Sachen in der Kommandantur hinterlegen und wenn sie wegkommen, zurückverlangen müssen.»

Dann kam das Urteil in meinem Verfahren. Der Russe fragte mich noch, ob ich wieder flüchten wolle. Ich sagte natürlich nein. Ich merkte, ich hatte gewonnen. Er sagte, er habe gesehen, dass ich geständig sei und nicht mehr flüchten wolle. Er sagte, Strafe müsse sein; er müsse mich 2 Wochen einsperren, das sei das mindeste, aber er werde dafür sorgen, dass ich bald eine Arbeit nach meiner Vorbildung bekommen werde, sodass ich nicht mehr auf so dumme Gedanken komme, zu flüchten. Die Sowjetunion sei sehr interessiert daran, dass wir nach dem Krieg wieder heil und gesund heimkommen und dann erzählen können, dass in der Sowjetunion auch Menschen leben, nicht Unmenschen, nur mit einem anderen Gesellschaftssystem. Ich hatte mit dem NKWD-Offizier später öfter Kontakt. Er war zu mir immer freundlich.

Er liess mich dann zurückbringen. 2 Wochen musste ich bleiben, doppelt gefangen. Anspruch auf Essen hatten wir nicht, nur auf das, was vom grossen Lager übrigblieb. Aber, dass etwas übrigblieb, dafür sorgte das Küchenpersonal. Es waren Kroaten, gleichfalls Gefangene wie wir. Ich kann nur Bestes über die Kroaten sagen. Sie hielten zusammen, waren ordentlich, sauber, menschlich; sie zeigten Solidarität mit uns Gefangenen. So lange ich meine Strafe absitzen musste, habe ich nicht gehungert. Ich konnte mich etwas erholen und hoffen, dass der Russe tatsächlich sein Versprechen einhalten werde, für geeignete Arbeit zu sorgen. Nur wer je in aussichtsloser Lage war, weiss, was es heisst, wieder Hoffnung haben zu können. Nach zwei Wochen Haft in der Strafbaracke kam ich wieder heraus in die freie Luft, gab es wieder Licht und Sonne. Ich kam aber nicht mehr in den Teil des Lagers, in dem ich früher war, sondern in einen anderen Teil, der durch einen zwei Meter hohen Drahtgitterzaun abgetrennt war. Ich konnte aber durch den Zaun mit meinen früheren Kameraden sprechen. Ich musste feststellen, dass sie in den zwei Wochen meiner Haft noch mehr herabgekommen waren. Der Loisl wankte an den Zaun und beklagte sich, dass ich ihn zum Fluchtversuch nicht mitgenommen habe. Ich sagte ihm, dass es sinnlos gewesen sei. Ich sei selbst ja auch nicht durchgekommen. Ich musste feststellen, dass keiner von all meinen Kameraden noch lange durchhalten könne.

In dem Lager sprach mich ein Deutscher an. Er sagte, er heisse Bernhard Wester und sei aus Essen, von Beruf Elektroinstallateur. Er fragte mich, was ich von Beruf sei. Ich sagte Diplomingenieur für Vermessungswesen mit besonderer Praxis im Strassenbau. Ich erzählte ihm von meinem Strafverfahren und meiner Hoffnung, in meinem Fach Arbeit zu finden. Er sagte, ich solle vorsichtig sein, denn die Russen seien ein dummes Volk und es könne mir leicht passieren, dass sie mir Krampen und Schaufel in die Hand drücken und ich als Baraber arbeiten müsse. Er sagte: «Mach es so wie ich, stecke Dir einen Schraubenzieher in die Westentasche und sage, du seiest Elektriker.» Ich hatte meine Bedenken, dass ich dann in Gefahr käme, als Saboteur bestraft zu werden, wenn etwas schiefging. Er sagte nur: «Die Russen sind ein doofes Volk, was die können, kannst Du schon längst.» Er konnte mich nicht überzeugen, wenn ich auch schon von Kindheit an zu Hause alles, was elektrisch war, repariert hatte und in Physik der Beste in der Klasse im Gymnasium war. Nun, der Bernhard aus Essen spielte später für mich eine grosse Rolle. Ich erfuhr dann, dass er in Essen in einem Elektrogeschäft Glühlampen

und Elektroartikel verkauft hat und er mich ausnutzen wollte, um sich ein besseres Leben zu verschaffen. Er war ein Lebenskünstler, aber oft skrupellos.

Das Essen in unserem Lagerteil war nicht so schlecht wie im anderen Teil, von dem wir mit dem Maschendraht abgetrennt waren, aber weitaus nicht so gut wie in der Gefängnisbaracke; ich hatte nun das Gefühl, noch einige Zeit durchhalten zu können. Jeden Tag gab es strahlenden Sonnenschein, die Läuse konnte ich durch ständiges Abfangen und Zerdrücken zwischen den Daumennägeln zu mehr Zurückhaltung veranlassen. Die Russen rückten auch allen unseren Haaren zu Leibe, ganz gleich, wo man sie hatte, denn sogar auf den Augenbrauen nisteten plötzlich Läuse. Rasiert aber habe ich mich immer selbst mit eigenem Rasierapparat und die Klinge auf einem Hosenriemen geschliffen. Das Essen war vor allem regelmässig, die Köche waren die gleichen Kroaten. Sie gaben korrekt die Suppe aus riesigen Kochkesseln aus, für jeden einen Schöpfer, und fuhren dabei auch nach unten, wo sich der dickere Teil befand, während im oberen Bereich nur Wasser mit wenig Nährwert war. Sehnsüchtig erwartungsvoll sahen wir dem Koch zu, wenn er mit seinem Schöpfer in den Kessel fuhr, ob er an der Oberfläche blieb oder tief hinuntertauchte. Man führte das auf Sympathie oder Antipathie zurück. Auch ein Stückchen Brot gab es abends und einen Becher Tee, oft aber nur heisses Wasser, den Kipjatok; wenn es keinen Tee gab.

Nun gab es auch etwas Wasser zum Waschen. Ich lernte schnell russisches Waschen, mit dem Kommissbecher. Man nimmt den Mund mit Wasser voll, nimmt die Seife in die Hand, lässt ein wenig Wasser aus dem Mund zwischen gespitzten Lippen auf die zusammengehaltenen Hände herausspritzen und seift die Hände und das Gesicht ein. Dann nimmt man immer wieder den Mund voll und wäscht mit dem Wasser aus der hohlen Hand die Seife vom Gesicht und spült dann die seifigen Hände direkt ab. Zu mehr reichte meistens das Wasser nicht. Manchmal war es unser einziges Trinkwasser, da musste man ganz besonders sparsam sein. Wäschewaschen aber war nur selten möglich, entweder fehlte die Seife oder das Waschwasser oder beides.

Tote aber gab es in unserem Lager kaum. Ich hatte den Eindruck, dass man in diesem Lagerteil die stärksten und gesündesten Gefangenen gesammelt hatte, um sie zur Arbeit einsetzen zu können.

Ich fühlte mich einigermassen wohl, wir hatten ein Dach über dem Kopf, ein wenig zu essen, es war nicht mehr kalt, niemand tyrannisierte uns,

und für uns gab es keinen Krieg. Die Heimat, die Angehörigen waren schon so fern, eine andere Welt, so unwirklich, aber wir lebten. Diogenes, der griechische Philosoph, kam mir in den Sinn, der die Bedürfnislosigkeit als Voraussetzung zum Glück des Menschen vor über 2.300 Jahren gelehrt hatte. Ich war nicht unglücklich über mein Schicksal. Das fiel unserem Barackenoffizier auf. Er sprach mich an und sagte, dass ich der Einzige sei, der fast fröhlich dreinschaue und nicht wie die anderen kummervoll und verkrampft. Ich sagte ihm meine Gedanken über Diogenes und wie ich unsere jetzige Lage betrachte, als einen Teil meines ureigensten Lebens. Das Leben habe nun einmal nicht nur Höhepunkte, sondern auch Tiefpunkte; und ich glaube, den tiefsten Tiefpunkt bereits überschritten zu haben. Das sei doch der Sinn des Lebens, dass es sich ständig verändert, uns immer vor neue Aufgaben stellt, uns immer Gelegenheit gibt, mit den Problemen fertig zu werden. Ich sagte ihm, dass wir in Gefangenschaft eine Zerreißprobe mitmachten und wir zeigen könnten, was wir physisch und psychisch noch ohne dauernden Schaden aushalten. Das halte aber niemand ohne Optimismus aus. Ich sähe sehr wohl die immer wieder heranrollenden schweren Wogen, aber ich hätte auch bemerkt, dass ich zur richtigen Zeit schwimmen könne. Er sah mich lange sehr nachdenklich an und sagte dann, dass er mich um meine Einstellung beneide.

Doch eines Tages, es dürfte Mitte Juli 1943 gewesen sein, mussten wir wieder antreten und wurden wieder einmal registriert. Ein neues Karteiblatt wurde für jeden von uns angelegt. Ein kleiner Deutscher aus dem Rheinland, Augustin hiess er, fragte unter Aufsicht eines Russen jeden von uns um die Daten, die wir schon früher angeben hatten müssen. Er fragte auch um die Nationalität. Ich sagte: Österreicher! Er sagte, ich sei jetzt Deutscher, wie alle anderen und schrieb das auch auf mein Karteiblatt, wie ich erst viel später erfuhr. Dies kostete mich nach dem Ende des Krieges ein Jahr Gefangenschaft mehr.

Etwa 2 Wochen später hiess es antreten und alles mitnehmen. Wir würden in ein anderes Lager verlegt werden, wo wir arbeiten könnten. Wir mussten marschieren, es sei nicht mehr sehr weit, nur wenige Kilometer. Wir wurden namentlich aufgerufen und mussten uns anstellen. Das kam so überraschend, dass wir uns von den Kameraden im Nachbarlager nicht mehr verabschieden konnten. Wir formierten einen Zug von ca. 300 Mann, jeder hatte seinen Brotbeutel mit dem Essgeschirr, seine Decke und seinen Mantel umgehängt. Eine Staubwolke hing über uns, als

wir die heisse Landstrasse dahingingen, ganz anders, als beim Marsch in die Gefangenschaft im eisigen Winter. So ging es das Lager hinaus Richtung Osten. Nach wenigen Kilometern sahen wir in der Ferne an einem Berghang einige Steinhäuser und Holzbaracken, bemerkten dann das Eingangstor, die Wachbude und als wir näher kamen, den hohen Stacheldrahtzaun. Das Tor wurde aufgemacht. Wir waren im Lager Krassnoarmeisk 108/1, das zum Lager Beketowka 108 gehörte.

Im Arbeitslager 108/1 Krassnoarmeisk

Beim Einmarsch ins Lager wurde jeder von uns genauest untersucht. Da fand der Posten bei mir auch die Sachen, die Staatsprüfungszeugnisse, meine Familienfotos, Zahnbürste und Rasierapparat samt Pinsel und Klingen. Er nahm mir sofort alles weg. Ich machte ein grosses Geschrei und rief nach einem Dolmetsch, Periwotschnik. Ich sagte, der Hauptmann der NKWD habe mir gesagt, ich dürfe diese Sachen behalten und niemand dürfe sie mir wegnehmen. Wenn er es trotzdem tue, werde ich mich bei dem Hauptmann der NKWD beschweren. Ganz erschrocken gab er sie mir zurück.

Wir gingen nun hinein, mussten wieder antreten und wurden gezählt. Keiner fehlte. Dann wurden wir namentlich aufgerufen und auf 2 Holzbaracken verteilt. In den Baracken waren mehrere Räume mit Türen auf einen langen Gang. In den Räumen waren zweigeschossige Pritschen, wobei man auf die obere Etage mit Sprossen bei den Stützen gelangen konnte. Zwischen Österreichern und Deutschen machte man keinen Unterschied bei der Zuteilung der Baracken und der Räume. Ich lernte dabei einen Steirer Bergbauern kennen, aus Roseggers Waldheimat, den Sepp Leitenbauer. Wir wurden echte Freunde und legten uns nebeneinander auf eine obere Etage der Pritschen. Wir hatten ja jeder nur eine Decke mitnehmen dürfen und ich dachte an den Winter, der sicher wieder kommen und kalt sein werde. Als Unterlage hatten wir Strohsäcke. Ausserhalb des Lagers befand sich nördlich eine grössere Zahl von Gebäuden, hauptsächlich Holzbaracken, die zum Grossteil für die Offiziere und Mannschaft als Unterkunft dienten. Auch ein Magazin, wie die Russen ihre Geschäfte nannten, war darunter. Im Hintergrund sah man die Gebäude von Krassnoarmeisk mit der Fabrik einer ehemaligen Schiffs-

werft, in der jetzt im Krieg russische, aber auch deutsche Panzer repariert wurden. Gegen Westen sah man einige unzerstörte, mehrgeschossige, ganz moderne Wohnhäuser, wie bei uns, auch einige Ruinen, durch Bomben zerstörte Häuser. Unser Lager stand, wie gesagt, am Hang eines Hügels, südlich und westlich war ausserhalb eine Steppenlandschaft, die südlich zum Hügel Kotluban anstieg, wo die vielen Toten lagen. Im Lager gab es in erster Linie Deutsche aus allen Teilen des damaligen Deutschen Reiches, mit einer kleinen Zahl von rund 120 Österreichern und dazu viele Rumänen, die eine eigene Baracke bewohnten, mit einem gerissenen, rumänischen Zigeuner als Capo.

Wir waren nun in einem richtigen Arbeitslager. Jeden Tag hiess es zuerst zur «Powerka» antreten. Da wurden wir gezählt, jede Baracke für sich, morgens und abends, zum Aufstehen wurden wir geweckt und alles verlief nach einem festen Programm. Es gab eine regelmässige Zeiteinteilung und regelmässige Verpflegung, bei der allerdings ein grosser Unterschied gemacht wurde, ob jemand in der Fabrik arbeitete oder daheim blieb. Die Arbeitenden bekamen damals wie die Russen pro Tag 1 Kilo russisches Brot, das Chleb. Es bestand aus 100% ausgemahltem Korn und der Teig war so dünnflüssig, dass er nur in Formen gebacken werden konnte. Es wurde ganz frisch, noch backofenheiss geliefert und raschest verteilt, damit es durch Verdunstung nicht so viel an Gewicht verlor. Zum Essen war das Brot klebrig wie Kitt. Viele, auch Russen, vertrugen es nicht. Sie machten es wie die Enten oder oft zahnlose alte Leute und tauchten es zuerst in Tee oder Wasser, bevor sie es assen; aus dem Brot entstand nicht Kitt, sondern ein Brei. Brot und Brei aus geschrotetem Getreide, Mehl, Hirse oder Buchweizen waren die Hauptnahrung der Russen. Sie hatten und haben immer noch die grössten Schwierigkeiten, wenigstens ein Minimum unbedingt notwendigen Eiweisses zu beschaffen. Daher haben sie die grosse Fischerflotte, um überall Fische – jeder Grösse – zu fangen. Kein Fisch ist zu gross oder zu klein. Auch unser Eiweiss bestand fast immer aus Fisch, 7 dag Salzhering, oft Stückchen von Wolgafischen, manchmal gesalzene Sprotten. Vorläufig bekamen wir als Neuankömmlinge keinen Fisch, nur 400 Gramm Brot und eine dünne Suppe mit 1/41 Hirsekascha. Es war nicht genug, aber immerhin weit mehr, als wir bisher bekommen hatten.

An einem der ersten Tage wurden wir gegen Abend zur Untersuchung kommandiert. Wir mussten uns ganz nackt ausziehen und an einer Ärztekommision, bestehend aus 2 Ärzten und 2 Ärztinnen langsam vorbeiz-

gehen. Wir waren fast alle klapprige Knochengerüste. Nur wenige bekamen die Bezeichnung A, das heisst Gruppe A – arbeitsfähig; die meisten, so wie ich, die Bezeichnung Distrophik 1, das heisst wörtlich falsch ernährt, sollte eigentlich heissen halbverhungert. Dann gab es noch die Gruppe Distrophik 2, die schweren Fälle; bei denen nahm die Ärztekommision an, dass sie nicht mehr lange zu leben hatten. Also aussichtslose Fälle. Ein solcher wollte keiner von uns sein, den Willen zu leben, trotz allem, was wir mitgemacht hatten, hatte keiner verloren; nur manche fingen zu zweifeln an, ob sie je heimkommen würden. Dieser Zweifel aber war meistens tödlich. Keiner lebte mehr lange, der zu zweifeln anging. Ich weiss nicht, ob sie zu zweifeln angingen, weil sie spürten oder ahnten, dass es zu Ende ging, oder ob sie mit dem Zweifel ihrem Körper die letzte Kraft nahmen und daher starben. Ich glaube, dass ein starker Überlebenswille in einer extremen Situation das Entscheidende zum Überleben in dieser ZerreiSSprobe war. Ich glaube auch, dass es nichts Kostbareres und Wundervolleres als das Leben gibt und dass es sich auszahlt, alles zu tun, dass die Flamme des Lebens, auch wenn sie nur noch schwach glüht, nicht ausgeht. Mich fragten sie auch oft, ob ich für mich glaube, wieder heimzukommen. Ich sagte überzeugt, ja, ich schon, aber von euch kann ich es nicht sagen. Immer stärker kam mir mein Traum in der ersten Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1941 in der Meidlingerkasernen in Erinnerung, dass ich heimkam und neben mir mein Sohn ging (er war damals 10 Monate alt) mit einem blauen Matrosenanzug und einer Schultasche auf dem Rücken. Wenn man das wörtlich nahm, bedeutete dies, dass ich 1946 heimkommen werde, zu Schulanfang; eine lange Zeit, aber mir gab der Gedanke Zuversicht. Ein einziges Mal erlebte ich einen echten Tiefpunkt. Da sagte zu mir ein Freund aus dem Burgenland – er selbst machte den Eindruck eines starken Mannes: «Ja, wie schaut denn Du drein? Ich würde mich genieren, so mies dreinzusehen!» Mir reichte diese moralische Watsche und rasch verflog der Tiefpunkt bei mir. Er selbst kam aber nicht mehr heim. Nach wenigen Wochen erfuhr ich, dass er gestorben sei an einer Infektionskrankheit. Genaueres konnte ich nicht erfahren.

Wie ich schon sagte, war unser Lager ein echtes Arbeitslager und jeden Tag gingen die Arbeitsfähigen, in Brigaden eingeteilt, unter Bewachung von Rotarmisten zur Arbeit, die meisten in die Fabrik. Es gab auch noch andere Arbeitsstätten. Brigadenführer war immer ein Gefangener, der Russisch oder eine verwandte Sprache sprach, z.B. Tschechisch, Pol-

nisch, Kroatisch. Bei den Österreichern waren es meist Burgenländer, die Kroatisch oder Waldviertler, die Tschechisch konnten. Wir selbst hatten wenig Gelegenheit, Russisch zu lernen. Als Essen bekamen die «Arbeiter» anfangs 1 Kilo Brot und Fischsuppe zum Frühstück. Als Küchenpersonal hatten wir damals rumänische Zigeuner, wie überhaupt die Rumänen eine dominierende Rolle spielten. Sie wohnten in einer eigenen Rumänenbaracke und hatten einen gerissenen Rumänen als Capo. Diese Küchenrumänen hielten nicht viel von Hygiene, und beim Kochen machten sie sich nicht zu viel Arbeit. Die in grossen Holzfässern angelieferten, in braunem Öl konservierten Fische schütteten sie einfach in das heisse Wasser, ohne sie zu putzen, samt Kopf und Innereien. Sie zerkochten alles miteinander; die Gräten wurden weich, die Köpfe und Augen lösten sich auf, die Galle machte alles gelb und gallenbitter und die Schwimmblasen schwammen obenauf. In kurzer Zeit hatten die «Arbeiter» einen solchen Widerwillen gegen diese sehr eiweissreiche, für sie gesundheitlich so wichtige Suppe – das einzige Eiweiss, das sie bekamen –, dass sie die Suppe einfach nicht mehr essen konnten. Man konnte sehr leicht von ihnen eine solche Suppe haben. Einigemal liess ich mir auch eine solche Suppe geben. Sie schmeckte scheusslich und gallenbitter. Auch ich brachte sie trotz Hunger bald nicht mehr hinunter. Für die in Arbeit befindlichen war dies natürlich sehr schlecht, noch dazu bekamen sie am Morgen gleich ihre ganze Tagesration Brot. Daheim konnten sie es nicht lassen. Sie mussten es zur Arbeit mitnehmen, damit sie auch mittags etwas zu essen hatten, sonst gab es zuerst nichts. Auch bei der Arbeit konnten sie nicht immer auf ihr Brot aufpassen, sodass gar manchem auch dort sein Brot gestohlen wurde und er abends nichts hatte, ausser ungezuckerten Tee oder nur heisses Wasser, wenn der Tee ausgegangen war. Die Russen hatten übrigens einen sehr guten Tee, angeblich aus Taschkent; er war leider Mangelware und blieb häufig aus.

Uns Distrophikern, die nicht zur Arbeit gehen durften oder mussten, blieb diese Fischsuppe erspart; wir bekamen auch kein Kilo Brot pro Tag, sondern nur 40 dag, immerhin regelmässig. Schliesslich kamen die Russen doch darauf, dass die Köche aus Rumänien keine besonderen Kochkünstler waren, setzten sie ab und nahmen Kroaten. Mit einem Schlag wurde es anders, sauber und ordentlich. Das Brot gab es in 2 Teilen, morgens und abends, Kascha aus Hirse oder Mehl, Suppe aus Kraut, Tomaten usw. und Fisch roh, in Stücken, meistens Salzheringe.

Als wir etwa 3 bis 4 Wochen im Lager waren und wieder antreten mussten, war auch ein neuer Russe und eine Russin dabei. Nachdem wir wie üblich gezählt worden waren, fragte der Russe neben dem Kommandanten auf Deutsch, ob unter uns Elektriker seien und sagte: «Elektriker drei Schritte vortreten!» Da trat der Bernhard aus Essen, der neben mir stand, vor und sagte zu mir: «Du bist doch auch Elektriker! Warum trittst Du nicht vor?» Das kam mir völlig überraschend. Was sollte ich tun? Die Russen hätten mir nicht geglaubt, dass ich kein Elektriker bin, sondern angenommen, dass ich nicht arbeiten wolle, was bei ihnen sehr negativ aufgenommen worden wäre. Wenn ich aber als Elektriker irgendwo einen schweren Fehler machen würde, musste ich mit dem Vorwurf der Sabotage rechnen. Nun, mit Elektroarbeiten beschäftigte sich zu Hause, glaube ich, jeder geschickte Bub schon. Ich hätte ja eigentlich Elektrotechnik studieren wollen und handwerklich geschickt war ich ja. Nun, ich trat auch vor als Elektriker, trotz schwerer Bedenken. Wir waren auf einmal «bolschoy spezialiste», Lagerelektriker. Im Lager gab's allerdings nur primitive Kerosinlämpchen und kein elektrisches Licht.

Nach etwa zwei Wochen, es war Anfang September 1943 – ich hatte schon fast geglaubt, man hätte auf uns vergessen – hiess es nach dem Antreten, Elektriker rasch zur Budka, zur Eingangshütte. Wir gingen rasch zur Budka hinunter; dort stand ein Lastwagen, die hintere Bordwand heruntergelassen. Ein Russe gab uns eine alte Kombizange. Der Bernhard nahm sie mit Befriedigung in die Hand und machte sie mehrmals auf und zu und sagte: «Endlich einmal wieder ein vernünftiges Werkzeug.» Wir mussten auf die Plattform des Wagens klettern, dann wurden noch zwei merkwürdig gebogene Eisen, an einem Ende mit einem Haken, am anderen Ende rund zusammengebogen, seitlich etliche Zacken mit Riemen versehen, heraufgeworfen und wir fuhren weg. Was wir zu tun hätten und wohin es ginge, sagte uns niemand.

Die Eisen beunruhigten mich, denn mit einiger Fantasie konnte ich mir vorstellen, dass dies primitive Steigeisen seien, wie sie zum Besteigen von Masten dienen. Ich sagte dem Bernhard, dass er uns in eine schöne Situation gebracht habe, denn ich hätte noch nie Steigeisen auf meinen Füßen gehabt und könne nicht damit umgehen. Er sagte, ich solle mich nicht aufregen, wenn wir auf einen Mast steigen müssten, werde er hinaufsteigen, denn das sei er gewohnt.

Wir fuhren durch eine bewohnte Gegend gegen Osten. Immer wieder

gab es Ortschaften mit kleinen Häuschen; das Lastauto hielt und Russen stiegen mit leeren Körben und Säcken zu und später wieder aus. Dann waren wir allein und der Wagen hielt auf freiem Feld. Die Gegend war ganz eben und soweit wir sehen konnten, eine Kette von kleinen Seen mit etwas Bäumen und eine lange Reihe von sehr hohen A-Masten, von denen starke Drahtseile herunterhingen. Vermutlich eine ehemalige, vom Krieg zerstörte Starkstromleitung. Wir mussten herunter samt den Eisen und längere Zeit warten. Da sah ich auf freiem Feld – sonst war alles abgeerntet – einen kleinen Kürbis liegen. Ich glaubte, dass man ihn als wertlos liegen gelassen habe und nahm ihn mir. Wie lange hatten wir kein Obst, kein Gemüse gehabt und Hunger hatten wir auch. Da sah ich, wie eine Russin mit grossem Geschrei auf uns zugelaufen kam und auch unseren Posten wegen des kleinen Kürbisses aufstachelte. Der kam fluchend heran, nahm mir den Kürbis weg und gab mir ein paar Ohrfeigen. Es waren die einzigen, die ich je in Gefangenschaft erhielt.

Dann kam auch der Autofahrer und deutete uns, was wir zu tun hätten: die Masten hinaufsteigen und die herabhängenden Drahtseile abmontieren. «Das hast Du nun von Deiner Weisheit, zu behaupten, Elektriker zu sein.», sagte ich, «Jetzt steig nur Du hinauf, Du bist ja gelernter Elektriker, ich habe so etwas von mir nie behauptet.» Etwas kleinlaut sagte er: «Ich steige schon hinauf, bleib nur unten!» Wir gingen an den nächsten A-Mast näher heran und sahen hinauf. Er bestand aus riesigen Holzstämmen, die unten so dick waren, dass auch unsere grossen Steigeisen kaum greifen konnten und er schien uns so hoch, dass ich kaum glauben konnte, dass wir mit unseren schwachen Kräften da hinaufsteigen konnten, auch der Bernhard nicht. Doch der Russe warf uns die primitiven Steigeisen vor die Füsse und drängte mit «Dawei! Dawei!», anzufangen. Der Bernhard nahm sich die Steigeisen, befestigte sie an seinen Schuhen und in einer Hand die Kombizange versuchte er, zum Mast zu kommen. Er bot einen jämmerlichen Anblick, mit den weit wegstehenden russischen Steigeisen, die wie um einen halben Meter verlängerte, einwärts gebogene Zehen wirkten. Er stieg sich ständig auf die vorstehenden Eisentrümmer. Ob der liebe Bernhard öfter mit Steigeisen auf Masten geklettert ist, konnte man aus dem Bild, das er bot, nicht unbedingt entnehmen. Mit russischen Steigeisen machte er sicherlich den allerersten Versuch. Der russische Posten hielt sich den Bauch vor Lachen und sagte immer nur «Dawei! Dawei!» Endlich schaffte er doch die wenigen

Meter bis zum senkrechten Stamm des Mastes, der unten einen Betonfuss hatte. Wir mussten ihn über den Betonfuss hochheben. Dann stieg er langsam hinauf. Oben, bei den Isolatoren angekommen, hängte er sich darüber und machte mit der Kombizange die Drähte auf, die jedes der Leitungskabel an den Isolatoren festhielten, und liess sie herunterfallen. Dann stieg er herunter und sagte: «Jetzt kommst du herauf, du bist ja auch Elektriker!»

Ich konnte und wollte mich nicht weigern, auch hinaufzusteigen, nachdem ich gesehen hatte, wie es zuring, wenn man hinaufstieg. Ich wollte aber nicht dasselbe lächerliche Bild beim Gehen mit den Steigeisen bieten und ging vorerst nahe zum Mast heran und befestigte mir erst dann die Steigeisen an den Schuhen, liess mich über den Betonsockel des Stehmastes hinaufheben und versuchte, die rundgebogenen Steigeisen so weit an den Mast herumzulegen, dass ich mit dem Haken am vorderen Ende der Steigeisen am Holzstamm Halt fand. Es gelang mir besser, als ich erwartet hatte. So stieg ich langsam höher, bis ich bei den Isolatoren angekommen war. Ich musste einige Zeit verschlafen, bis ich auch beginnen konnte, die restlichen Seile loszumachen. Dazu wehte ein angenehm kühler Wind. Ich hatte einen weiten Blick in die grosse Ebene, die bis zum Horizont eine Kette kleiner Seen bildete, mit Ufern von Büschen und Bäumen, die Sazaseen. Sie sollen einmal das Bett der Wolga gebildet haben, bevor diese ihren Lauf veränderte. Schliesslich wurde ich fertig und kam wieder herunter. Der Russe liess uns noch die dicken Drahtseile aus verzinktem Eisendraht auf eine Rolle von 1,50 m zusammenrollen und dann konnten wir uns hinsetzen und warten. Was die Russen mit diesen Drahtseilrollen anfangen wollten, hatten wir keine Ahnung. Langsam ging die Sonne unter; es war fast schon dunkel, da kam unser Lastwagen zurück, voll von Säcken, Fässern und Menschen. Die Russen hoben unsere Drahtseilrollen ins Lastauto, denn wir waren zu schwach dazu.

Dann kam der Fahrer des Lastwagens zu uns und fragte uns mit Gesten, ob wir schon etwas gegessen hätten. Wir schüttelten den Kopf. Da holte er eine grosse Milchkanne und schüttete unser Kochgeschirr zur Hälfte voll, gab uns ein Stück Brot und jedem einige gekochte Flusskrebse. Wir mussten uns auf einen der Säcke setzen und fahren los. Neben uns war alles voll mit Russen, die nacheinander wieder ausstiegen und ihre Säcke, Fässer und Kannen wieder mitnahmen, wenn der Wagen wieder einmal hielt. Dabei wurde es dunkle Nacht.

Wir aber assen in Ruhe unser Brot, unsere Krebse — es waren die ersten in meinem Leben – und tranken aus unserem Kochgeschirr; es war nicht Milch – wie wir angenommen hatten –, sondern beste Sahne; bei uns zu Hause nennen wir es Obers. Wir hielten uns zurück, weil wir fürchten mussten, Durchfall zu bekommen und uns die Sahne hierfür zu schade war.

Spät abends kamen wir zurück ins Lager. Was war das doch für ein Tag gewesen? Wir waren mit unserem Schicksal versöhnt. Ich fühlte mich überhaupt wohler in diesem Lager, denn es lag nicht in einer Ebene, sondern am Berghang und wenn man im oberen Teil des Lagers war und nach Osten blickte, sah man nicht den Stacheldraht und fühlte sich ein wenig wie daheim. Denn Berge und Hügel gibt es bei uns zu Hause überall und Ebenen hatten für mich etwas Fremdes, Bedrückendes.

Am nächsten Tag, wir hatten kaum den Rest unserer Sahne und unser Brot gegessen, hiess es schon: Dawei Elektrik; die Elektriker sollen kommen. Wir wurden in den westlichen Teil des Lagers beordert, wo sich eine grössere, freie Fläche befand. Dort lagen schon unsere Drahtseilrollen von gestern. Ein Russe liess uns eine Rolle abrollen und hinlegen. Dann deutete er uns, wir sollen die einzelnen Drähte des Drahtseiles abwickeln und miteinander verdrahteln, sodass wir eine Drahtleitung bekämen. Jetzt verstanden wir, dass es unsere Aufgabe war, das Lager mit elektrischem Strom zu versorgen. Etwa 100 m westlich lag ein gemauerter Transformator, der die Umgebung mit Strom versorgte. Unser einziges Werkzeug war bisher nur die Kombizange. Wir bekamen noch einen Hammer, einen Meissel, mehrere Schraubenzieher, dazu einen Sicherheitsgurt aus fast blankem Kupferdraht, aber kein Elektromaterial. Das mussten wir uns selbst suchen. Es gab da ausserhalb des Lagers bei den westlich gelegenen Steinbauten einige grosse Bombentrichter und riesige Schutthaufen von ehemaligen Häusern. Die mussten wir nach brauchbarem Elektromaterial durchwühlen. Wir fanden auch immer wieder das, was wir suchten, das heisst freilich nicht als ganzgebliebenes Stück. Dann suchten wir halt weiter und aus Teilen von kaputten Schaltern oder Fassungen machten wir einen intakten. Es war eine mühsame Aufgabe, aber wir hatten Erfolg. Im Laufe von mehreren Monaten konnten wir allmählich die Küche, alle Baracken und die zwei Steingebäude mit Strom versorgen. Die erforderlichen Glühbirnen wurden im Auftrage der Russen von unseren Kameraden in der Fabrik gestohlen.

Sie bekamen für eine Glühbirne ein Kilo Brot. Für alles Material aus der Fabrik, z.B. Feilen u.ä. gab es einen Tarif in Brot.

Vorerst mussten wir vom Transformator eine Freileitung bis zum Lager legen und dabei einen schon vorhandenen Mast benützen. Anschlussisolatoren beim Trafo waren vorhanden. Wir bekamen durch den Begleitposten den Schlüssel zum Transformator. So sah ich das erste Mal einen Transformator von innen, ich glaube, für meinen Spezialistenkamerad Bernhard war dies auch das erste Mal. Ich sah die grossen Spulen, die Zuleitungen von oben und auf der anderen Seite die vielen Ableitungen. Ich sah lange Porzellansicherungen auf einer Tafel oberhalb des Trafos. Sie waren alle mit verhältnismässig dünnen Kupferdrähten geflickt. Wie ich den Aufschriften entnahm, hatte die Zuleitung 15.000 Volt. Vor mir lag eine Tafel mit mehreren Ableitungen mit kürzeren Porzellansicherungen; sie sahen aus wie schöne Porzellanriffe, die oben und unten in Kupferklemmen steckten. Innen aber waren sie hohl. Dort hätte der Sicherungsdraht auch durchgehen sollen, dann hätte man die Sicherungen auch ohne Gefahr herausziehen können, um eine Leitung des 380 Voltnetzes abschalten zu können, aber sie waren alle aussen herum mit blankem Kupferdraht gesichert. Da wir kein isoliertes Werkzeug hatten, musste ich jedesmal, wenn ich die Leitung abschalten wollte, den trockenen hölzernen Stiel meines Hammers verwenden. Oft musste ich auch die Sicherung flicken. Ich steckte dann den kupfernen Sicherungsdraht in gleicher Stärke, wie er vorher war, innen durch das Porzellan, schon zur eigenen Sicherheit. Ich musste oft in Dunkelheit bei Kerzenbeleuchtung so eine Sicherung flicken, denn Kurzschluss gab es oft. Als ich mehr Einblick in die Gewohnheiten der Russen, mit elektrischem Strom umzugehen, gewonnen hatte – auch unsere Leute nahmen diese Gewohnheit bald an –, wunderte mich kein Kurzschluss mehr. Ich will nur einige Beispiele aufführen:

In kaum einem Haus oder Baracke gab es intakte Sicherungen. Fast alle waren geflickt, aber meistens mit so starkem Kupferdraht, dass die Leitungen oftmals rauchten. Häufig steckte ein Nagel statt einer Sicherung drinnen. Dies war aber auch notwendig, denn in vielen Werkstätten hingen zwei Drähte herunter, damit man etwas hatte, um Zigaretten anzuzünden. Man hielt die zwei Drähte kurz zusammen, es gab einen Funken und die Zigarette brannte. Wenn die zwei Drähte zu nahe kamen, schmolzen sie zusammen und die Leitung rauchte. Man musste die zwei Drähte raschest auseinanderreißen, sonst wäre die Leitung abgebrannt. Diese

Methode des Zigarettenanzündens war überhaupt nur mit einem eisernen Nagel als Sicherung möglich.

Eine andere Art lernte ich später in der Fabrik kennen, als ich in der Schlosserei arbeitete; dort war es üblich, bei Bedarf eine grosse Schleifscheibe in Betrieb zu setzen, einen Stahlstab anzupressen, bis er glühte und mit ihm die Zigarette anzuzünden. Die grosse, schwere Schleifscheibe hatte durch diese Verwendung schon eine tiefe Rille. Der Schleifstab lag immer griffbereit neben ihr.

Das Feuermachen war immer ein besonderes Problem, denn geraucht wurde von den Russen und Gefangenen sehr viel. Mit Tabak, meistens dem typischen russischen Stengeltabak, dem Machorka, und einem Stück Zeitungspapier, der russischen Prawda, wurde eine Zigarette gedreht, mit der Zunge befeuchtet und damit zusammengeklebt. Dann kam natürlich das Problem des Anzündens. Zündhölzer (Spizkys), auch Feuerzeuge mit Benzin gab es nur ganz selten; bei Feuerzeugen mangelte es an Feuersteinen. Einen Feuerstein bezahlte man mit einem Kilo Brot! Dann gab es noch selbstgebastelte Feuerzeuge mit Naturfeuerstein und einem Stück einer harten Stahlfeile; dazu brauchte man auch noch eine vorne und hinten offene Patronenhülle und ein Stück Verbandstoff. Die Gebrauchsanweisung ist etwas kompliziert, gebe ich zu, und die erforderlichen Bestandteile waren nicht so leicht zu erhalten, aber man hatte ein Feuerzeug, mit dem man ohne Strom oder Benzin eine Zigarette anzünden konnte. Zugegebenermassen, es war etwas schwer und das Funkenmachen erforderte einige Geschicklichkeit. Ich will mich bemühen, eine Gebrauchsanweisung zu geben:

Man halte den Naturfeuerstein, den man oft im Lager nach intensivem Suchen und Scharren im trockenen Sand gefunden hatte, fest zwischen Zeigefinger und Daumen der linken Hand, steckte die Patronenhülse, durch die man ein Stück Verbandstoff gesteckt hatte – wobei die Patronenhülse mit dem engeren Teil nach oben steht und ein kleines Stück des Verbandstoffes heraussteht, das vorher durch Anglühen etwas verkohlt worden war – zwischen den gekrümmten Ringfinger, den Mittelfinger und kleinen Finger derselben Hand, sodass das hervorstehende Ende des Feuersteins und das schwarze Stück des Verbandstoffes in der Patronenhülse übereinanderstehen, dann schlage man mit dem Stück der stählernen Feile streifend den Feuerstein. Nach mehrmaligem Bemühen – es soll dabei kein Wind gehen – springt ein Funke heraus und fällt auf

den schwarzen Teil des Verbandstoffes und bringt einen winzigen Teil zum Glühen (er muss natürlich ganz trocken sein; einen nicht durch Anglühen schwarz verkohlten Verbandstoff würde er nie zum Glühen bringen). Dann schleudere man die Patronenhülse mit dem Verbandstoff im Kreis einigemal herum, bis das ganze Ende des Verbandstoffes glüht. Damit kann man dann mehrere Zigaretten anzünden, aber nicht ohne Weiteres ein Feuer machen. Wenn man das Glühen zum Erlöschen bringen will, zieht man den Docht in die Hülse hinein und die Glut geht aus. Man muss nur darauf achten, dass der nun wieder neu angekohlte Teil des Dochtes erhalten bleibt. Mit der Glut des Drahtes ein Feuer zu machen, brachten nur rumänische Zigeuner zusammen. Sie suchten ganz trockene Hobelspäne, brachten einige zusammengepresst zum Glimmen und bliesen stossweise immer wieder geschickt auf die immer mehr glühenden Hobelspäne, bis sie hellauf brannten. Wir, auch ich, versuchten es auch, aber es gelang uns nicht. Die Zigeuner waren uns überlegen. Ich vermute, dass Zigeuner diese Art Feuerzeug erfunden haben.

Deutsche erfanden eine andere Methode, mit diesem Patronenfeuerzeug nicht nur Zigaretten anzuzünden, sondern echtes Feuer zu machen. In der Fabrik waren sie mit der Reparatur von Panzern beschäftigt, russischen und deutschen. In diesen Panzern fanden sie auch Munition, Granaten mit Vorlaufzündern. Sie zerlegten die Granaten und nahmen die Vorlaufzünder heraus. Sie sahen aus wie ungekochte Makkaroni und waren biegsam. Wenn man so eine Makkaroninudel an den glühenden Docht hielt, brannte sie hellauf und gab einige Sekunden richtiges Feuer. Bald hatte jeder, der ein solches Feuerzeug besass, auch ein kleines Packerl solcher Vorlaufzünder in seiner Tasche, ich auch. Der Besitz war natürlich strengstens verboten, aber wir liessen uns nicht erwischen.

Ein besonderer Stromverbraucher war ein Kipitelnik, ein Tauchsieder. Er bestand aus zwei ineinandersteckenden Blechen, die in einem Abstand von etwa 8 mm isoliert befestigt waren. Meistens wurde dazu die Kunststoffkapsel einer Fassung für eine Glühbirne verwendet. Die zwei Bleche wurden durch Zuleitungsdrähte unter Lichtstrom gesetzt und in einen Eimer voll Wasser gesteckt. Das Wasser diente als Widerstand. Das Wasser fing gleich zu brausen an. Viel Knallgas perlte auf und in Kürze kochten 10 Liter Wasser. Ins Wasser durfte man nicht greifen, auch den Eimer nicht berühren, denn alles stand unter Strom. Auch durfte man daneben kein Feuer machen, man wäre in die Luft geflogen.

Wir haben aus der Zeit, in der die 10 Liter Wasser zum Kochen kamen, ausgerechnet, wieviel Strom verbraucht wurde. Wir kamen auf 16 kW. Kein Wunder, dass manche Leitung oft rauchte. Man darf nicht vergessen, dass wir unser Lager mit den zusammengedrillten, verzinkten Eisendrähten aus den anmontierten Starkstromleitungen installierten. Es gab Abende, an denen die Lampen nur rötlich brannten mit 110 Volt statt 220 Volt.

Einmal holten sie mich abends ins Offizierskasino, da ihre Glühlampen nur mehr ganz schwach glühten. Alle sassen schon zu einer Feier versammelt; sie waren sehr deprimiert wegen des Lichts. Ich sagte ihnen, sie sollten statt Glühlampen für 220 Volt Spannung andere für 110 Volt einschrauben. Sie hatten sogar solche. Sie tauschten die Lampen aus und hatten helles Licht. Ich sagte, sie müssten zum Schluss die Lampen wieder tauschen, weil sie sonst am nächsten Tag, wenn wieder Normalspannung herrschte, alle durchbrennen würden. Sie bedankten sich sehr für das schöne Licht.

Die Beschaffung von Glühlampen war immer ein Problem. Wenn man keine normalen Lampen haben konnte, nahm man Autolampen für 6 Volt. Die wurden hintereinandergeschaltet, bis die Spannung stimmte. 36 Birnen für 220 Volt oder 18 für 110 Volt. Dazu fertigten wir die schönsten Luster an. Der Stromverbrauch war allerdings enorm, wenn man rechnet, dass 36 Stück 6 Watt-Lampen immerhin 0,22 kW Verbrauch hatten; meistens aber waren die Lampen viel stärker. Der Luster gab dann auch eine ganz gute Heizung ab.

Doch zurück zur Freileitung, die wir bauen mussten. Ich habe zu sehr von den Annehmlichkeiten des Stromes gesprochen. Gleich beim ersten Mast, beim Transformator, gab es eine Panne. Der Mast stand bei einer Hollerstaude an einem Gartenrand. Ich wollte ihn unbedingt, bevor wir ihn in Verwendung nahmen, auf seine Standfestigkeit überprüfen – die anderen Masten hatten wir selbst gesetzt und gut verstampft – doch das hielt Bernhard für viel zu zeitaufwendig und sagte, er steige hinauf. Stolz stieg er hinauf. Als er oben war, bemerkte ich mit Entsetzen, dass sich der Mast immer mehr neigte und dann umfiel, der Bernhard mit ihm. Doch als er unten auf einem kleinen Hügel aufschlug, bekam der Bernhard einen federnden Stoss, sodass er eine schöne Rolle durch die Luft machte und dann auf einem rauchenden Komposthaufen landete, ganz weich – es geschah ihm gar nichts. «Das hätte schiefgehen können», sagte ich; käseweiss, ganz kleinlaut gab er dies zu.

Ein gleiches schönes Stück lieferte er bald darauf. Da wir im Lager mit der Installation der Baracken begonnen hatten und ständig die gelegten Leitungen überprüfen mussten, hatte er sich eine Probierlampe angefertigt, eine Fassung mit Glühbirne und zwei isolierten Zuleitungsdrähten mit blanken Enden. Diese Drahtenden hielt er bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an einen Gegenstand, der unter Strom stand. Es imponierte unglaublich dem begleitenden russischen Posten, wenn die Lampe plötzlich aufblitzte und auch Bernhard erfüllte es mit kindlicher Freude.

Wir hatten wieder einmal im Transformator zu tun. Die Probierlampe war dabei ganz überflüssig, doch der Bernhard hielt sie an die Klemmen der Ausgangsspannung. Ich sagte ihm noch: «Pass auf die oberen Klemmen auf, dort sind 15.000 Volt drinnen!» Aber da war es schon zu spät. Er hatte seine Probierlampe schon hingehalten. Es gab einen grellen Funken, einen Krach und der Bernhard flog mit seiner Lampe durch die offene Tür des Transformatorgebäudes, zum Entsetzen des Postens. Dem Bernhard war aber nichts passiert, nur die Drähte in der Glühlampe hingen lose herab, waren aber nicht einmal durchgebrannt. Mir war es ein Rätsel, dass die doch verhältnismässig dünne Gummiterbandisolierung der Zuleitung zur Probierlampe die Spannung ausgehalten hatte. «Du Trottl, jetzt hättest hin sein können!» entfuhr es mir. Bernhard war nun doch etwas kleinlaut.

Schwierigkeiten gab es immer wieder mit dem Leitungsmaterial für aussen und innen, weniger mit Schaltern und Fassungen, die wir aus den Bombentrümmern holen konnten. Das bekamen wir besonders zu spüren, als wir gegen Ende Oktober 1943 den dringenden Auftrag bekamen, die Schneiderei, die für die Russen die Uniformen machte, mit Licht zu versorgen. Die Inneninstallation hatten wir bald geschafft, aber mit der Zuleitung von aussen hatten wir Schwierigkeiten, es fehlte uns der Draht; zu einer einfachen Leitung, zur Phasenleitung, reichte er, aber nicht für die erforderliche Nullleitung. Da kamen wir auf die Idee, statt der Nullleitung einen Erdstecker bei der Baracke zu verwenden. Das Licht brannte zeitgerecht.

Als Lagerärztin der Russen hatten wir eine ältere Ärztin, Dr. Krinkhaus, eine Jüdin im Majorsrang. Sie wohnte mit ihrem Sohn ausserhalb des Lagers in einem Privathaus. Sie hatte öfter Reparaturen an der Leitung. Bernhard und ihr Sohn – er war vielleicht 20 Jahre alt – befreundeten sich rasch und plünderten gemeinsam ihre Speisekammer, wenn sie nicht anwesend war, während ich reparierte. Sie sprach etwas Deutsch. Als ich

ihr sagte, dass ich Österreicher sei, sagte sie zu mir, dass sie in Wien studiert habe und war besonders freundlich zu mir. Ihr verdanke ich, dass ich nie in ein anderes Lager versetzt wurde. Sie bedankte sich auch jedesmal, wenn wir – eigentlich nur ich – für sie gearbeitet hatten und gab uns etwas zu essen. Den Bernhard mochte sie weniger, vermutlich kam sie über ihren Sohn auf seine Schliche, oder er redete sich auf ihn aus.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich darauf hinweisen, dass ich als Kriegsgefangener immer wieder von Juden besonders freundlich behandelt wurde, z.B. vom Dolmetsch beim Verhör nach meinem missglückten Fluchtversuch, vom Leiter der NKWD-Kleinemann unseres Lagers, auf den ich mich berufen konnte, wenn ich Schwierigkeiten mit Posten hatte. Das gab es öfter im Laufe der Zeit. Ich habe mich gegen Übergriffe der russischen Posten immer durchgesetzt. Ich kannte meine Rechte als Kriegsgefangener, sie waren ja auf einer grossen Tafel angeschlagen, berief mich auch darauf und drohte mit einer Beschwerde beim Kapitän Kleinemann von der NKWD,

Je mehr die Zeit fortschritt, umso schlechter wurde unser Gesundheitszustand. Wir bekamen wohl Brot, dünne Suppen und dünne Hirsekasche, aber nie Fett oder Öl, auch nie ungekochtes Gemüse, keine ausreichenden Vitamine. Die Folgen an unserem Gesundheitszustand waren nicht zu übersehen. Immer wieder gab es Tote, immer wieder lag so ein ausgezehrter Knochenhaufen auf dem Seziertisch. Dabei hatten die Russen verboten zu sezieren und insbesondere unsere Ärzte verantwortlich gemacht, wenn einer starb. Ganz konsterniert traf ich einen mit mir befreundeten Arzt, als er gerade wieder einen Toten sezirt hatte. Er sagte zu mir, er müsse einen Rechtfertigungsbericht schreiben, weil wieder ein Gefangener gestorben sei. Seine Todesursache werden die Russen nicht verstehen bzw. verstehen wollen. Er habe an seinem Körper keine Spur von Fett gehabt und ein wenig Fett brauche unser Körper um die Nervenbahnen, denn die seien mit einer dünnen Fettschicht isoliert. Wenn diese nicht mehr vorhanden sei, käme unweigerlich der Tod.

Diesen Mangel an Fett spürte jeder von uns instinktiv und versuchte, Ersatz zu finden. So kam irgendjemand auf Motorenöl, in der Fabrik hatten sie immer wieder damit zu tun. Im Motorenöl waren jedoch mineralische Stoffe, die es geschmacklich widerlich machten, manche davon hielten sie für stark giftig. Sie kochten das Öl längere Zeit. Dabei entstand oben ein schwefelgelber Schaum, der restlos abgeschöpft wur-

de. Das andere war Öl wie dunkler Waldhonig. Dieses Öl strichen sie auf ihr Brot und hatten nun ein Gefühl des Wohlbehagens, als ob es Sonnenblumenöl wäre. Ich kostete es auch, allerdings nur wenig, denn ich wusste, dass unser Körper mineralisches Öl nicht verdauen kann und man es daher in der Medizin gegen Verstopfung anwendet. Das Öl schmeckt nicht schlecht, man bekam keinen Ekel.

Ein Berufselektriker, der in der Fabrik arbeitete, sagte mir, dass in Transformatoren Knochenöl zur Kühlung sei. Als wir wieder im Transformator zu tun hatten, liessen wir uns ein Kochgeschirr mit diesem Öl anlaufen. Dann kosteten wir es und spuckten es gleich aus. Es schmiergelte so scheusslich, dass man es nicht in den Mund nehmen konnte. Darauf kochten wir es längere Zeit; aber auch das half nichts, es schmeckte wie vorher – scheusslich – und blieb ungeniessbar. Dass es schwer giftig gewesen wäre, weiss ich erst jetzt.

Der ständige Vitaminmangel traf mich nicht so stark, da ich bei meinen Reparaturarbeiten in den Wohnungen von Zivilisten immer wieder eine Handvoll Machorka erhielt. Da ich Nichtraucher war und blieb, hatte ich dafür keine Verwendung. Im Lager war aber immer grosser Mangel an Rauchmaterial. Ich verkaufte daher meinen Machorka und später, als wir zu unserer Verpflegung Tabak von den Russen erhielten, auch diese Rauchwaren an Raucher gegen Rubel, nie gegen Brot oder Essbares; die Raucher hätten das letzte Stück Brot für Rauchbares gegeben, das wollte ich auf keinen Fall ausnutzen. Der Tarif war allgemein in Stagan (1/81 Trinkglas); Machorka kostete am schwarzen Markt 8-10 Rubel. Das war auch mein Preis. Die in der Fabrik arbeiteten bekamen im Monat 50 Rubel, wir im Lager keine. Ein Kilo Brot kostete am freien Markt 30 Rubel, auf Lebensmittelkarten 95 Kopeken. Um die Rubel für meinen Machorka liess ich mir Zwiebeln, Knoblauch und Rettich, später – 1944 – auch Radieschen und Eier von einem befreundeten Brigadeleiter, einem Österreicher, bringen. Zwiebeln und Knoblauch waren verhältnismässig billig. Statt Obst hatten die Russen gewöhnlich nur Gurken, Tomaten, Melonen und Kürbisse, nur einmal bekam ich saure Apfel geschenkt. Das um Stalingrad herrschende Klima hielten offenkundig die Obstbäume nicht aus: im Sommer bis 40 Grad über und im Winter bis 40 Grad unter Null.

Eine neue Entwicklung bahnte sich allmählich im Lager an. Immer häufiger sah man Kameraden herumgehen, die auf einmal so merkwürdig dick aussahen, ihre Hautfarbe war unnatürlich bleich, sie bekamen

Wülste um die Augen, die Beine schwellen an, dann einen dicken Bauch. Wenn man so eine geschwollene Stelle drückte, blieb das durch den Druck entstandene Loch stunden-, oft tagelang. Besonders gefährlich wurde es, wenn jemand von einer Laus gebissen wurde – und Läuse hatten wir immer noch massenhaft –, denn um den Biss an der geschwollenen Stelle entstand ein kreisrunder schwarzer Fleck, der immer grösser wurde, abgestorbene Haut, eine Phlegmone. Auch ich hatte, wenn auch in geringerem Masse, an solchen Hungerödemen zu leiden und bekam durch Lausbisse so kleine, kreisrunde, schwarze Flecken, aber dann ass ich Knoblauch und brachte sie rasch weg. Mancher war über Nacht tot, wenn ihm das Wasser im Bauch das ohnehin schon so geschwächte Herz erdrückte oder Phlegmone den ganzen Körper vergifteten. Unser Herz war ja durch die ständig unzureichende Ernährung so geschwächt, dass unsere Nieren während des Tages nicht mehr in der Lage waren, ihrer Ausscheidungsfunktion nachzukommen. Den ganzen Tag konnten wir kein Wasser ablassen, aber kaum lagen wir nachts nur eine Stunde, mussten wir schleunigst zur Latrine laufen, jeweils 100 m hin und 100 m zurück und das meistens bis zu 12 mal pro Nacht. Man muss sich vorstellen, dass es im Winter bis zu 40 Grad unter Null hatte und eigene Wachen dafür zu sorgen hatten, dass wir nicht in der Umgebung der Baracke blieben. Wir halfen uns dadurch, dass wir schon am Wege zur Latrine im Laufen uns erleichterten und ohne stehen zu bleiben wieder zurückliefen. Manche hatten das Glück, eine ausreichend grosse Konservendose ergattert zu haben, die sie als Nachtgeschirr verwenden konnten. Der Inhalt war in kalten Winternächten am Morgen oft steif gefroren. Keine einzige Nacht konnte man ungestört schlafen, obwohl wir nach unserer Rückkehr von der Latrinentour vor Erschöpfung immer gleich wieder einschliefen.

In schlechtem bzw. schlechtestem Gesundheitszustand waren nicht alle im Lager. Da gab es vor allem das Küchenpersonal, eine Zeit waren es Kroaten; sie kamen weg, dann waren es Deutsche, allen voran ihr Chef. Er war aus Sachsen und hatte nach meiner Schätzung so an die 130 kg. Er konnte nur watscheln und Sprüche machen. Die anderen sahen auch nicht schlecht aus, waren aber nicht so gewichtig. Dann gab es die Brigadeführer für die Arbeiter in der Fabrik. Diese machten den Eindruck von Normalernährten, sie konnten sich mit den Russen verständigen und auf dem freien Markt mit ihren Posten einkaufen. Dann gab es die Leiter

der zwei Lazarettbaracken. Sie verteilten das Essen an die im Lazarett befindlichen Kranken und sorgten dafür, dass für sie selbst genug übrig blieb. Es heisst ja schon in der Bibel im Alten Testament: «Man soll dem dreschenden Ochsen nicht das Maul verbinden.» Sie führten ein strenges Regime und keiner durfte aufmucken, sonst wurden sie gleich bei der russischen Ärztin, die für das Lazarett zuständig war, vernadert.

Ich selbst hatte einigen Wickel, wenn ich im Lazarett wieder einmal lag, denn ich litt häufig wieder an schwersten Durchfällen und hatte eine Überempfindlichkeit gegen Hirse als Folge meiner Ruhrerkrankung beim Militär. Ich hatte einen Mangel an Magensäure und bekam, allerdings erst 1944, vom Arzt Salzsäure verschrieben. Diese nahm ich dann nach dem Essen, einige Tropfen, in einem Becher Wasser. Sie schmeckte etwas sauer, wie Essig, aber etwas auch nach Schwefel. Ich glaube, chemisch war sie nicht ganz rein. Ich ging damals immer in die Fabrik arbeiten. Da nahm mir ein Posten das Flascherl weg. Vermutlich glaubte er, es sei Wodka. Hoffentlich ist er bald genug daraufgekommen, dass es konzentrierte Salzsäure war. Eine besondere Persönlichkeit war der Capo im deutschen Steinbau, der Scherlein aus Nürnberg/Fürth. Er war ein richtiger Bulle, kräftig, wohlgenährt, mit einer lauten Kommandostimme; ein Kommisskopf, wie er im Buche steht. In seinem Haus wohnten die Gefangenen, die jeden Tag zur Arbeit in die Fabrik gingen. Er hielt strengstes Regime, wie beim Militär. Wenn sich einer das geringste zu Schulden kommen liess, wurde er von ihm in einem eigenen Kellerverlies eingesperrt. Das Essen holte er persönlich. Von dem Kilo Brot, auf das der Arbeitende Anspruch hatte, gab er ihm nur 250 Gramm. Den Rest behielt er sich persönlich. Man sah ihn morgens jeden Tag mit zwei Eimern zur Küche gehen und das Brot für seine Häftlinge abholen. Er war eine der widerlichsten Gestalten. Sicher, Macht verdirbt fast jeden Charakter, besonders, wenn sie so unkontrolliert ausgeübt wird. Ich glaube aber, es ist das Niederträchtigste, wenn die Machtausübung Menschen betrifft, die nicht fähig sind, sich zu wehren und ständig in ihrer Lebenssubstanz gefährdet sind.

Der Spätherbst 1943 war gekommen, es wurde immer kälter und wir hatten keine Ahnung, was in der Welt, besonders in der Heimat, vorging. Da begannen die Russen, uns mit Nachrichten zu versorgen. Sie riefen uns mehrmals in der Woche zusammen und gaben uns Heeresberichte. Sie sagten uns, wo gekämpft wurde, wieviel deutsche Flugzeuge wieder abgeschossen wurden, natürlich keine russischen. Vorgetragen wurden

uns die Berichte von einem schwarzen, jungen, russischen Dolmetsch, der leicht jiddelte. Statt Flugzeuge sagte er jeweils «Fliegezeuge» und war immer sehr entrüstet, wenn wir hellauf lachten. Wir lachten aber nicht, weil wir ihm nicht glaubten, sondern nur wegen der «Fliegezeuge». Fast tat er mir leid. Mein instinktives Mitleid mit ihm verstärkte sich, als ich ihm einen Lautsprecher an die Gemeinschaftsleitung anschloss und sah, wie primitiv er hausen musste und er nur dazu kommandiert worden war, uns mit offiziellen Nachrichten zu versorgen, weil er Deutsch sprach. Er erwies sich als netter Kerl.

Eines Tages, es dürfte Ende November gewesen sein, sagte er uns, dass die UdSSR eine Erklärung abgegeben habe, die «Moskauer Deklaration» benannt wurde, mit dem Inhalt, es sei eines der Kriegsziele der Sowjetunion, dass Österreich in seinen alten Grenzen als freier Staat wiederhergestellt werde, da es als erstes freies Land dem Nazi-Aggressor zum Opfer gefallen sei. Die Regierungen des Vereinigten Königreiches, der USA und der UdSSR fühlten sich durch keinerlei Änderungen, die in Österreich im Jahre 1938 und seither erfolgten, gebunden. Bei der Entscheidung darüber, wie Österreich in Zukunft behandelt werden sollte, werde es notwendig sein, das Verhalten des österreichischen Volkes während des Krieges in Rechnung zu stellen. Für dieses Verhalten trage das österreichische Volk eine Verantwortung, der es nicht entrinnen könne. Diese Moskauer Erklärung gab uns neue Hoffnung, wie es einmal sein werde, wenn die Nazis den Krieg verlieren, sie war der Anfang eines neuen Nationalgefühls, eines österreichischen.

Wir hatten beim Vormarsch in Russland erlebt, wie die Zivilbevölkerung absolut nicht feindlich uns gegenübertrat, wie wir mit ihnen ganz friedlich verkehrten. Die Ukrainer ersehnten ja einen selbständigen Staat. Ich erinnere mich besonders an Charkow. Solange wir Fronttruppen dort waren, war es friedlich, aber dann kamen die Sonderführer, die «Goldfasane», wie wir sie nach ihrer überall goldstrahlenden Uniform nannten, und behandelten die Ukrainer als Kolonialvolk. Göring sprach grossmäulig von den wogenden Weizenfeldern der Ukraine, und das grosse Deutsche Reich brauche kein «Volk ohne Land» mehr sein. Als ich dann im Frühling 1942 wieder nach Charkow kam, nachdem wir die Stadt den ganzen Winter am Donez vor der Rückeroberung durch die Russen bewahrt hatten, sah ich überall an den Laternen Menschen, vermutlich Partisanen, hängen. Wir wurden noch dazu von diesen «Goldfa-

sanen» beanstandet, weil unsere Felduniform nicht schön genug war und unser Gruss nicht so zackig ausfiel, wie sie es gewohnt waren. Erbittert fuhren wir damals zurück an die Front. Bei der Rückfahrt fuhren wir mit dem Zug noch auf eine Mine und bei einem Waggon wurde das Fahrge- stell zerstört; Eisenbahnpioniere machten uns bald wieder flott. Genau so, wie die Ukrainer enttäuscht wurden, war es uns auch in Ös- terreich ergangen. Bevor die Nazis kamen, waren wir in Österreich an- schlussfreudig, wir bewunderten die Deutschen wegen ihrer Tüchtigkeit. Wir waren als Nachkommen des Grossstaates Österreich-Ungarn klein- kariert und verzagt geworden. Wir glaubten, als Kleinstaat nicht mehr lebensfähig zu sein, uns an Deutschland, unseren grossen Bruder, an- schliessen zu müssen – in Freiheit und Gleichberechtigung natürlich. Doch dann kam es ganz anders. Wir wurden in einen Militärstaat ge- presst und unter das Kommando von Kolonialherren gestellt. Schnell war der Traum vom grossen Deutschen Reich aus, aber auch die Hoff- nung, dass wir wieder die Freiheit erhalten könnten. Die Moskauer De- klaration gab uns diese Hoffnung wieder. Freilich war noch Krieg, wie lange noch? Für mich war ich ja fest überzeugt, 1946 heimzukommen. Am nächsten Morgen nach dem Tag, an dem wir Charkow besucht hat- ten, traf ich mit einem Kameraden aus Oberösterreich zusammen, der gerade sein Gewehr putzte. Mir fiel das auf, denn wir brauchten als Fun- ker eigentlich nie unser Gewehr. Ich fragte ihn, warum er sein Gewehr putze, das täten wir ja nur, wenn wir damit geschossen hätten oder we- gen eines angesagten Gewehrappelles. Er sagte, er habe ja geschossen und täte das öfter. Warum er denn schiesse, fragte ich ihn – ich selbst hütete mich schwer, mit meinem Gewehr zu schiessen, weil ich das Put- zen scheute; ich hatte allerdings auch ein erbeutetes russisches Gewehr, schoss aber damit auch selten, höchstens auf russische Flugzeuge, wenn sie uns im Tiefflug angriffen. Er sagte, er habe heute – wie schon früher öfter – im Auftrage der Feldgendarmarie gefangene Partisanen erschos- sen. Ich sagte, ich fände das furchtbar, Gefangene zu erschiessen, noch dazu freiwillig, denn die kämpften doch nur für ihr Land. Er ging nicht darauf ein, sondern sagte, das mache ihm nichts aus, denn er stelle sich vor, was diese Unmenschen unseren Leuten schon alles angetan hätten. Dass wir in ihr Land eingebrochen waren und welche Grausamkeiten unsere eigenen Leute oft ihren Angehörigen angetan hatten, bis sie Par-

tisanen wurden, berührte ihn nicht. Ich glaube, er war ein Mördertyp, ein Psychopath, wie seine Schwester, von der er mir öfter erzählt hatte. Jedemal, wenn an der Wohnungstür geklopft wurde, sagte sie: «Es ist niemand daheim und ich bin narrisch!». Aber in Kriegszeiten kann jedes Regime solche Leute gut brauchen. Sie werden dann Menschenchinder als Ausbildner, brutale Aufseher in KZs und führen alle Befehle, auch die unmenschlichsten, mit Wonne aus.

Dann wurden wir gefragt, wer sich zu einer österreichischen Legion melde, zur Befreiung Österreichs. Viele meldeten sich, ich auch. Eine italienische Legion wurde auch aufgestellt, eine polnische gab es schon. Sie wurde von den Russen sehr gefördert und ausgebildet. Dann hörte man lange nichts mehr von einer Legion. Schliesslich erfuhren wir, dass man die polnische Legion nach Persien zur Bewachung der Grenze gegen den englisch besetzten Teil geschickt habe. Dort sei die Legion am ersten Tag mit all ihren Waffen zu den Engländern übergelaufen. Das war das Ende aller Legionen. Wir hätten das sicher genauso gemacht, denn kämpfen wollten wir für niemand mehr, auf keinen Fall für das Nazireich; wir wollten nur mehr in Freiheit leben. Uns reichte das bisher Erlebte.

Es war Mitte Dezember und schon eiskalt, ich schätze 15-20 Grad unter Null. Ich wurde, weil die Telefonleitung zum Lager wieder einmal unterbrochen war, geholt. Ich musste auf einen Telefonmast klettern; die Steigeisen fanden fast keinen Halt, weil der Teer des Mastes, mit dem er imprägniert worden war, Steinhart gefroren war. Ich hatte nur alte Handschuhe mit vielen Löchern an und konnte kaum die Kombizange halten, um den Fehler zu beheben. Ganz in der Nähe waren Häuser und in einem Haus gab es ein russisches Geschäft, sie nennen so etwas Magazin. Eine grosse Schlange von Russen hatte sich angestellt. Die Leute kamen ganz nahe an dem Mast vorbei, auf dem ich arbeitete und sahen zu mir herauf. Schliesslich wurde ich doch damit fertig und stieg mühsam herunter. Meine Finger waren ganz steif. Da kam aus der Schlange ein altes Mutterl zu mir her, ergriff voll Mitleid meine Hände, wärmte sie mit ihren Händen und sagte auf Russisch: «Kalt, winterlich, gefroren, nicht gut!» Dann zog sie ihre selbstgestrickten, grauen Schafwollhandschuhe aus und deutete mir, ich solle sie anziehen. Ich zog sie an – sie waren noch ganz warm von ihren Händen – und wollte ihr die meinen mit den Löchern geben, weil ich dachte, dass es ihr möglich sei, sie zu stopfen, während mir dazu alles fehlte. Sie deutete mir aber, ich solle beide über-

einander anziehen, damit ich es wärmer habe. Während ich mich bedankte, stellte sie sich wieder in die Warteschlange.

Eine solche menschliche Handlung an einem kriegsgefangenen Feind war im damaligen Nazideutschland streng verboten und hätte sicher die Kritik einzelner Fanatiker aus der Reihe der Warteschlange hervorgerufen, vor deren Augen sich alles abspielte; aber nicht bei den Russen. Wahrscheinlich hatte sie auch einen Sohn beim Militär, im Krieg, an den sie bei meinem Anblick dachte. Ich fand ihre Handlung als wunderbaren Beweis dafür, dass auch Krieg und Hetzpropaganda aus Menschen nicht gefühllose Automaten und Unmenschen machen müssen.

Ich muss immer an das Neue Testament denken, an die Frage an Christus: «Wer ist Dein Nächster?»; die Erzählung vom barmherzigen Samariter und dem Mann, der von Jerusalem nach Jericho ging und unter die Räuber fiel, die ihn ausraubten und blutig geschlagen liegen liessen. Der Mann aus Samaria, Angehöriger eines nichtjüdischen Volkes, das von den Juden sogar verachtet wurde, nahm sich seiner – eines Juden – an und übernahm sogar die Kosten für seine Pflege. Dieses Erlebnis war für mich ein ganz besonderer Lichtblick in meinem Leben und half mir, an einem Tiefpunkt in dieser unmenschlichen Zerreißprobe, in der wir uns befanden, neue Kraft zu schöpfen, denn ich hatte echte menschliche Wärme empfangen.

Der Winter wurde ständig härter, es schneite und es blies ein kalter Wind. Da holte man mich wieder auf einen Mast, da die Zuleitung zur Küche nicht mehr funktionierte und kein Licht mehr brannte. Ich konnte zuerst keinen Fehler erkennen, da der Anschlussdraht nicht abgebrochen war. Dann fiel mir auf, dass die Freileitung aus Aluminium und die Zuleitung zur Küche aus Kupfer war. Aus meiner Physikzeit im Gymnasium wusste ich, dass bei einer Kontaktstelle zwischen zwei verschiedenen Metallen, wenn Wasser dazu kam, ein katalytischer Strom entstehen kann, der zwischen den 2 Metallen ein Salz anreichern kann, das dann isolierend wirkt. Tatsächlich hatte sich zwischen dem um die Aussenleitung aus Aluminium und der um diese Drähte gedrillten Kupferzuleitung ein weisser Überzug gebildet. Ich kratzte ihn herunter und ersetzte die Zuleitung zur Küche bis unter das vorstehende Dach mit Aluminiumdraht. Es gab wieder ungestört Strom.

Als ich dann wieder in der Baracke war, bekam ich wahnsinnige Schmerzen im Rücken; jeder Atemzug tat scheusslich weh, als ob sich

etwas rieb. Ich ging zum Arzt. Der horchte mich ab und stellte akute Rippenfellentzündung ohne Exsudat fest, ich müsse gleich ins Lazarett und Bettruhe halten, da ich 39 Grad Fieber hätte. Ich ging also ins Lazarett. Im Bett war es erträglicher, wenn ich auch wegen der stechenden Schmerzen kaum atmen konnte. Behandlung gab es keine, das Essen war miserabel und der Leiter des Lazarett, ein grosser deutscher Sanitäter, ein richtiger ausgefressener Bulle, behandelte seine Kranken grob und ohne jedes Verständnis. Keiner durfte etwas sagen, gleich wurde er zusammengebrüllt. Die medizinische Leitung hatte eine rothaarige, sommersprossige, russische Ärztin, die den Sanitäter voll deckte. Wir hatten den Eindruck, dass sie mit dem Sanitäter persönliche Beziehungen hatte. Es gab viele Schwerkranke im Lazarett, aber keinem wurde geholfen. Alle klagten, aber keiner getraute sich, etwas zu sagen. Da sagte ich dem Bullen, wie es aussah in seinem Lazarett, dass wir alle, auch er, Kriegsgefangene seien, er die Kranken nicht so verständnislos und grob behandeln dürfe, sondern für die Kranken etwas tun müsse. Da wurde er wütend und vernaderte mich bei der rothaarigen russischen Ärztin. Sie schrieb mich trotz Fieber gesund und ich flog hinaus.

Inzwischen hatte ich aber in meinem rechten Daumen immer stärker werdende, tobende Schmerzen gespürt; er schwoll beunruhigend an. Ich bemerkte eine Einstichstelle, die aussen zugeheilt war, sich innen aber immer mehr entzündete. Ich konnte mir ja vorstellen, was die Ursache war: meine Tätigkeit als Elektriker.

Ich habe ja schon von unserem Elektromaterial geschrieben. Unser häufigstes Leitungsmaterial für die Inneninstallation, aber oft auch die Zuleitung zu den Baracken, war deutsches Feldkabel, mit dem die Fernsprechrupps ihre Telefonleitungen legten. Sie hatten aussen einen geteerten Textilüberzug und darunter gummiüberzugisolierte Stahldrähte, die innen eine Kupfer-, später eine Aluminiumader als Leiter hatten. Diese Stahldrähte aber konnte unsere alte Kombizange nicht abzwicken, dazu war sie viel zu stumpf und zu weich. Ich musste diese Stahldrähte meistens mit der Kombizange abknicken und dann so lange hin- und herbewegen, bis sie abbrach. Das war sehr mühsam; dabei war es natürlich unvermeidbar, dass ich mich öfter in einen Finger, insbesondere in den Daumen stach. Das heilte verhältnismässig rasch. Doch diesmal hatte ich auch die Beinhaut bis zum Knochen durchstochen und infiziert. Aussens war keine Wunde zu sehen, der Schmerz kam nur von innen. Es tobte und tobte bei jedem Pulsschlag und wurde immer ärger, Tag und

Nacht; ich konnte kaum noch schlafen. Es bildete sich eine Ausbuchtung des Daumens, die schwärzlich durchschimmerte. Ich versuchte, die Geschwulst mit einer Rasierklinge zu öffnen; es gelang mir jedoch nicht, tief genug hineinzuschneiden. Es wurde rasch so arg, dass ich vor Schmerzen meinen Daumen weggehackt hätte, wenn ich eine Hacke gehabt hätte.

Ich ging zum zuständigen Arzt; der sagte mir, er könne mich nicht operieren, da er nichts zum Narkotisieren und Desinfizieren habe. Ich sagte, dass mir vor Schmerzen schon alles egal sei und infiziert sei mein Daumen ja ohnehin schon, ein Desinfizieren sei daher überflüssig. Er schickte mich aber weg. Das war ein Arzt, der immer davon sprach, dass er zu Hause ein Privatsanatorium besitze. Mir war er immer unsympathisch, ich hielt ihn für einen Angeber. Er erweckte in mir jedenfalls die feste Überzeugung, nie in ein Privatsanatorium zu gehen, weil man dann in die Gefahr kam, einem solchen Arzt ausgeliefert zu sein.

Ich erinnerte mich daran, dass ich kurz vorher Dr. Hatzi, einen jungen Wiener Arzt, kennengelernt hatte, der im Lager nicht als Arzt eingesetzt war. Ihn suchte ich in meiner Not auf und erzählte ihm, wie es mir ergangen sei. Er lag auf seiner Pritsche und hatte einen Fieberanfall. Er sagte, er könne das nicht länger ansehen, ich solle wieder in die Ambulanz gehen und auf ihn warten. Er werde den Daumen aufmachen, ohne Narkose. Ich ging wieder in die Ambulanz und sagte dem Arzt, dass mir der junge Arzt den Daumen öffnen werde und ich in der Ambulanz warten solle. Da wurde er wütend und warf mich hinaus. Ich musste im Freien warten, in eisiger Kälte. Es hatte immerhin 20 Grad unter Null. Ich hatte ja immer noch die Rippenfellentzündung. Doch der Arzt kam bald, holte mich in die Ambulanz und schnitt in den dunklen Zapfen, der aus meinem Daumen hervorstand. Dunkel spritzte es heraus und dann kam ein mondähnliches Stück meines Daumenknochens heraus. Das äußerste Daumenglied war durch die Infektion zerfressen worden. Die kreuzförmig angebrachten Schnitte spürte ich überhaupt nicht und ich fühlte nur Erleichterung, als langsam der ganze schwärzliche Inhalt der Geschwulst herausströmte. Dann verband er meinen Daumen. Nun musste ich zu dem Arzt gehen, der mich krankschreiben durfte. Er sagte, er sei froh, dass er mich nun wegen des Daumens arbeitsunfähig schreiben könne, denn wegen der Rippenfellentzündung dürfe er mich wegen der russischen Ärztin nicht krankschreiben, da mich diese gesundgeschrieben habe.

Es kamen trostlose Weihnachten, die ersten in Gefangenschaft. Niemand feierte. Für die Russen und die in der Fabrik arbeitenden Gefangenen waren es ganz normale Arbeitstage. Die Russen feiern Weihnachten ja erst an unserem Heiligen Drei Königstag. Auch diese Weihnachtstage spürten wir nicht. Wie waren physisch und psychisch auf einem Tiefpunkt angelangt; draussen war es eisig kalt, auch in den Baracken sehr kalt, das Essen unzureichend und miserabel. Das neue Jahr war angebrochen. Was wird es bringen? Mein Daumen machte keine Anstalten zu heilen, er nässte und nässte. Immer wieder kam Eitriges heraus, sooft mir der Arzt einen neuen Verband anlegte. Zur Behandlung hatte er nur eine gelbe, ölige Flüssigkeit, Ribazol.

1944

Das lebensrettende Wunder

Stalin lässt unser Lager generell überprüfen

So um den 10. Jänner 1944 gab es auf einmal helle Aufregung im Lager. Eine russische Kommission werde unser Lager inspizieren.

Am nächsten Tag kam sie auch schon. Die Arbeiter durften nicht in die Fabrik gehen. Ich sehe sie noch heute vor meinen Augen von der Budka, der Bude beim Lagertor, heraufkommen. Angeführt von einem grossen, imponierenden Offizier mit hoher, weisser, kronenförmiger Fellmütze, die oben himmelblau und darauf goldgestickt ein Zeichen hatte, offenkundig im Generalsrang, weiters ein dunkler, älterer Arzt in Zivil, mehrere Ärztinnen, Assistenten, Schwestern, ein ganzer Stab – wie in einem Grosskrankenhaus. Sie hatten eine Waage und jede Menge medizinischer Untersuchungsgeräte mit.

Wir mussten an treten, wurden verlesen, jeder einzelne wurde genau untersucht, gemessen und gewogen, im ganzen Lager, in jeder Baracke. Bei mir stellten sie sogleich meine nicht ausgeheilte Rippenfellentzündung fest und begutachteten meinen Daumen. Mein Arzt musste genau angeben, wie er mich behandle.

Nachdem wir alle in unseren Baracken untersucht worden waren, kamen sie in die Küche. Die Suppe, Wassersuppe wie immer, und die dünne Kascha wurden gerade zur Ausgabe vorbereitet. Der dicke Küchenchef wälzte seine 130 Kilo heran. Immer wieder sprachen wir nachher von dem Schauspiel, das sich vor unseren Augen abgespielt hatte. Der General fragte den Küchenchef: «Was ist das in dem Riesengefäss?» Der Küchenchef: «Unsere Lagersuppe!» «Und im anderen Gefäss?», fragte er. «Unsere Kascha!», sagte der Küchenchef. «Was, das soll Suppe und das soll Kascha sein?», sagte der General – übrigens alles auf Deutsch. «Sie ist wie immer», sagte der Küchenchef. «Warum», fragte der General wieder, «ist beides so dünn?» Der Küchenchef wurde unruhig, denn ganz unschuldig fühlte er sich nicht, man brauchte ja nur ihn und seine Gehilfen ansehen, dann konnte man sich denken, dass er und seine Gehilfen keine Normverbraucher waren. Ausserdem gab es noch genug andere im Lager, aber auch Russen, die von unserer Küche profitierten.

Schliesslich sagte er nach einigem Zögern: «Wir bekommen so wenig Produkte, Herr General!» «Was, sie bekommen so wenig Produkte? Das gibt es doch nicht, in der Sowjetunion braucht kein Gefangener zu hungern, hat die Regierung befohlen.», sagte er. «Können Sie lesen und schreiben?» «Ja, natürlich», sagte der Küchenchef. «Dann schreiben Sie nach Moskau um alles, was sie brauchen. Sie werden so viele Produkte erhalten, dass kein Gefangener im Lager hungern muss.» Der Küchenchef und wir alle sahen ihn etwas zweifelnd an. «Ja, ja, schreiben Sie nur gleich, Sie werden sicher genug bekommen.»

Der Auftritt des Generals Popow, ich erinnere mich noch heute an seinen Namen, imponierte uns, aber wir zweifelten, ob sich etwas ändern werde. Ich hatte auch bei der Heimfahrt aus Russland ein ähnliches Erlebnis. Doch was wir dann noch erfuhren, gab uns zu denken und zu hoffen:

Wir wurden alle als Kranke erklärt, mussten unsere Kleider abgeben und durften nur in der Baracke in reiner Unterwäsche, Hemd und langer Unterhose aus Molino bleiben. Jeden Tag gab es Visite durch einen Chefarzt und seine Assistenten, wie in einem Spital. Jeder wurde dabei gefragt, wie es ihm gehe. Auch das Essen wurde gleich etwas gehaltvoller, weil offenkundig weniger gestohlen wurde. Das gutgenährte Küchenpersonal aber und andere, die durch ihr gutes Aussehen auffielen, wurden täglich über die Wolga geschickt. Dort mussten sie im Auwald Eichen fällen und zu Brennholz verarbeiten, damit wir in den Baracken etwas zum Heizen hatten. Nur der Küchenchef blieb, was er war. Den Lagerleiter, einen lettischen Offizier, setzte er wegen Unfähigkeit ab. Er war bekannt als Deutschenhasser, der die Meinung vertrat, dass die Wassersuppe noch viel zu gut für die deutschen Kriegsgefangenen sei. Seine Frau war anders, sie hatte Mitleid mit uns und bemühte sich, uns zu helfen. Dass es nicht noch ärger war, verdankten wir ihr. Ein neuer Lagerleiter, Kapitän Barbasso, wurde eingesetzt. Er war ein sympathischer, grosser, fescher Offizier, etwa 45 Jahre alt; seine Frau war jung (etwa 25 Jahre alt) und hübsch, man konnte gut mit ihr reden. Ich hatte öfter mit ihnen zu tun. Er soll wegen einer Affäre degradiert und zu uns versetzt worden sein, hiess es.

Eine neue Zeit hatte für uns begonnen, gerade noch bald genug, sonst wäre wahrscheinlich keiner von uns heimgekommen. Vor allem die nun praktizierte Sauberkeit tat uns wohl. Wir bekamen ganz neue, saubere Wäsche, aus beigem Molino und sie wurde regelmässig gewechselt und

gewaschen. Die Überkleidung, unsere alten, verdreckten Uniformen, nahm man uns ab. Sie wurden im Entlausungssofen gleich entlaust, bevor sie ins Magazin kamen. Die Läuse hatten es nun schon viel schwieriger mit uns.

Bisher hatte man uns allmählich öfter, aber nicht jede Woche, einmal ins Bad und zur Entlausung geführt. Das spielte sich immer gleich ab. Wir wurden in einen grösseren Keller gebracht. Dort mussten wir uns nackt ausziehen und die ganze Bekleidung abgeben. Sie wurde in einen backofenartigen Entlausungssofen gehängt, in dem sie etwa 1 Stunde bei einer Temperatur von 100 Grad blieb. Das hielten die wenigsten Läuse aus und so wurden sie allmählich weniger in den Kleidern, freilich nicht überall, denn wir hatten sie ja auch überall am Körper. Gegen diese sollte das Bad helfen. Wir mussten uns aufstellen und bekamen dann jeder ein schätzungsweise 50 cm breites und 20 cm tiefes Holzschaffel mit 2 Henkeln zum Halten. Mich erinnerten diese Schaffeln an die Holzschaffeln unserer Bauern, in denen sie in meiner Kindheit ihr Geschirr wuschen. Mit einem hölzernen Sechter bekamen wir warmes Wasser hineingeschüttet und dazu ein Stückchen Kernseife, mit der wir uns zur Gänze einseifen und abwaschen konnten. Dann nahmen wir noch ein Duschbad, indem wir uns den ganzen Rest des Wassers über den Kopf schütteten. Zum Abtrocknen hatten wir ein Waffelhandtuch. Die lebenden, krabbelnden und beissenden Tierchen waren durch die rauhe Behandlung dann wohl fort, aber es blieben immer wieder Eierlein, die Nissen, die an irgendein Haar, das nicht wegrasiert oder weggeschnitten worden war, z.B. Augenbrauen, Bart, geklebt überlebten. Für Nachwuchs war also gesorgt, schon deswegen, weil Bad und Entlausung viel zu selten stattfanden und auch die Wäsche nur selten gewaschen wurde. Wir konnten ja auch nie die Kleidung wechseln, besonders im Winter war es zu kalt in den Baracken, um alle Oberkleider ausziehen zu können. Wenn wir sie auszogen, mussten wir sie zum Zudecken verwenden. Als Kopfpolster nahmen wir meistens die Schuhe oder Stiefel, wer solche hatte. Zum Haarschneiden und Rasieren nahmen die Russen fast nur rumänische Zigeuner. Ich weiss nicht, warum sie das taten. Von Hygiene hielten diese leider nicht viel. Sie seiften mit demselben Rasierpinsel alle Haare an unserem Körper ein, ausser den Kopffaaren, die sie mit einer Haarschneidemaschine ganz kurz schnitten, auch wenn einer sichtlich schon Bartflechte hatte, und rasierten ihn kahl, ohne den Pinsel zu desinfizieren oder ihn nachher wenigstens zu waschen.

Natürlich gab es auch kein Rasierwasser nachher. Niemand durfte sich dagegen wehren. Dafür sorgte ein russischer Posten. Die Läuseplage wurde wohl einigermaßen verringert, aber die von ihnen Rasierten bekamen immer mehr die Bartflechte, oft an den unmöglichsten Stellen, und sahen aus wie Leprakranke.

Mir passierte dies nicht, denn ich rasierte mich – zum grossen Neid der Raucher – immer selbst mit eigenen Klingen und meinem Rasierapparat; Rasiermesser waren uns, wie jedes Messer, verboten, weil sie als Waffe dienen konnten. Ich hatte dazu sogar eine parfümierte Rasierseife, freilich kein Rasierwasser. Ich fand immer wieder Neugefangene, die Rasierklingen und Seife mitbrachten und gegen Machorka vertauschten. Die Rasiermesser, die von den rumänischen Zigeunern verwendet wurden, waren Eigenanfertigungen aus Eisensägen, die zuerst monatelang an einem Schleifstein und dann auf einem Lederriemen geschliffen wurden. Wenn sie gerade niemand zum Rasieren hatten, sah man sie emsig ein neues Rasiermesser schleifen. Im Fertigwerden mit primitiven Verhältnissen waren sie uns weit überlegen. Nur die Rumänen durften Rasiermesser besitzen.

So sassen und lagen wir also in der etwas geheizten Baracke und sahen durch die wenigen nicht zugemauerten Fensteröffnungen, wie draussen der Schnee fiel, ein strenger Winter sich bemerkbar machte und dösten, zufrieden mit der Wärme und dem Essen, das etwas besser geworden war. Nach etwa 10 Tagen seit der Visite des Generals aber gab es eine grosse Überraschung, die sich rasch herumsprach.

Grosse Lkw's seien gekommen und hätten Verpflegung gebracht. Wir waren höchst erstaunt, denn wir hatten das Auftreten des Generals nicht so ernst genommen. Kannten wir doch das russische Sprichwort: «Russland ist gross und der Zar ist weit.» Freilich statt «Zar» hätte man «Stalin» sagen müssen. Nun gab es auf einmal dreimal am Tag eine ausreichende, allerdings russische Krankenverpflegung und das 6 Wochen lang voll und dann allmählich einfacher werdend. Es gab süssen Tee, dreimal am Tag eine 200 Grammscheibe halb weisses Brot, fette Suppe, fette Kascha aus Hirse, Graupen oder Buchweizen mit Hammelfleisch, manchmal sogar Kamelfleisch, Sauerkraut, eingelegte, grüne Tomaten, als Nachtisch ein Vitaminpräparat aus Rückständen der Biererzeugung, das aussah wie bröseliger Kuchen. Wir durften nicht aufstehen, nur zum Antreten. Das hatte für uns anfangs sicher sehr positive Folgen. Ich habe ja schon erzählt, dass wir fast alle schon so eine Herzschwäche hatten, dass unsere Nieren während des Tages ihre Funktion nicht ausüben

konnten. Den ganzen Tag konnten wir kein Wasser ausscheiden, aber wenn wir schliefen, mussten wir meistens bis zu 12 mal zur Latrine laufen. Viele waren schon stark wassersüchtig. Das gab sich allmählich, und langsam konnten wir wieder durchschlafen. Man sah, dass wir eigentlich nur aus Haut und Knochen bestanden; auch unser Herz regenerierte sich langsam.

Nur Muskeln konnten wir keine ansetzen. Schliesslich kam unsere ärztliche Leitung darauf – oder war dies ohnehin von Anfang an geplant – dass wir nicht immer liegen durften, sondern aufstehen und Bewegung machen mussten. Von nun an hiess es jeden Tag aufstehen und Gymnastik machen, bücken, biegen, drehen, luftboxen. Das ging noch, aber als es mit den Liegestützen anging, fiel jeder auf die Nase. Auch Kniebeugen sahen jämmerlich aus. Da es schon schöne, sonnige Tage gab, sollten wir hinaus vor die Baracke gehen und Spiele machen. Der Schnee war dazu weggeschaufelt worden. Wir mussten Drittabschlagen spielen. Es war mitleiderregend anzusehen; wenn drei hintereinanderstanden und den Dritten abschlugen, verloren alle drei das Gleichgewicht und lagen am Boden, meistens übereinander. Mir ging es nicht anders. Nachdem es uns nun nicht mehr verboten war aufzustehen, sondern sogar erwünscht war, dass wir uns bewegten, lag ich fast den ganzen Tag nicht mehr, sondern machte aus eigenem Gymnastik, Liegestütze und Kniebeugen, sass auf meiner Pritsche und las ein Buch.

Ich war draufgekommen, dass unser Lager eine grosse Bücherei hatte, mit 22.000 Bänden, alle deutschsprachige, in Russland gedruckte Bücher, in einer allerdings sehr einfachen Ausstattung. Sie waren freilich ideologisch gesiebt, aber für mich umso interessanter, weil ich auch Bücher in die Hand bekam, die ich zu Hause schwer erhalten konnte. Ich las vor allem «Das Kapital» von Marx, die Schriften von Engels, einige Bände von Lenin – diese waren allerdings in bester Ausstattung, in braunes Leder gebundene Bücher in Grossformat –, die Berichte der Tagungen der Kommunistischen Partei, die alle paar Jahre stattfanden, die mich besonders bezüglich Österreich und der Vorgeschichte des 2. Weltkrieges interessierten, weil ich dadurch auch die Ansichten der anderen Seite kennen lernte; «et altera pars audetur» hatte ich ja im Gymnasium als Grundsatz des römischen Rechtes kennengelernt; auch die andere Seite soll gehört werden. Die Ansichten der Nazis hatte ich ja genug kennengelernt und mit höchster Skepsis aufgenommen. Ich las das neu er-

schienene Buch von Varga «25 Jahre Kapitalismus und Sozialismus». Meine Skepsis übertrug sich nun auch auf die mir bisher noch unbekanntere Seite. Ich las aber auch Goethes «Wilhelm Meisters Wanderjahre und Bekenntnisse einer schönen Seele.» Im Gymnasium hatte ich das nie über mich gebracht. Schiller gab es nicht. Ich las auch viel von Turgenjew, Puschkin, Tolstoi, Gorki, Scholochow «Der stille Don, Neuland unterm Pflug»; von Dostojewsky gab es nichts.

Oft sass ich auf meiner oberen Pritsche und las stundenlang meinen Kameraden vor, natürlich leichtere Sachen, denn immer wieder forderten sie mich auf, vorzulesen. Zuhören wollten sie schon, aber zum Lesen waren die meisten zu faul. Langsam erholte sich Leib und Seele, wir bekamen wieder das Gefühl, Mensch zu sein. Viele vertrieben sich die Zeit mit Dösen und Warten von einer Mahlzeit auf die nächste, andere hatten das Schachspiel wieder entdeckt. Sie schnitzten sich aus Holz Schachfiguren, machten sich ein Schachbrett und spielten stundenlang Schach.

Sie suchten immer wieder Spielpartner. Auch mich forderten sie öfter auf. Sie glaubten, dass ich nicht Schach spielen könne und erboten sich, es mir zu lernen. Natürlich konnte ich Schach spielen, sogar ganz gut. Ich hatte es nur am Ende meines Studiums aufgegeben, weil ich so ambitioniert spielte, dass ich hernach nicht einschlafen konnte und das mein Studium stark behindert hätte.

Ich spielte nur deswegen nicht Schach, weil ich vom Lesen so fasziniert war, dass mir um jede Minute leid war, die ich anders verbrachte als mit Lesen. Vorbei war die Zeit, als ich durch das Fleckfieber kaum noch lesen und nicht einmal meinen Namen schreiben und die einfachste Rechnung nicht lösen konnte, von höherer Mathematik keine Ahnung mehr hatte.

Auch mein Freund, der Sepp, aus Roseggers Waldheimat, hatte sich ein Schach geschnitzt und war begeisterter Schachspieler. Er gewann meistens. Er liess mir keine Ruhe, auch mit ihm zu spielen. Ich sagte, ich hätte keine Zeit dazu, er meinte, ich könne halt nicht spielen und geniere mich, es zuzugeben. Das liess ich mir doch nicht nachsagen, dass ich mich geniere, zuzugeben, etwas nicht zu können. Ich spielte drei Partien mit ihm, die er alle rasch verlor. Nun glaubte er es mir und liess mich in Ruhe. Gelesen hat er allerdings kein Buch, war aber immer dahinter, dass ich vorlese. Er war eben doch etwas bequem, ich bekam es zu spüren, als er später mein Mitarbeiter wurde.

Bei der guten Kost und der aufmerksamen Pflege erholten wir uns lang-

sam, nur die Kräfte kamen nicht so rasch. Unsere ärztliche Leitung machte sich Gedanken, was man für unsere Gesundheit tun könne, wenn der Frühling beginnen sollte; sie kam zu dem Schluss, dass es das Beste wäre, wenn wir im Frühling auf eine Kolchose kämen und dort in frischer Luft leichte Arbeit verrichten würden. Wahrhaftig, ein bestechender Gedanke. Viele freuten sich schon auf diese Aussicht, mich aber warnte innerlich etwas. Man konnte sich freiwillig melden, konnte aber auch dazu kommandiert werden.

Die Entscheidung für mich traf die jüdische Lagerärztin, der ich oft Reparaturen durchgeführt hatte und die mich mochte. Sie liess mich nicht weg. Mir war es recht, ich war misstrauisch, ich hatte genug über Kolchosen gelesen, ich war in meinen jungen Jahren jeden Sommer bei unseren Verwandten auf einem Bauernhof und hatte jede Arbeit mitgemacht. Ich wusste, dass in gewissen Stosszeiten jeder gebraucht und ausgenutzt wird. Da konnte und wollte man die Schwäche von Rekonvaleszenten nicht berücksichtigen, noch dazu gab es Normen für Leistungen und das Stachanowsystem in Russland. Warum sollte man gerade auf Kriegsgefangene Rücksicht nehmen?

Wie recht ich hatte! Als der Frühling kam und das gute Essen zu Ende war, wurden wir wieder untersucht und begutachtet; die Arbeitsfähigen schickte man wieder in die Fabrik und die noch nicht so weit waren, die wohl ihre Wassersucht verloren hatten und nun ihre echte Knochenstruktur zeigen konnten, schickte man über die Wolga in eine Kolchose, zur Erholung bis zum Herbst. Allmählich kamen einzelne als Kranke zurück und so erfuhren wir, wie es ihnen ergangen war.

Sie wurden in Zelten untergebracht und hatten zuerst beim Anbau der Zuckerrüben und Setzen der Kartoffeln zu helfen und die laufenden Pflegearbeiten vorzunehmen. Das Essen war knapp, so assen sie zusätzlich von ihrem Saatgut. Der Tag begann sehr früh, um 5 Uhr; weil es mittags sehr heiss war, machten sie eine grosse Pause, in der sie im Zelt lagen. Dort wurde es aber ganz unerträglich heiss, Fliegen und Mücken trugen noch dazu bei, dass sie nicht schlafen konnten. Wenn die Sonne tiefer stand, wurde weitergearbeitet bis es dunkel wurde; dann konnten sie sich waschen und es gab das Abendessen. Das dauerte meistens bis elf Uhr nachts. Dann lagen sie im Zelt und konnten lange nicht schlafen, weil es immer mehr Gelsen gab, die sie bissen. Sie hatten bei allen Arbeiten Normen zu erfüllen. Da die Trinkwasserversorgung auch nicht gut funk-

tionierte und immer Mangel herrschte, tranken sie auch nicht einwandfreies Wasser, sodass es immer viele Kranke mit schweren Durchfällen gab, die dann zu uns eingeliefert wurden. Gesünder wurde dabei kaum einer.

Als der Herbst kam, mussten sie Kartoffeln ernten. Jeder hatte pro Tag eine vorgeschriebene Fläche zu roden und in Säcke zu füllen. Die Norm bestand aber nur in einem vorgeschriebenen Flächenausmass, berücksichtigte aber nicht die anfallende Menge und Grösse der Kartoffeln. Es war damals ein gutes Kartoffeljahr und es gab viele und grosse Kartoffeln. Es war ihnen daher nicht möglich, auf der ihnen durch die Norm vorgeschriebenen Flächen alle Kartoffeln zu ernten und in Säcke zu füllen, da hätten sie ihre 100% nicht erreicht und weniger Brot bekommen. Also gruben sie die Kartoffeln nur so weit aus, dass sie die vorgeschriebene Fläche rodeten, die anderen aber mussten sie in der Erde zurücklassen.

Freilich, zu essen hatten sie genug Kartoffeln, die sie sich in den trockenen Kartoffelstauden brieten. Dies wussten besonders die Deutschen aus Preussen zu schätzen. Im Herbst kamen die Leute von der Erholung in der Kolchose nicht besonders erholt zurück.

Die Zeit, die wir im Winter in der Baracke verbrachten, gab uns nach der anfänglich apathischen Phase, die jeder durchmachte, Gelegenheit, miteinander mehr in Kontakt zu treten, miteinander zu reden, Freundschaften zu knüpfen, Landsleute, uns sympathische Menschen zu finden. Wir Österreicher entwickelten ein immer grösseres Zusammengehörigkeitsgefühl, das schliesslich zu einer eigenen Österreichergruppe führte, die immer mehr zusammenhielt und auch von den Russen bemerkt wurde, die erkannten, dass wir ihnen gegenüber viel aufgeschlossener waren als die Deutschen. Uns störte nicht die fremde Sprache, das andere Gedankengut, die andere Politik und die andere Lebensweise, wir fühlten uns nicht so sehr als Feinde, wir missachteten die Russen nicht. Viele Deutsche machten sich immer wieder über die Russen lustig, wie primitiv sie seien. Sie spotteten über ihr schlechtes Rindvieh, das wenig Milch gab, vergassen aber, dass auch das Land nicht hochwertiges Futter lieferte und im Sommer durch die grosse Hitze rasch alles Gras verdorrte. Deutsches Rindvieh hätte dieses trockene Zeug gar nicht fressen können und wenn, auch nicht viel Milch geben können. Sie spotteten über die kleinen russischen Pferde, zu Hause hätten sie viel schönere. Nun, zu Hause hatten sie auch nicht 40°C Kälte im Winter wie die kleinen, struppigen, russischen Pferde, die voll Eiszapfen im eiskalten Stall

überwinterten und in dieser Zeit nur Stroh zu fressen bekamen. Ich habe ja mit eigenen Augen gesehen, wie die deutschen Rassepferde im Winter schnell zugrunde gingen. Mit kleinen, zottigen russischen Panjepferden bin ich aber im strengsten Winter am Donez mit dem Schlitten hurtig durch die Steppe gefahren.

Den russischen Posten gefielen die deutschen Lieder sehr gut. Wenn die Arbeitsbrigaden zur Arbeit in die Fabrik marschierten, verlangten sie oft ein Lied. Widerwillig sangen dann die Deutschen, aber immer ein Militärlied, oft richtige Nazilieder. So lange die Posten den Text nicht kannten, gefielen sie ihnen, aber dann machte sie jemand auf den Text aufmerksam. Dann war es mit der Sympathie vorbei. Später gab es einige Oesterreicherbrigaden. Ich arbeitete selbst in so einer Brigade. Auch von uns wollten die Posten öfter ein Lied. Uns wäre nie eingefallen, ein Nazisoldatenlied zu singen. Richtig singen kann man doch nur, wenn einem danach zumute ist. Wir sangen nur österreichische Lieder wie «Das schönste auf der Welt, ist mein Tirolerland» oder das Südtirolerlied «Wie ist die Welt so schön und weit», die alle mit einem Jodler enden; es gab wahre Künstler im mehrstimmigen Jodeln unter uns, die sich wahrhaft übertrafen. Militärisch klang unser Gesang überhaupt nicht, aber die Posten waren hingerissen, sie mochten uns, die Austrizkis, und beim Singen vergassen wir oft Hunger und Müdigkeit, Heimweh und allen Kummer. Instinktiv fühlten wir unsere Posten nicht als Feinde, sondern als Menschen, fast als Freunde.

Im Verdacht der Spionage

An einem Sonntag im Frühling 1944 erzählte mir Sepp Leiterbauer, als wir uns um das Mittagessen anstellten, dass er am Vortag zwei Österreicher kennengelernt habe, den Steirer Willi Harrer und den Oberösterreicher Karl aus Grünburg. Beide seien sympathische Leute, die mich sicher interessieren würden, da sie nicht im Kessel von Stalingrad gefangen wurden, den Kampf um diese Stadt aber vorher und nachher mitgemacht hätten. Dass sie nicht in den Kessel hineinkamen war nur einem Zufall zu verdanken. Sie kämpften nicht am selben Frontabschnitt und wurden auch zu ganz verschiedenen Zeiten gefangen, aber beide kämpf-

ten an der nach dem Fall von Stalingrad neu aufgebauten Front. Der Steirer war Leutnant und kam im August 1943 schwerverwundet in Gefangenschaft, der Oberösterreicher, ein Unteroffizier, wurde im Dezember gleichen Jahres bei einem Spähtrupp, aber unverwundet, gefangen, beide als Einzelgefangene. Harrer kam im Jänner in unser Lager, war aber die längste Zeit im Lazarett, der Grünburger kam vor kurzer Zeit mit einem Transport, von dem es hiess, dass es sich um sehr gefährliche Gefangene handle, besonders wegen Fluchtgefahr. Von diesem Transport wussten wir, weil vorher der Stacheldrahtzaun sehr gewissenhaft verstärkt worden war. Sepp, der immer Neugierige, wusste schon einiges über die beiden zu erzählen:

Der Grünburger könne ganz gut russisch sprechen und sogar schreiben. Das habe ihn aber schon oft in Schwierigkeiten mit Kommissaren der NKWD gebracht, die ihn als Spion verdächtigten und immer wieder verhörten. Karl glaubte, dass ihn irgendwer bei der NKWD angeschwärzt habe; er wisse nur nicht, wer es sei und was dieser behauptete; er arbeite jetzt bei der Brigade Losowan, die bei uns als Strafbrigade galt, im Tiefbau.

Die neuen Bekannten von Sepp interessierten mich in mehrfacher Hinsicht; nicht nur weil sie Landsleute waren, sondern vor allem deshalb, weil wir nicht wussten, was sich ausserhalb des Kessels und nach dem Fall von Stalingrad an der Front und in der Heimat abgespielt hatte. Für mich war auch von Interesse, wie die Russen Einzelgefangene behandelten, insbesondere, wenn diese schwer verwundet waren, mussten wir doch bei unserer Gefangennahme die Gehunfähigen zurücklassen. Ich selbst bin trotz meiner schweren Erfrierungen an allen Zehen viele Kilometer in die Gefangenschaft marschiert, in der Annahme, dass sich die Russen gewiss nicht mehr die Mühe machen würden und auch nicht könnten, solche Gefangene in ein Lazarett zu bringen und gesundzupflegen. Die Russen hätten selbst zu viele Opfer, die in ein Lazarett müssten. Ich war daher überzeugt, richtig gehandelt zu haben. Während ich diese Überlegungen anstellte, sagte Sepp, dass dort oben bei der Lazarettbaracke der Harrer gehe. Ich blickte in die angegebene Richtung und sah einen grossen, hageren Gefangenen in mitgenommener Uniform an einem Knotenstock in die Baracke hineinhumpeln. Gleich darauf kam bei uns ein anderer vorbei und begrüusste Sepp, der sich zu mir wendete und mich mit der Bemerkung bekanntmachte, das sei der andere, neue Ös-

terreicher, der Karl aus Grünburg. Er war der erste Oberösterreicher, den ich in Gefangenschaft kennenlernte. Wir kamen uns rasch näher, als ich ihm sagte, dass ich Grünburg im romantischen Steyrtal aus meinen Dienstreisen bestens kenne. Er kannte natürlich auch Linz ganz gut; ich sagte ihm, dass ich schon sehr interessiert sei zu erfahren, wann, wo und wie er in Gefangenschaft gekommen und wie er von den Russen behandelt worden sei. Ich hätte meine eigenen Erfahrungen als Gefangener nach der grossen Katastrophe von Stalingrad, die sich mit seinen als Einzelgefangener nicht decken müssten. Ich wollte sein Alter wissen, wann er einrücken musste und ob er auch beim Arbeitsdienst war. Ich erfuhr, dass er 1920 in Grünburg auf die Welt kam und am 28. Februar 1938 als jüngster Maturant Österreichs 2 Wochen vor Hitlers Einmarsch das Gymnasium beendete und sein Mittelschulstudium selbst verdienen musste. Seine Matura war auch noch die letzte nach österreichischen Vorschriften.

«Das war die gleiche Zeit, als ich meine 2. Staatsprüfung an der Technischen Hochschule in Wien ablegte, und zwar die schriftliche, auch die letzte nach österreichischen Vorschriften, wobei man uns das Studium und die Prüfung möglichst schwer gemacht hatte, weil für uns ja doch keine Verwendungsmöglichkeit als Diplomingenieure zu erwarten war, wie wir immer wieder bei unseren Vorlesungen hören mussten. Die mündliche Prüfung machte ich, als Hitler schon einmarschiert war, aber noch nach den alten Prüfungsvorschriften und beim alten Prüfungssenat. Kurze Zeit später unter Hitler konnte man nicht genug Diplomingenieure finden und erleichterte die Staatsprüfungen. Es war damals kein Wunder, dass so viele Hochschulabsolventen zu den Nazis gingen», sagte ich. Dann machte Karl Aushilfsdienst, denn er war ja noch nicht 18 Jahre und konnte noch nicht in den Bundesdienst aufgenommen werden. Im Oktober 1938 kam er zum Finanzamt, bis er Ende 1940 zum Arbeitsdienst einberufen wurde. Dort wurde er zuerst bei der Naarnregulierung in Perg und dann am Westwall eingesetzt. Im Juni wurde er bei Saarbrücken einer Pioniereinheit als Unterstützung zugeteilt und von der Feldgendarmarie für Verkehrsregelung ausgebildet. Er regelte den Verkehr von Nancy. Ende September rüstete er ab, wurde Anfang Oktober zum Militär in die Linzer Artilleriekaserne einberufen und als Infanterist ausgebildet. Gleich darauf war er selbst Ausbildner, bis er Ende August, Anfang September 1941 nach Russland in den Mittelabschnitt, nach Orel, abgestellt wurde. Ende Oktober kam er wieder nach Linz zurück;

er war noch immer Gefreiter. Ende November wurde er mit einer Marschkompanie nach Wiener Neustadt als Ersatz für die 100. Jägerdivision im Südabschnitt zugeteilt. Sie fuhren dann auch in den Südabschnitt Winipeg Geisin, dort bekam er die Ruhr und kam ins Lazarett nach Krakau, dann nach Linz und wurde als nur garnisonsverwendungsfähig entlassen. Im Februar 1942 fand ein Schikurs am Pöstlingberg statt, den er unbedingt mitmachen wollte, obwohl er noch nicht K. V. (kriegsverwendungsfähig) geschrieben war. Er erreichte, dass er vom Arzt K. V. geschrieben wurde, machte den Schikurs mit, wurde im März 1942 schon wieder nach St. Pölten Spraaern abgestellt und kam nach Königsbruck bei Dresden zur Aufstellung der 384. Luftinfanteriedivision «Rheingold», einem Teil der 6. Armee. Von dort kamen sie noch im April nach Russland und blieben dort bei Slavansk Swarowka in Ruhestellung. Am 17. Mai 1942 war der Beginn der zweiten Kesselschlacht um Charkow.

«Da war ich auch dabei als Funker der 44. Division beim General Debois, der Hitler im Ersten Weltkrieg das eiserne Kreuz verliehen hatte. Charkow war ja schon im Herbst 1941 von den Deutschen erobert und trotz aller Anstrengungen der Russen während des ganzen Winters, die Stadt zurückzuerobern, gehalten worden. Unsere Division hatte östlich von Charkow in Andrejewka die Stellung am Don gehalten. Daher hatten wir alle keinen Urlaub erhalten, obwohl viele von uns fast zwei Jahre beim Militär und PA Jahre an der Front waren. Bei den Russen war aber unsere Division sehr gefürchtet und sie wussten über uns genau Bescheid. Als dann die Verhältnisse um Charkow bereinigt waren, wollte man unsere Division herausziehen und schickte die «Mondscheindivision» zu unserer Ablöse. Doch schon am ersten Tag bemerkten die Russen dies und machten einen Durchbruch. Wir aber mussten sofort zurück und unseren Nachfolgern zu Hilfe kommen. Das merkten aber auch wieder rasch die Russen und stellten ihre Angriffe ein. So mussten wir ohne Urlaub weiter an der Front bleiben und den weiteren Vormarsch bis Stalingrad mitmachen. Ich bekam nie Urlaub.» sagte ich. «Ihr wart damals bei Issium, ich kann mich an die 44. Division noch genau erinnern.», bemerkte Karl. Er war beim Radfahrzeug des Regiments z. b. V. (zur besonderen Verwendung). Dann ging der Vormarsch los über Badenkowo Losowaja nach Charkow und Woronesch. Mitten auf der Strasse mussten sie dann wieder umdrehen und es ging nach Osten zum Oskol. Ende September wurde er verwundet und kam zum Hauptverbandsplatz Kisil-

jaki, dann zurück ins Lazarett nach Lemberg, nachher zum Ersatztrupenteil Brandau an der Elbe bei Prag, der aber bald nach Plauen im Vogtland und dann nach Königsbruck verlegt wurde. Von dort schickte man sie wieder nach Russland zur Ergänzung der 6. Armee in Stalingrad im November 1942. Das war noch bevor der Kessel um Stalingrad von den Russen zugemacht wurde. Sie kamen nach Stalino, wo der grosse Flugplatz war, wurden dort einquartiert und zum Einflug in den Kessel in durch Nummern gekennzeichnete Gruppen eingeteilt. Sie wurden schon ganz ungeduldig, weil mit dem Einfliegen nicht begonnen wurde und fragten sich, warum man eigentlich wartete. Sie hatten ja keine Ahnung, was wirklich los war; dann fiel zu ihrem Glück, wie sie bald nachher sagen mussten, zuerst der Flugplatz Pitomnik und schnell darauf Gumrak in Feindeshand. Nun konnten sie nicht mehr eingeflogen werden.

«Dazu muss ich dir einen sehr tragischen Vorfall erzählen. Du weisst ja, dass ich Funker beim General war. Da erfuhr man natürlich auch einiges, das andere nicht erfuhren, z.B. der folgenschwere Fehler des Funkverkehrs, der zum gänzlich unerwarteten Fall des Feldflughafens Gumrak führte. Die Funkstelle, die den Funkverkehr für den Schutz des Flughafens abzuführen hatte, bekam den Befehl, den Funkspruch wie üblich verschlüsselt mit der Schlüsselmaschine, durchzugeben: «Mit Einheit Flughafen Gumrak besetzen.» Beim Verschlüsseln aber machten sie einen Fehler und funkten: «Mot Einheit Flughafen Gumrak besetzen.» Da die empfangende Einheit aber eine Luftwaffen-Felddivision war und keine «Mot» (motorisierte) Einheit hatte, glaubten sie, dass der Funkspruch irrtümlich zu ihnen gelangt sei und sie nichts angehe. Sie taten daher nichts, sie fragten auch nicht nach. Es fiel ihnen auch gar nicht auf, dass es im Funkverkehr streng verboten war, Abkürzungen im Text zu verwenden, eben um solche Fehler auszuschalten. Sie wussten nicht, dass die Russen durchgebrochen und schon ganz nahe waren.

Die Folgen waren entsetzlich. Der Flughafen konnte nicht verteidigt werden; die Russen waren plötzlich da. Es kam zu einem Überfall auf die Flugzeuge, die gerade mit Schwerverwundeten und Schwerverkranken beladen wurden. Damit die Flugzeuge nicht in russische Hände fielen, starteten sie und flogen weg. Die Kranken und Schwerverwundeten konnten aber nicht mehr ordnungsgemäss versorgt werden. Manche hängten sich in ihrer panischen Verzweiflung an die Flügel und ans Fahrwerk, nur um noch mitzukommen und stürzten bald entkräftet oder er-

froren zur Erde, denn es hatte 20° C unter Null. Die Versorgung brach zusammen. Damit fiel auch der letzte Flughafen in russische Hände und trug entscheidend zum Untergang der 6. Armee in Stalingrad bei.» Karl hörte mit Entsetzen meinen Bericht und erzählte weiter:

Da das Einfliegen nicht mehr möglich war, wurden sie einer Panzergruppe angeschlossen, die von Rostow aus quer durch die Kalmücksteppe nach Stalingrad vordringen sollte. Sie marschierten hinter den Panzern her; das war eine rauhe Angelegenheit; jeden, den sie trafen, nahmen sie mit. So kam ein abenteuerlicher, bunter Haufen von Soldaten zusammen, die oft nicht einmal schießen konnten, denn sie waren z.B. beim Tross, in der Küche oder anderen militärischen Hilfseinrichtungen, bei denen sie anderes zu tun hatten, als zu schießen. Obwohl Karl immer noch Gefreiter war, hatte er einen Zug von 40 Mann anzuführen.

Eines Tages, es war im Jänner 1943, als die Russen schon in Richtung Dnjepropetrowsk durchgebrochen waren, kam der Befehl ihres Kompaniechefs: «Leute, von eurer Marschleistung hängt es ab, ob ihr aus dieser Scheisse noch einmal herauskommt!» Sie wurden in kleine Gruppen aufgeteilt; es hiess zurück nach Dnjepropetrowsk und sich beim Stab Stephanus melden. Sie taten alles um herauszubekommen, wo dieser lag, und es war schon eisig kalt. Sie lagen auf Pontons und trachteten immer danach, irgendwo angehängt zu werden, hatten aber nicht mehr viel Zeit, sich beim «Stab Stephanus» zu melden, denn sie mussten noch vor der Sprengung des Staudamms von Saporoschje den Dnepr auf diesem überschreiten. Da kamen ihnen Soldaten entgegen, die ihnen davon abrieten und sagten, sie sollten sich ja nicht bei diesem Stab melden, denn sie würden sofort wieder über den Dnepr in den Einsatz zurückgeschickt, da dort die Russen bereits durchgebrochen seien. Das nahmen sie zur Kenntnis und meldeten sich nicht sofort beim Stab.

Ich fragte ihn, welche Charge er damals gehabt habe. Er sagte, er sei immer noch Gefreiter gewesen, denn er habe sich nie zu einem Unteroffizierslehrgang gemeldet. Man habe ihm das später zum Vorwurf gemacht. Er war der einzige Maturant in der dortigen Truppe, der noch immer Gefreiter war. Er hatte damals Minderwertigkeitskomplexe, weil er aus ärmlichen Verhältnissen kam und glaubte, bei den Unteroffizieren nicht bestehen zu können. Ich sagte ihm, dass mir diese Begründung nicht stichhaltig erscheine, aber für seine Bescheidenheit spreche. Ich

selbst sei beim Militär auch nur Gefreiter gewesen, trotz Hochschule, aber ich habe als Österreicher nicht Offizier im deutschen Heer werden wollen.

Sie hielten sich damals viel bei einer Eisenbahnbrücke auf, die eine österreichische Besatzung hatte. Da konnten sie sich holen, was sie brauchten. Dann erfuhren sie, dass sich die Reste der 44., 100. und 384. Division in Bardaji ausserhalb von Dnjepropetrowsk sammeln müssten. Das war ein ganz kleiner Ort. Sie gingen hin und erfuhren, dass ihr Abtransport in 3 Tagen vorgesehen sei. Sie wurden in Viehwaggons verladen und glaubten, es ginge nun wieder nach Osten. Aber sie fuhren nach Westen. Es hiess, die 6. Armee werde in Frankreich wieder aufgestellt. Da die Wände des Viehwaggons keine Fenster hatten, konnten sie nicht erkennen, durch welche Gegend sie fuhren. Eines Morgens erwachte er durch einen lauten Knall, die Waggontüre stand offen, und er sah ins Freie. Er traute seinen Augen kaum, denn am Himmel standen Sperrballons und er glaubte zu erkennen, dass sie in Schlesien waren. Er hatte sich nicht geirrt; sie fuhren ohne Aufenthalt durch Deutschland bis Antwerpen. Im Hafen wurden sie in kleinen Gruppen durch die riesige Entlausungsstation geschleust.

Anschliessend ging es gleich weiter nach Sandomer bei Lille in Nordfrankreich zur Neuauflistung, von dort Ende August in die Bretagne und Anfang September 1943 in die Gegend von Lissieux nach Calvados. Er machte den Offizierslehrgang und wurde Unteroffizier. Nach dem Lehrgang hatten er und ein Freund die Wahl, einen Osterurlaub oder Offizierslehrgang zu machen. Er wählte den Osterurlaub. Sein Freund wählte den Offizierslehrgang, weil schon ein Bruder Offizier war; Karl aber hatte 3 Wochen Osterurlaub und fuhr heim. Während des Urlaubs kam ein Telegramm, er solle sich in Döbeln bei Leipzig melden, um mit einem Marschbataillon, einer sächsischen Einheit, zu seiner Division zu gelangen; es waren auch Österreicher bei ihnen.

Karl machte auch später keinen Offizierslehrgang; sein Freund und Landsmann aber wurde Offizier, kam nach Jugoslawien und fiel beim ersten Einsatz gegen Partisanen.

Seine Marscheinheit wurde in den Osten geschickt und blieb in Przemysl in Bereitschaft. Dort gab es schon tausende Soldaten. Sie kamen nach Odessa, Kriwoj-Rog und Kirowograd. Dort meldete er sich wieder bei seiner Einheit. Wegen der starken Verluste wurde er sofort zum Bataillonsstab kommandiert und mit einer neuen Aufgabe betraut. Ein Offiziersanwärter hatte schon immer einen Zug zu führen.

Er wurde von seinem höher gelegenen Gefechtsstand zum Ort hinuntergeschickt, um eine Brücke zu halten. Es dunkelte früh, denn es war schon November 1943. Er ging mit seinen Leuten hinunter, teilte sie ein und mit einigen machte er einen Spähtrupp. Dabei gerieten sie in einen Angriff der Russen, die durch den Ort stürmten und sie sofort umzingelten. Überall um sie herum sah er russische Leuchtraketen hochgehen; man konnte sie daran erkennen, dass sie etwas gelblich waren, die eigenen aber weiss. Er meldete seiner Dienststelle, dass ihre Lage aussichtslos sei. Sie bekamen den Auftrag die Stellung zu halten, es komme gleich ein Gegenangriff. Es folgte aber kein Gegenangriff und am nächsten Tag, den 27. November 1943 um ½ 11 Uhr kamen die Russen daher. Vorerst hielt er seine Leute zurück und gab ihnen den Befehl, sich in Richtung ihres Bataillonsstab zurückzuziehen. Plötzlich tauchten die Russen auch schon von dieser Seite auf und es gab einen unüberschaubaren Wirbel. Da erkannte er die Aussichtslosigkeit ihrer Lage und gab den Befehl, sich zu ergeben. Sie warfen die Waffen weg und hielten die Hände hoch.

«Jedenfalls habt ihr nicht die Absicht gehabt, bis zur letzten Patrone zu kämpfen, wie die deutsche Heerleitung verlangte. Im Kessel von Stalingrad hat es das gegeben; auch mein Bruder ist auf diese Weise gefallen, als die Russen am 10. Jänner 1943 bei Baburkin ihren Generalangriff auf den Kessel begannen und durchbrachen, wie mir später ein Überlebender im Gefangenenlager erzählte», sagte ich.

«Das wäre sinnlos gewesen, denn wir mussten unten durch den Fluss und oben standen die Russen, für die wir nur eine Zielscheibe gewesen wären. Von den 23 Leuten sind ohnehin nur 4 übriggeblieben», antwortete er. Ich sagte, dass ich ihre damalige Handlung für vollkommen richtig halte, denn weiter zu kämpfen wäre Selbstmord gewesen, die Nazis hätten es allerdings als «heldisch» glorifiziert; allerdings nur die Propagandisten im sicheren Hinterland.

Sie mussten zuerst durch den schlammigen Fluss waten. Er glaubte, verwundet zu sein, weil er die Füße kaum heben konnte, so schwer kamen sie ihm vor und das Wasser war schon so kalt; es war ja Ende November. Als sie herauskamen, erkannte er, dass er nicht verwundet war, sondern nur seine Stiefel voll Wasser und Schlamm waren. Der zähe Schlamm hatte sie ihm beim Gehen so schwer erscheinen lassen und natürlich standen sie unter schwerer Schockeinwirkung. Einer von ihnen Vieren war noch dazu verwundet. Was mit diesem nachher geschah, weiss er nicht. Als sie an die Russen etwa 30 m herangekommen waren, sah er,

wie diese ihre Gewehre auf sie anlegten. Da liess er sich instinktiv fallen. Er dachte sich, die Russen sollten näher herankommen, denn man schiesst leichter auf einen Menschen, der ferne ist, als auf einen nahen. Einige Kameraden auf dem Gefechtsstand, zu dem sie gehörten, sahen mit Feldstechern von Weitem den ganzen Vorgang und nahmen an, dass sie gefallen seien und meldeten dies auch nach Hause. Sie konnten ja nicht mehr sehen, was sich nachher abspielte. Die Russen kamen heran und fragten wie üblich: «Tschassa jest? Tschassa jest?» (Habt ihr Uhren?) und nach Militärpistolen. Das kannte ich aus eigener Erfahrung.

Sie mussten ständig mit erhobenen Händen laufen. Er glaubte, die Russen würden ihn erschiessen, weil sie Unteroffiziere für Offiziere des untersten Dienstgrades hielten und Offiziere nach seiner Information für gewöhnlich erschossen wurden. Bei den Russen gab es einen Unterleutnant als untersten Offiziersrang, beim österreichischen Militär einen Vizeleutnant, allerdings als höchsten Unteroffiziersrang. Ihm schien, dass es besonders unangenehm sei, wenn man ihn in den Kopf schiessen würde. Sie sollten lieber in den Rücken schiessen. Die Gefangennahme spielte sich in der Nähe von Aleandrja ab zwischen Kriwoj Rog und Kirowograd in der Gegend von Kremenschuk. Er habe von dort noch eine Tabakdose, auf die er diese Namen schrieb.

Sie wurden in eine Kammer eines Hauses gebracht. Dort zogen sie ihm seine Tarnjacke aus, wobei es einen grossen Wirbel gab, wer sie sich nehmen dürfe. Dann kam ein Leutnant und machte Ruhe unter den um seine Tarnjacke streitenden Russen, die sie seitlich auf ein Bankerl gelegt hatten. Der Leutnant schickte sie mit marsch! marsch! gleich wieder weg. Da nahm er rasch seine Tarnjacke vom Bankerl, ging mit und hatte auch diese wieder. Hatte er bisher resigniert und nur mehr mit dem Erschiessen gerechnet, erwachten wieder seine Lebensgeister und er begann von da an aufmerksam auf alle Vorgänge um ihn herum zu achten. Als nächstes wurden ihm seine schönen Stiefel ausgezogen und er bekam andere, engere und schlechtere, dann aber bei der nächsten Rast nahm man ihm auch diese weg und er bekam Schuhe. Einer seiner Kameraden, der mit ihm gefangen worden war, er kam aus Norddeutschland, konnte seine ungewöhnlich kleinen Stiefel bisher behalten. Doch bei einer Rast in einem Gebäude, in dem die Posten ein flackerndes Feuer entzündet hatten, fielen ihnen diese Stiefel auf und verlangten, er müsse sie auszie-

hen. Weil sein Besitzer sagte, er könne das nicht, da sie zu eng seien, bekam Karl den Auftrag, ihm beim Ausziehen der Stiefel zu helfen. Er tat so, als ob er sich anstrengte, diesen Auftrag auszuführen, aber auch er die Stiefel nicht herunterbringen könne. Da stand neben ihm auf einmal ein Russe mit gezogener Pistole und sagte: «Dawei! Dawei!» (Los! Los!) Es blieb ihm nichts anderes übrig, als nun doch dem Kameraden die Stiefel auszuziehen, der nun auch Schuhe bekam.

Dann begannen die ersten Verhöre. Ein junger, fescher Hauptmann, der ausgesprochen nett war und ein gutes Deutsch sprach, verhörte ihn. Vorher musste er aber auf einer Bank mit den zwei Mitgefangenen – der dritte hatte einen Oberschenkelschuss und war zurückgelassen worden – warten. Sie hatten wohl einen Schuss hinter ihnen gehört, wussten aber nicht, ob er dem russischen Verwundeten galt. Vor ihnen standen im Umkreis von 10 m russische Soldaten und sahen sie hasserfüllt an. Von Zeit zu Zeit kam einer heran und gab ihnen einen Tritt oder Schlag.

Dann wurde er zum Verhör zum jungen Hauptmann geführt. Der fragte ihn, zu welcher Einheit er gehöre und welche Einheiten rechts und links von ihnen liegen. Er sagte, er sei gerade einen Tag vorher vom Urlaub gekommen und wisse es wirklich nicht. Da wurde der Hauptmann, wie er selbst im Offizierslehrgang gelernt hatte, nicht etwa unhöflich oder sogar böse, sondern holte lediglich eine Karte des Gebiets heraus und bemerkte freundlich: «Schauen Sie, ich will Ihnen helfen.» Er zeigte auf die Karte und sagte: «Wir sind jetzt hier und dort sind Sie gefangen worden und da liegt Ihr Regiment.» Dann nannte er Nummern und Namen seines Regiments samt seiner Division, zeigte auf ihre Nachbarregimente links und rechts und nannte Namen und Nummern derer Divisionen. Da sah er, dass die Russen wirklich alles wussten, mehr als er selbst, denn er war ja wirklich erst vom Urlaub zurückgekommen und gleich fortgeschickt worden.

Dann gab es einen Vorfall, den er nicht vergessen wird. Er hatte um den Hals ein silbernes Ketterl mit einem silbernen Herz als Anhänger und darin war das Bild von einem Innsbrucker Mädchen. Dieses Erinnerungsstück hatten die russischen Soldaten beim Durchsuchen bisher übersehen. Jetzt aber sah es einer der Posten, griff mit einem Schrei auf das Ketterl an seinem Hals und riss es ihm herunter. Der Hauptmann aber nahm es dem Posten weg und fragte ihn, was es mit dem Medaillon auf sich habe und wen das Bild darstelle. Er sagte, dass er es von seiner Frau zur Erinnerung erhalten habe. Da stauchte der Hauptmann den Pos-

ten zusammen und gab ihm das Ketterl mit dem Anhänger zurück. Das empfand er als einen schönen, menschlichen Zug. Sie bekamen dann sogar etwas zu essen. Dann ging es weiter. Am nächsten Tag wurde er wieder verhört, diesmal von einem Major, der eine Dolmetscherin bei sich hatte. Auf dem Tisch neben ihm lag eine Panzerfaust. Der Major fragte ihn, was das sei. Er sagte, er wisse es nicht. Der Major meinte, er müsse doch als Unteroffizier das Ding kennen. Er sagte, er sei gerade vom Urlaub gekommen, er kenne es nicht, es müsse etwas Neues sein. Die Dolmetscherin sagte, nachdem der Major mit ihr einige Zeit gesprochen hatte, dass der Major ihm nicht glaube, dass er nicht wisse, was das sei. Dann, nachdem der Major wieder einige Zeit mit der Dolmetscherin – schon sichtbar unwillig – gesprochen hatte, sagte sie, der Major habe gefragt, ob er wüsste, dass sein Kopf zwischen den Schultern sitze. Dann liess er einfache Sachen fragen, wieviel Mann eine Gruppe habe und wieviel Gruppen ein Zug. Da dachte er sich, dass die Russen die HDV (Heeresdienstvorschrift) sicher kannten und gab präzise Antworten. Dann wurden die drei Gefangenen von drei Posten zurückgeführt, wobei der Posten neben ihm die Panzerfaust trug und sich ständig mit ihr spielte. Er war in grösster Sorge, dass er sie beim Herumspielen entriegeln und sie losgehen könnte. Er durfte es ihm aber nicht sagen, weil er doch vorher dem Major gegenüber behauptet hatte, er wisse nicht, was es sei. Er war immer darauf gefasst, dass etwas passiere; denn die Panzerfaust hatte einen starken Rückstoss, der von der Schulter abgefangen werden musste. Wenn sie aber von jemandem ausgelöst wurde, der das nicht wusste, konnte man nie wissen, was geschehen würde. Aber auch das ging vorbei. Es war schon 6 Uhr abends und ganz dunkel, als sie weitermarschierten. Sie kamen in eine Ortschaft und wurden in den Hühnerstall eines Hauses gesperrt. Dort waren schon mindestens 40 Gefangene drinnen. Sie standen nebeneinander und konnten sich kaum rühren. Oben sass die durch die ungewohnten Besucher aufgeregten Hühner auf ihren Stangen. Sie gackerten und flatterten nur so herum. Alles stank scharf nach Hühnermist und feinem Staub aus Hühnergefieder. Immer wieder schwebten Hühnerfedern herab; gar nicht so selten platschten auch anrühige, mehr oder weniger weiche krumme Hühnereier auf die ungewohnten Gäste des Hühnerstalles. So mussten sie die ganze Nacht stehend ausharren, denn zum Sitzen oder gar zum Liegen war der Platz viel zu gering. Sie lehnten so die ganze Nacht aneinander, bis diese schliesslich doch zu Ende ging.

Als sie am nächsten Morgen herausgelassen wurden und austreten mussten, traf er eine grössere Anzahl von Bekannten. Sie waren alle auf einer der schwer umkämpften Anhöhen in Gefangenschaft geraten. Da sagte ein russischer Feldwebel zu ihm: «Herr Unteroffizier, lassen Sie antreten!» Er sagte ihm, dazu sei er nicht berechtigt, denn es seien mehrere Feldwebel unter ihnen. Da sagte der russische Posten: «Nix Feldwebel, Unteroffizier lassen antreten!» Also musste er alle, auch die Feldwebel, sogar einen Oberfeldwebel, antreten lassen. In den Augen der Russen hatte er den höheren Dienstgrad. Dann mussten sie marschieren, ca. 45 Gefangene. Es begann ein Jammermarsch. Seine Schuhe hatten sie ihm inzwischen auch wieder ausgetauscht; seine nunmehrigen waren ihm zu klein und er musste sie bald wieder ausziehen. So musste er 6 Tage barfuss marschieren, obwohl doch schon Anfang Dezember war. Es begann ihre fürchterlichste Zeit, denn sie bekamen noch dazu fast nichts zu essen, weil die Posten nicht wussten, dass auch den Gefangenen Essen zustehe. Abends machten sie ihnen nur eine Hirsesuppe in einem Blechbecken, das nach Kerosin stank. Sie sassen, lagen oder hockten um das Blechbecken mit der Hirsesuppe herum; kaum einer hatte einen Löffel und so musste jeder sich bemühen, dass er seinen Anteil erhielt. Dazu bekam jeder noch ein kleines Stück Brot. Es war Schneetreiben, kalt, und er hatte schmerzende Füsse wegen der zu kleinen Schuhe; es war zum Verzweifeln. Ständig kamen ihnen an die Front marschierende russische Soldaten entgegen, und immer wieder liefen einzelne zu ihnen herüber und gaben einem von ihnen einen Tritt oder schlugen einen nieder.

Es hiess dann, sie kämen bald in ein Auffanglager. Sie trafen dann tatsächlich zwischen 2 und 3 Uhr nachmittags in einem Auffanglager ein, in dem schon andere Gefangene waren. Sie mussten gleich in die Entlausung. Dort mussten sie sich vorerst gegenseitig die Haare schneiden; dazu bekamen sie ein paar Scheren und zwei Haarschneidemaschinen. Sie glaubten, das sei eine feine Sache, denn sie hatten ja oft gesehen, wie der Friseur elegant mit der Maschine die Haare schnitt. Doch da hatten sie sich getäuscht, wie sie schnell begriffen. Keiner konnte länger als ein paar Minuten mit der Maschine schneiden, ohne dass die Finger so steif wurden, dass sie die Maschine nicht mehr bedienen konnten. Sie schnitten sich daher gegenseitig die Haare mit der Schere. Aber das war auch nicht einfach, denn sie konnten die Haare nicht gleichmässig schneiden.

Sie nahmen immer Büschel zusammen und schnitten sie ab. Das Resultat war entsprechend; entsetzt sahen sie sich gegenseitig an.

Als sie herauskamen, war gerade Essensausgabe. Es hiess, die früher Angekommenen müssten zuerst ihr Essen erhalten, weil diese bald aufbrechen müssten; sie aber würden anschliessend ihr Essen empfangen, weil sie noch hierblieben, bis sich wieder mehr Gefangene angesammelt hätten. Die anderen hatten mit Hilfe ihrer leeren Konservendosen gegessen, denn sonst gab es nichts. Plötzlich hiess es, sie sollten auch gleich essen, weil sie nun doch auch mitkämen. Sie hatten aber keine Essgeschirre, nicht einmal leere Dosen; wer ein Essgefäss hatte, bekam Essen, der andere aber, der nichts hatte, bekam auch kein Essen. So zwischen 4 und 5 Uhr marschierten sie los und kamen in die Nacht. Die Marschkolonne glich einer Ziehharmonika, denn sie waren alle gleich schwach und erschöpft. Allmählich kam man beim Gehen von vorne immer mehr nach hinten, dann hörte man hinten wieder einen Schuss im Dunkeln der Nacht; darauf riss man sich zusammen und trachtete wieder nach vorne zu kommen. War man wieder weiter vorne, wurde bald die Erschöpfung übermächtig und man kam langsam im dösenden Halbschlaf wieder nach hinten, man hörte wie schon oft Schreie und Schüsse, kam zu sich und alles begann von vorne. Er wusste nicht, ob die Posten wirklich jemand erschossen haben, denn in die Luft schossen sie auch ganz gerne, besonders als Antreibemittel. Es war furchtbar, denn man konnte nicht mehr, musste aber trotzdem weiter, weil man fürchtete, sonst erschossen zu werden.

Sie kamen irgendwann zu einer Kolchose in einen Kuhstall, aus dem die Russen die Kühe heraustrieben. Der Stall war wohl ganz verdreckt mit Kuhfladen, aber das hinderte sie nicht, todmüde wie sie waren, sich hinzulegen und sofort einzuschlafen. Es war schon gegen Mitternacht und es hiess, sie blieben bis zum Morgen. Sie schliefen aber kaum eine halbe Stunde, da gab es einen grossen Wirbel; es hiess «Heraus!», sie mussten weiter zum Bahnhof und, wie es hiess, noch etwa eine Stunde marschieren. Die Russen taten alles, um sie zum Aufstehen zu bringen. Sie machten sich alle Mühe, denn es waren unter den vielen hundert Gefangenen welche darunter, die sich lieber erschiessen lassen wollten, als aufzustehen und weiter zu marschieren. Doch schliesslich hatte die Geduld der Russen doch Erfolg und der jammervolle Zug setzte sich wieder in Bewegung. Es hiess nur, bis zum Bahnhof. Wie weit das noch war, kann er sich nicht mehr erinnern, sie waren alle schon ganz apathisch. Sie kamen

gegen Morgengrauen aber tatsächlich zu einem Bahnhof. Dort war schon eine grosse Anzahl von Viehwaggonen für sie bereit. Sie stiegen ein und fuhren nach Poltawa. Der Bahnhof liegt dort einen Kilometer ausserhalb der Stadt und sie mussten die Strasse hinaufmarschieren. Die Bevölkerung war aber sehr feindselig zu ihnen. Sie war sehr verärgert über die Deutschen, bewarfen sie mit Steinen und schrien: «Nema jeiza, nema kuriza, nema moloko!» (keine Eier, keine Hühner, keine Milch). Dies hatten sich früher die deutschen Soldaten gern bei ihnen eingetauscht.

Am Rande der Stadt war ein Gefangenenlager, so kam er in sein erstes Lager; es war Mitte Dezember. Im Lager waren Kolchosstallungen, aber auch richtige Lagereinrichtungen. Es lebten dort rund 2'000 Kriegsgefangene, je 500 Mann in einer Stallung. Die Stallungen waren schrecklich überfüllt. Sie mussten mit angezogenen Knien in Reihen auf dem Boden liegen, wobei jeder bei seinem Kopf die Füsse seines oberen und zu seinen Füssen den Kopf seines unteren Nachbarn hatte. Sie waren eingedrängt und fürchterlich verlaust. Es gab sehr viele Kranke. Täglich starben 20-30 Gefangene, hauptsächlich an Durchfall und Fleckfieber. Dort mussten sie nun warten. Da wäre er einmal sogar eingesperrt worden, weil er einen russischen Offizier nicht grüsste; es hatte ihm ja niemand gesagt, dass man dies tun müsse. Der Offizier war vorbeigegangen, hatte sich einen Dolmetsch geholt und ihm sagen lassen, wenn er noch einmal einen russischen Offizier nicht grüsse, würde er bestraft werden.

Es gab im Stall nur einen Ausgang. Wenn man die Latrine aufsuchen wollte, und das war oft, denn fast alle hatten Durchfall, musste jeder der 500 Gefangenen durch den Ausgang gehen. Es war daher in der Nähe des Ausganges und des Mittelganges ständig ein grosses Kommen und Gehen, das in der Nacht besonders störend war, denn es gab keine Beleuchtung. Immer wieder bekam einer der dort Ruhenden einen Tritt oder es fiel sogar einer auf ihn und man hörte einen Aufschrei mit darauffolgendem Geschimpf:» Du Trottel, kannst du nicht achtgeben?« Aber was half es, beide konnten ja nichts dafür, es war ja dunkel, man konnte nichts sehen, sie lagen viel zu eng und alle waren krank.

In dem Lager wurden sie aber schon zu einzelnen Arbeiten herangezogen, z.B. zum Begraben von Toten. Es konnte einem passieren, dass man, wenn man aus dem Stall kam, weil man zur Latrine musste, zusam-

mengefangen wurde, um Tote zu begraben. Das ging so vor sich: Die Toten wurden ausgezogen, die Kleider im hintersten Teil des Lagers auf einen Haufen geworfen und die nackten Toten auf einen Leiterwagen gelegt. Dann wurden sie ungefähr einen Kilometer ausserhalb des Lagers gebracht, wo Reihengräber angelegt wurden. Es lag ca. 20 cm Schnee und der Boden war steif gefroren, es war ja Ende Dezember 1943. Sie schaufelten den Schnee weg und gruben dann auch noch 20 cm in den Boden, legten den Toten hinein und schaufelten das Grab mit dem Gemisch aus Erde und Schnee wieder zu. Dabei dachte man: Hoffentlich sind wir im Frühjahr nicht mehr hier, das muss dann eine Katastrophe geben, denn diese Toten sind ja nicht richtig begraben.

Von diesem Lager kamen sie dann nach Charkow und wurden in Rohbauten untergebracht. Die Fenster waren alle mit Brettern vernagelt und nur oben ein Eckerl freigelassen, sodass etwas Luft und Licht hereinkam. Sie mussten aber auf Steinböden liegen. Dort haben sich einige ihrer Mitgefangenen schon sehr unkameradschaftlich aufgeführt. Sie standen unter dem Kommando von brutalen Leuten, Oberschlesiern, richtigen Schlägern. – Wir nannten sie immer «Wasserpolen» und es gab sie auch in Krassnoarmeisk als Brigadeführer. – Einer von ihnen hatte Karl so zugerichtet, dass er glaubte, er müsse ins Lazarett; es war allerdings kein richtiges Lazarett, sondern nur ein Haus ausserhalb des Lagers, das aber einen Holzboden aufwies. Er lernte einen Wiener kennen und einen Kameraden, der so schwer halskrank war, dass ihm Wasser und Eiter vom Mund herauslief. Sie waren der Meinung, sie müssten ihn unbedingt ins Lazarett bringen. Sie brachten also den Kranken in dieses Lazarett. Als sie aber in dessen Vorraum kamen, machten sie sich aus, auch krank zu spielen. Das machten sie so gut, dass alle drei als Schwerkranke ins Lazarett aufgenommen wurden. Sie kamen in ein Zimmer, in dem lauter Todkranke lagen. Das war für ihn fürchterlich, denn jeden Tag starb einer von ihnen und wurde hinausgeschafft.

«Ja», sagte ich, «das kenne ich auch, als am Anfang unserer Gefangenschaft im Lager Beketowka das grosse Sterben war, lag auch oft am Morgen neben mir ein Toter, manchmal sogar zwei, einer rechts und einer links von mir. Wir waren aber durch das lange Hungern schon so abgestumpft, dass uns das nicht mehr besonders erregte.»

Er sagte, ihn habe es aber sehr hergenommen, wenn er in der Nacht wieder einmal das eigenartige Luftschnappen hörte und erkannte, dass wie-

der einer in ihrem Raum in den letzten Zügen lag; aber er dachte sich, er müsse so lange als möglich bleiben, um seinem Körper Gelegenheit zur Erholung zu geben. Er konnte sich dort 3 Wochen halten, bis die Russen erkannten, dass er gesund war und ihn wieder ins Lager zurückschickten. Dort blieb er nicht mehr lange, sondern wurde nach Osman verlegt. Das war ein ehemaliges Kloster; es bestand aus kleinen Häuschen und einer alten Kirche, die rings herum von einer hohen Mauer umgeben waren. Es war vorher als Magazin und Club verwendet worden. Dort kamen sie in Quarantäne und mussten ein Feld umstechen; 1 m breit, 100 m lang war die Tagesnorm. Es war inzwischen März geworden.

Dort dürfte der Grundstein dafür gelegt worden sein, dass er später immer wieder Schwierigkeiten mit der NKWD hatte. Er lernte einen jungen Mann kennen, der angab, Student in Graz gewesen zu sein und zu ihm sagte, er solle den Russen bestätigen, dass er ihn von dort kenne. Er sagte dann auch selbst immer, dass er Student sei. Zu dem anderen aber hatte er Vertrauen und sagte zu ihm, dass er nur abwarte, bis es schöner werde, dann sei er fort. Er hatte ja keine Ahnung, dass es im Lager Spitzel der NKWD gab und so einer war dieser «Student aus Graz». Als dann der Transport nach Stalingrad abging, wurde er als Waggonältester vorgelesen. Er sprach sich dagegen aus, denn sie hatten schon einen Stubenältesten; das nützte nichts, er wurde trotzdem von den Russen dazu bestimmt. Das konnte nach seiner Ansicht nur den besonderen Grund haben, dass er ihnen jederzeit zur Hand war und sie ihn leicht beaufsichtigen konnten.

Er sagte neuerlich, dass er diese Funktion nicht übernehme und übe sie auch nicht aus, denn ihr bisheriger Stubenältester war ein Schlesier und ein sehr netter Kerl, der sich mit den Russen leicht verständigen konnte, er aber noch nicht. Als sie dann im April nach Beketowka kamen, hatte er noch immer sein Tagebuch bei sich, wo er alle Orte eingetragen hatte, in die er im Krieg gekommen war, eigentlich gar nichts Interessantes für die Russen. Bei ihrer Ankunft in Beketowka war von einer Liste mit anderen Namen auch seiner mit der Bemerkung verlesen worden, dass sie alle das Lager nie verlassen dürfen. Als erste Arbeit musste er dem russischen Arzt Dr. Wasilew helfen. Die Russen bezweifelten anscheinend nie, dass er Student sei. Doch kam einmal Dr. Wasilew mit einem Lateinbuch zu ihm und fragte ihn, ob er das verstehe, er kenne sich nicht aus. Karl übersetzte es ihm, denn er war in der Schule schon immer gut in Latein. Das war sicher eine Probe, denn nebenan war die NKWD unter-

gebracht und die Tür nur angelehnt. Nachher kam tatsächlich ein Offizier vom NKWD heraus und fragte Dr. Wasilew, wie es ihm mit seinem Assistenten gehe. Der hatte ihn ja ohnehin schon verhört, aber er traute ihm offensichtlich immer noch nicht, seit er in Beketowka mit 30 anderen vorgelesen wurde, von denen zwei aus Beketowka geflüchtet waren, aber wieder erwischt wurden; die NKWD registrierte sie alle als gefährlich, hatte aber auch ihn ohne Grund auf ihrer Liste als gefährlich bezeichnet. Ich sagte, ich könne mich erinnern, dass vorher der Stacheldraht um unser Lager verstärkt worden war. Auch wir erfuhren, dass es gefährliche Leute seien, die da kommen sollten. Ich kann mich auch erinnern, dass jemand von uns einen der Ausbrecher fragte, was er zu dem verstärkten Stacheldrahtzaun sage; die Lust am Ausbrechen werde ihm nun wohl vergehen. Er sah zum Zaun hin und sagte, ich kann mich noch genau erinnern, denn ich stand daneben, «Das wäre doch gelacht, da nicht durchzukommen.»

Drei Tage später war er fort mit einem Zweiten. Nach 2 Wochen erwischten sie seinen Kameraden. Er muss schon ziemlich weit gekommen sein und wurde angeblich nur erwischt, weil er aus Hunger versucht hatte, bei der Zivilbevölkerung etwas zum Essen zu bekommen. Er wurde ins Lager eingeliefert und uns bei der Powerka blutüberströmt als warnendes Beispiel vorgeführt, dann eingesperrt und immer wieder verhört, er solle angeben, in welche Richtung der andere geflüchtet sei. Er wusste es aber nicht. Ich kann mich nicht erinnern, dass man ihn später erwischt hat.

Karl war dann Gehilfe beim Lagerarzt und musste zweimal assistieren, als Dr. Girgensen einen toten Gefangenen obduzierte, da zwei Gefangene gestorben waren und vom eigenen Lager niemand bei der Sektion dabei sein durfte. Es gab damals ja schon die Vorschrift, dass jeder Todesfall von einem Arzt genau untersucht werden musste. Es musste festgestellt werden, woran er gestorben ist und warum man es nicht verhindern konnte. Das war noch in Beketowka. Als er nachher in unser Lager Krassnoarmeisk verlegt worden war, kam er zur Brigade Losowan, einem Rumänen, der eine Tiefbaubrigade anführte. Die Rumänen hatten als Brigadeführer bei uns den schlechten Ruf, dass sie brutal zu ihren Leuten waren und unterwürfig zu den Russen. Die Brigade Losowan galt wohl als Strafbrigade, weil sie sogenannte Baraberarbeiten auszuführen hatten, aber es hiess, dass Losowan zu seinen Leuten hielt und sie anständig behandelte. Er war kein Kriecher gegenüber den Russen, kannte

genau deren Vorschriften aber auch ihre Rechte und liess sich keine Übergriffe gefallen. Da wurde er beinhart. Das bemerkten seine Leute und er konnte sich daher auch bei ihnen durchsetzen. Wenn sie ihre Arbeit ordentlich gemacht hatten und der russische Aufseher nur 100% schrieb, zerriss er ihm sofort den Zettel und sagte ihm, wenn er nicht 130% schreibe, werde er dafür sorgen, dass er nie mehr Gefangene als Arbeiter bekommen werde. Die Lagerverwaltung war aber interessiert, dass Gefangenen mehr als 100% geschrieben wurde, denn das wirkte sich im Ertrag für das Lager aus. Je mehr Prozente die Gefangenen für ihr Arbeit einbrachten, umso mehr bekam das Lager bezahlt. Losowan behandelte aber auch die Deutschen besser als die Rumänen. Bei diesen war ja die Prügelstrafe üblich und sie mussten auf den Knien rutschen. Sie waren für ihn eben die Primitiven, die Zigeuner, und er rechnete sich selbst zu einer höheren Kaste. Er war ein Herr, ein Oberfeldwebel der «eisernen Garde». Ich hatte selbst mit den Rumänen die Erfahrung gemacht; es gab Rumänen mit hohem Lebensniveau, gebildet und feinsinnig und extrem primitive Zigeuner und solche, die wie Zigeuner behandelt wurden und dies auch unterwürfig hinnahmen.

Damals gab es in unserem Lager schon eine Österreich – Gruppe, der sich auch Karl gleich anschloss. Dadurch haben wir uns ja kennengelernt. Er verfertigte für uns sogar grosse Propagandaplakate mit langen Artikeln; wozu er Schreibzeug und Tinte selbst anfertigen musste. Es war eine heillose Arbeit und trug wesentlich dazu bei, dass allmählich alle Österreicher im Lager zusammenfanden und neue Hoffnung auf Wiederherstellung eines freien Österreichs schöpften. Freilich, aktiv betätigten sich nur wenige. Wir sind uns durch das enge Zusammenleben mit den Deutschen wohl bewusst geworden, dass wir nicht zu ihnen passen, eine eigene Nation sind. Zuerst waren wir nur wenige, die bei Harrer im Steinbruch zusammenkamen, der auch die Anregung zum Plakat gab. Die Zusammenkünfte konnten natürlich nur in unserer Freizeit geschehen, denn die meisten waren – ausser Harrer – in den verschiedensten Brigaden tagsüber bei der Arbeit.

Karl arbeitete, wie schon gesagt, im Tiefbau. Sie mussten zuerst im Winter einen Kanal hinunter zur Wolga bauen, dann einen Strassenbau ausführen und im Steinbruch das nötige Baumaterial gewinnen. Dazu mussten die bombenzerstörten Steinbauten erhalten, aus denen auch ich mein Elektromaterial bezog. Er wurde bald bei den Russen als Spezialist «Strassenpflasterer» geführt. Das kam so: Die rumänischen Pflasterer

sassen den ganzen Tag auf ihrem Hocker und warteten auf ihr Pflastermaterial. Wenn sie angetrieben wurden, rascher zu pflastern, redeten sie sich darauf aus, dass es nicht rascher ginge, weil sie immer zu lange auf das Material warten müssten. Er und seine Kameraden mussten den ganzen Tag mit ihren kleinen Tragen den Sand und die Pflastersteine von ihrem Steinbruch, den zerbombten Häusern, bis zur weit entfernten Baustelle tragen. Sie konnten nie soviel heranbringen, dass die Pflasterer nicht warten mussten. Die Pflasterer bekamen dann die Prozente, sie aber nicht. Bei nächster Gelegenheit, als gefragt wurde, wer pflastern könne, meldete er sich gleich. Dann bekam auch er Prozente. Beurteilt wurde dabei aber nach Quadratmeter pro Tag. Qualität war nicht gefragt. Er pflasterte daher so, dass die Steine eine möglichst grosse Fläche Strasse ergaben, die dann allerdings nicht hinreichend belastbar war und sicher bald wieder kaputt ging. Das Pflaster hätte so verlegt werden müssen, dass es wie ein Gewölbe wirkt. Doch dies wusste keiner, auch die Rumänen nicht.

Dann mussten sie wieder einen Kanal bauen. Zwischen Lager und Werk war ein kleiner Bach. Für diesen Bach mussten sie unter der Bahn durchgraben. An jedem Tag war in ihrem Graben Wasser, das sie am Morgen erst ausschöpfen und dazu erst das Eis durchschlagen mussten, das sich über Nacht (es war Februar und hatte 30°C unter Null) gebildet hatte. Einmal brach Karl ein und stand bis zur Brust im Wasser. Man brachte ihn gänzlich durchnässt ins nahe Bahnwärterhäuschen und dann ins Lazarett. Er bekam doppelseitige Lungenentzündung und kam neuerlich in ein Zimmer mit Schwerkranken, in dem ständig viele starben. Es war für ihn grässlich, wenn sie jeden Morgen wieder einen Verstorbenen hinaus-trugen.

Als er dann nach mehreren Wochen herauskam, hatte er nur mehr 45 kg, sodass ihn seine besten Freunde nicht mehr gleich erkannten. Da vermittelte ihn Harrer zu Trotz, einem deutschen Gefangenen, als Putzer. Trotz hatte eine Stelle als Lagerbuchhalter. Er sprach perfekt russisch und stellte gerade den Kleiderbedarf für einen Transport zusammen. Er gehörte als Lagerbuchhalter zur Lageraristokratie und war bei den Russen sehr angesehen, da er ein einwandfreies Russisch sprach, sich fähig und korrekt erwies, beste Manieren hatte und die Stütze der Lagerverwaltung war. Solche Gefangene durften sich auch einen Putzer – in England heisst so ein Mann Butler – halten. Das war aber nichts Ungewöhnliches, denn schon bei der Deutschen Wehrmacht hatten Offiziere, oft schon Un-

teroffiziere, Putzer. Beim österreichischen Militär im Ersten Weltkrieg hiessen sie «Pfeifendeckel». Dieser Posten brachte ihm neue Chancen, wenn er auch zuerst dessen kleines Zimmer im ersten Stock des Steinbaues putzen musste und nur mit grösster Anstrengung einen halben Eimer tragen konnte. Er kam aber mit verschiedenen Leuten in Berührung und hörte immer wieder, dass man Gefangene suchte, die einwandfrei russisch reden und mehr noch, auch russisch schreiben konnten. Es gab ja einige wenige, die wohl reden konnten, aber keiner konnte schreiben. Es gab da nur den Nickel Hans, den Trotz, den Schlee und den Ing. Hrdlicka, den späteren Präsidenten der Österreichischen Arbeiterkammer. Da sah er für sich eine Chance und lernte durch Trotz Russisch schreiben und konnte es bald gut brauchen, als ein Transport kam und die Russen nicht auf gleich kamen. Da fragte der russische Oberleutnant Skoweronsky Trotz, ob ihm sein Gehilfe helfen dürfe. Er half ihm und der Russe – im zivilen Leben Mathematikprofessor – war mit ihm sehr zufrieden. Auch ich war mit Oberleutnant Skoweronsky gut bekannt, er wusste, dass ich angewandte Mathematik studiert hatte und Geodät war. Er hatte auf meinem Kochgeschirr Differentialgleichungen, die ich zur Übung meines durch Fleckfieber angegriffenen Gehirns öfter zu lösen suchte, bemerkt, und mich gefragt, ob ich gleichfalls Mathematikprofessor sei. Von da an kam ich öfter mit ihm in Kontakt.

Von da an holte Skoweronsky Karl bei Transporten immer wieder als Schreiber des Buchhalters. Das ging ohne Schwierigkeiten, da er sich noch nicht soweit erholt hatte, dass er arbeitsfähig geschrieben werden konnte. So wurden sie immer mehr bekannt, dass sie Mathematikaufgaben miteinander machten. Das fiel ihm nicht schwer, denn er hatte nicht lange vorher maturiert und war Klassenbesten in Mathematik gewesen. Skoweronsky war im Grunde mehr Zivilist als Soldat. Er konnte zwar sehr jähzornig werden, war aber sonst ein feiner Kerl.

Dann kam die Affäre mit Trotz, der von der NKWD verdächtigt wurde, Angehöriger der ukrainischen Nationalbewegung gewesen zu sein; sie konnten ihm aber nichts nachweisen. Da er aber dazu noch eine Affäre mit einer Russin gehabt haben soll, wurde er in ein anderes Lager verlegt. Als Nachfolger wurde Michael Schlee eingesetzt, der noch besser russisch konnte, denn er war sogar in der Lage, Trotz grammatikalisch auszubessern. Schlee soll vorher in der deutschen Botschaft in Bulgarien beschäftigt gewesen sein, war daher der NKWD auch verdächtig, bekam

später schwere Tuberkulose und war nicht mehr dienstfähig. Nun blieb Karl allein als Buchhalter übrig, er hatte sich allerdings schon bestens eingearbeitet, zur besseren Übersicht viele Tabellen entworfen und angelegt.

Als er nun die ganze Arbeit übernahm, konnte er feststellen, welch grosse Verdienste sich Trotz um die Kriegsgefangenen erworben hatte, indem er Ordnung ins Magazin gebracht hatte, sodass es möglich war, die Winterbekleidung immer zeitgerecht auszugeben und auszutauschen, wenn es erforderlich war.

Ich hatte das ja selbst bemerkt, wie gut es allmählich klappte, wenn die Kälte plötzlich in Wärme umschlug und wir mit nassen Filzstiefeln ins Lager zurückkamen, diese uns abends noch gegen Schuhe ausgetauscht, getrocknet und nach wenigen Tagen beim neuen Kälteeinbruch uns statt der Schuhe wieder ausgegeben wurden. Wir wussten nicht, dass dies durch unseren Kameraden Trotz ermöglicht wurde und glaubten, die Russen hätten so gut organisiert. Trotz war eine Managerpersönlichkeit. Er sorgte dafür, dass die Bekleidung von Nissen gesäubert, gewaschen und Flecken entfernt wurden.

Nun war Trotz versetzt und Karl hatte diese Arbeit übernommen, übrigens nur bis zum 20. April 1946, als ihn die NKWD einsperrte, weil sie ihn verdächtigte, dass er einen Fluchtversuch vorbereitet habe. Er erzählte es mir nach seiner Heimkunft, denn damals waren Harrer und ich schon fünf Monate im Lager 165/2 bei Moskau auf dem Antifa Kurs und kamen schon Mitte August 1946 heim. Karl jedoch durfte nicht mit uns fahren, sondern hatte erneut ein böses Erlebnis mit der Staatspolizei und kam erst ein ganzes Jahr später heim.

Das Ganze spielte sich so ab:

Er wohnte im deutschen Steinbau in einem kleinen Zimmer und hatte darin einen Ofen. Da gab es einen kleinen Spalt zwischen Wand und Ofen, in dem ein Fliegengitter steckte. Das ganze Zimmer hatte er, so wie es war, von Trotz übernommen. Wenn im Hause eine allgemeine Filzung war, musste er nie aussen antreten, sondern konnte im Zimmer bleiben, bis die Durchsucher erschienen. Sie kamen auch damals und er musste sich, wie üblich nackt ausziehen und durchsuchen lassen; dann zogen die Posten wieder ab. Sie hatten nichts gefunden, obwohl sie alles durchsucht hatten. Später jedoch kamen die Posten neuerlich, gingen zum Ofen und zogen das Fliegengitter heraus; dabei fiel eine Drahtschere herab. Er merkte sofort, dass da eine gezielte Aktion gestartet worden war, hatte nur keine Ahnung, warum das geschah. Er hatte ja nie

eine Drahtschere in sein Zimmer gebracht und versteckt; so ein Gedanke wäre ihm als wahnsinnig erschienen.

Er wurde jedenfalls wegen Fluchtversuch sofort im Erdbunker eingesperrt. Sein Kamerad Schlee schrieb wohl an den Lagerkommandanten, dass er mit der Drahtzange nichts zu tun habe, nie einen Fluchtversuch beabsichtigt habe; aber es half ihm nichts. Er blieb eingesperrt und zwei Rumänen übernahmen seine Stelle. Der Lagerkommandant Kapitän Barbasso, den ich gleichfalls als gefangenenfreundlichen Russen kannte, konnte gar nichts machen, denn über ihn hatte die NKWD die Macht, die Stalin auch über die Offiziere gestellt hatte. Zu ihm kam dann der rumänische Professor Katanja, einer seiner Nachfolger, eine widerliche Gestalt, und fragte ihn, was los sei und tat so, als ob er nichts wüsste, obwohl er schon oben in seinem Zimmer wohnte, Karl aber unten im Bunker.

Die Russen dagegen hielten zu ihm, denn sie mochten ihn. Als Gefangener hätte er nur Anspruch auf ein kleines Stück Brot und eine dünne Suppe gehabt. Sie brachten ihm wohl die Suppe, jedoch mit einem in ihr verstecktem, grossen Stück Brot. Sie sorgten, dass es ihm nicht zu schlecht ging. Er tat alles, damit ihm nicht langweilig wurde und betrieb Studien an den in seinem Bunker herumlaufenden Ameisen. Am 26. April war jedoch Monatsabschluss und seine Nachfolger kannten sich überhaupt nicht aus. Sie mussten sich vorerst vom NKWD die Erlaubnis holen, dass sie zu ihm gehen und ihn um Auskunft fragen durften. Er gab ihnen wohl Auskunft über das, was sie fragten, aber kein Wort mehr, denn er sagte sich, so lange sie ihn brauchten, könne ihm nichts passieren. Er sollte am 1. Mai herauskommen, kam dann doch nicht heraus, weil der 1. Mai Feiertag war; auch die letzten Jahre war er am 1. Mai vorsorglich eingesperrt worden. Am 2. Mai kam er dann wirklich aus dem Bunker; es hiess, er sei zu einer Heizbrigade eingeteilt, die im Werk Kohle ins Heizhaus zu transportieren hätte; gewiss eine sehr anstrengende Arbeit. Er kam zeitgerecht zur Budka und stellte sich an. Da wurde ihm gesagt, er dürfe nicht aus dem Lager und kam zur Wäscherei und Entlausung im Rumänenbau. In der Wäscherei konnten sie Zusätzliches bekommen, weil sie auch für die Russen und die Lagerprominenz die Wäsche zu reinigen hatten.

Im September 1946 wurde er wieder mit einigen anderen vorgelesen, die ins Lager 15 Elschanka kommen sollten. Dort wurde er zum Sägewerk eingeteilt. Es bestand aus 2/3 Ungarn und 1/3 Deutschen; im gegenüberliegenden Lager 14 waren nur Ungarn, die nicht gleich, sondern erst vie-

le Jahre später heimkehren durften. Zuerst arbeitete er einige Zeit im Sägewerk, bis er zu Leutnant Woronow gerufen wurde, der an der Front von den Deutschen schwer verwundet wurde und seit dieser Zeit als Deutschenhasser verschrien war. Dieser hatte grosse Probleme, da ihm vor Kurzem sein russischer Lagerbuchhalter durchgebrannt war. Vom Lagerkommandanten hatte er erfahren, dass Karl schon in Krassnoarmeisk zu allen buchhalterischen Arbeiten wie Lohn- und Lebensmittelverrechnung, Bekleidungsverwaltung usw. herangezogen worden war. Dafür hatte er eine bessere Verpflegung erhalten. Die Frage des Russen, ob er früher auch selbständig Buchhalterarbeiten gemacht habe und er sich getraue, diese für das ganze Lager zu übernehmen, könne er mit gutem Gewissen bejahen, denn in Krassnoarmeisk habe er dies für 2.000 Mann machen müssen, in diesem Lager seien es nur 600, das werde er sicher können. Erfreut sagte der Russe, er solle sich sein Essen holen und dann gleich anfangen. Das war Mitte September; Ende des Monats, am 26. aber war der Abrechnungstermin; am 23. fragte er ihn, ob er fertig werde, was er bejahte, denn er war durch Trotz bestens ausgebildet worden. Die ganzen Formulare musste er sich selbst herstellen, denn Drucksorten gab es nicht. Dadurch hatte er aber auch die Möglichkeit, die Aufstellungen übersichtlich zu gestalten. Am 26. kam der Kommandant herein, der ihn schon vom früheren Lager kannte, begrüßte ihn sehr freundlich mit «oh Karla» und fragte ihn, ob er fertig sei und freute sich, als er seine Antwort hörte, denn auch er hatte grosse Unannehmlichkeiten wegen des durchgegangenen Buchhalters gehabt, der noch dazu viel Geld veruntreut hatte. Der invalide Deutschenhasser sagte nur lakonisch, die Abrechnung müsse nicht nur fertig sein, sondern auch stimmen. Als er sie dann kontrolliert hatte und sie auch stimmte, wurde er sehr freundlich und gab ihm den Auftrag, gleich zum Küchenchef, einem Ungarn, zu gehen, der ihm sofort ein Kochgeschirr besten Essens geben solle und das auch in Zukunft alle Tage. Dieser wollte als Gegenleistung, dass er ihm jeden Tag die Speisekarte für die verschiedenen Essensarten schreibe, die Arbeitenden, die OK (in Erholung befindlichen), die Distrophiker, die Lazarettinsassen. Diese Speisekarte brauche er als Nachweis für die Verrechnung der Produkte und zur Überprüfung durch eigens dazu eingesetzte Kontrollkommissionen. Karl bekam dann zwar jeden Tag ein Kochgeschirr mit Suppe, aber allmählich nicht mehr beste Verpflegung, wie es Leutnant Woronow angeordnet hatte; er wollte sich aber nicht be-

schweren, weil alle Posten in der Küche von Ungarn besetzt waren. Eines Tages kam Leutnant Woronow gerade vorbei, als er mit seinem Essen aus der Küche ging, sah in sein Essgeschirr und fragte ihn, warum er Normalesse und nicht das von ihm angeordnete beste Essen bekommen habe, ob er es nicht dem Küchenchef gesagt habe. Als er ihm antwortete, er habe es ihm schon gesagt, aber der habe ihm eben dieses Essen gegeben und er sei damit auch zufrieden, ging der Leutnant sofort in die Küche, stauchte diesen zusammen und setzte ihn ab. Als Nachfolger kam ein Deutscher und auch ein Drittel des Küchenpersonales wurde mit Deutschen besetzt. In Zukunft gab es für ihn keine Schwierigkeiten mehr, ja es kam so weit, dass die Deutschen zu ihm kamen, wenn sie etwas von dem Russen wollten, und er konnte beim «Deutschenhasser» Leutnant Woronow gar vieles für die vorher von ihm gehassten Deutschen erreichen.

Das ging einige Zeit ganz gut. Dann gab es für ihn wieder eine neue Komplikation. Er musste wieder zur NKWD zum Verhör, hatte aber keine Ahnung, ob es nur ein routinemässiges Verhör war oder ein besonderer Anlass vorlag, ihn vielleicht wieder jemand vernadert hatte oder man ihm zu nahe Mädchenbekanntschaften vorhielt. Er hatte wohl durch seine Tätigkeit viel mit dem russischen Stab zu tun, in dem auch zwei Mädchen beschäftigt waren, hatte jedoch zu keiner von ihnen nähere Beziehungen, wenn er auch öfter mit ihnen sprach. Eine von ihnen hätte schon gerne mit ihm nähere Bekanntschaft gemacht; aber das wollte er nicht. Die andere aber, sie war Sekretärin des Majors, sprach öfter mit ihm, allerdings über Fussball, sie war begeisterte Anhängerin des Fussballclubs «Stalingradska». Nähere Beziehungen aber gab es auch zu ihr keine. Es war natürlich möglich, dass die andere trotzdem eifersüchtig war. Jedenfalls, es war schon Frühjahr, wurde er wieder zum Verhör gerufen und wusste, wie bisher nicht, warum. Er musste mehrmals zum Verhör und wurde nicht klüger. Beim Verhör sass ein Offizier der NKWD, dessen Name auch auf «mann» ausging; auch ein russischer Major Fedorow, mit dessen Tochter einer seiner Kollegen, der wie er gut russisch sprechen und schreiben konnte, näher bekannt war. Er selbst kannte sie auch, allerdings nicht näher. Das ging so einige Zeit dahin, dann wurde er wie ein ganz gefährlicher Gefangener ins Lager 2 Beke-towka gebracht. Sie gingen zu Fuss.

Dort traf er wieder den russischen Lagerkommandanten Oberleutnant Krassowsky und den Kriegsgefangenen Neumann, der für die Arbeits-

vergabe im Lager Krassnoarmeisk zuständig gewesen war, bei dem er auch für mich interveniert hatte, dass ich in die Werkstatt kam. Ich hatte mich damals als Lagerelektriker geweigert, die lebensgefährliche Arbeit des Abbauens einer herabhängenden Freileitung ohne Stromausschaltung auszuführen. Mein Nachfolger machte dies doch und verbrannte deshalb jämmerlich im Stromkreis.

Der Russe begrüßte «Karla» freudig, als ihn die zwei Posten ablieferten. Sein Kamerad Neumann schlug ihn als Verbindungsmann für drei Brigaden neugefangener Deutschen vor, die erst im Jänner 1947 von Breslau gekommen waren. Sie waren durchwegs mit Bauarbeiten beschäftigt, mussten den ganzen Tag in dem ausgebombten Gebiet schwer arbeiten, bekamen aber keine Prozente und nur das Minimum an Essen. Er wusste aber aus seiner früheren Tätigkeit, dass das Lager daran interessiert war, dass die Gefangenen für ihre Arbeit Prozente heimbrachten. Die Natschalniks redeten sich dagegen immer auf die Schuld des Lagers aus, dass sie keine Prozente erhielten. Er sagte den Brigadeführern, er werde von jetzt an jeden Tag bei Arbeitsbeginn einen Arbeitsauftrag verlangen, wie es vom Lager vorgeschrieben war. Wenn nun nach Arbeitsbeginn ein Natschalnik zu ihnen komme und sage, er brauche für eine Arbeit Leute, sollten sie den Russen zu ihm schicken; er verlange dann vom Natschalnik ein «Nariat», einen Arbeitsauftrag. Diese wollten anfangs einen solchen nicht geben. Schon am ersten Tag um 9 Uhr kam ein Russe und verlangte von ihm 10 Mann. Er fragte ihn, für welche Arbeiten, er werde sie ihm geben, wenn er einen genauen, schriftlichen Arbeitsauftrag erhalte. Der Russe machte zuerst ein grosses Geschrei, gab aber dann doch den schriftlichen Auftrag. Abends kamen sie mit einer Arbeitsbestätigung für 130% heim, zur grossen Verwunderung Krassowsky. 130% hatte er selbst in seiner ganzen Lagertätigkeit nie erreicht. Krassowsky fragte ihn, wie er das gemacht habe. Er erzählte ihm, dass er für jede Arbeit einen schriftlichen Auftrag verlangt habe, denn er kenne den alten Schmah: zuerst ein offizieller Auftrag am Arbeitsbeginn, eine Stunde später wird ein grosser Teil der Leute anderswo beschäftigt und abends bekommt die Brigade keine Prozente, weil sie mit ihrer offiziellen Arbeit nicht fertig werden konnten. Für diese später zusätzlich verlangte Arbeit bekommt der Russe Prozente für Leistungen, die nicht seine eigenen, sondern fremde Leute geleistet haben. Man sieht, das Stachanowsystem hat auch seine Möglichkeiten für den, der sich auskennt.

Bei dieser Tätigkeit blieb er, bis die Österreicher im Juli 1947 im Lager Beketowka zusammengezogen wurden. Dann kamen sie zum Lager an der Wolga beim Sägewerk. Dort mussten sie am Morgen zuerst die im Holzkanal herangetrifteten Stämme gleichrichten, vom Förderband wegdrücken, damit ein Spielraum war, und dann auf das riesige Förderband mit ihrem langstieligen Holzhaken hinaufziehen. In Tirol heisst dieses Gerät «Sappl». Während die Stämme geschnitten wurden, musste man dann oft eine halbe Stunde stehen und man fühlte sich wie ein echter Holzknecht. Es herrschte überhaupt eine angenehme Atmosphäre. Einmal kam ein Russe zu ihm und gab ihm Tomaten. Karl sagte zum Russen, er solle sie behalten, denn er brauche sie wahrscheinlich selbst notwendiger. Der Russe aber gab nicht nach, bis er sie endlich nahm. Er fragte ihn, warum er gerade ihm Tomaten gebe. Da antwortete er, weil er ihn liebe, weil er immer fröhlich sei, schon am Morgen lache und Freude in die Arbeit bringe.

Gerade als sie schon heimfahren sollten, gab es noch grosse Aufregung. Sie sahen, wie plötzlich von ihrer Stabsbaracke Rauch aufstieg und gleich darauf Flammen herausloderten. Sie bangten nun um ihre Entlassungspapiere, denn sie wussten, dass diese schon in den Schränken lagen. Da liefen alle hin und beförderten zwischen den Flammen alles heraus, was in den Schränken gelagert war; obwohl die Flammen schon an den hölzernen Wänden hinaufleckten, konnten sie noch alles retten. Sie nahmen an, dass sie damals auch ihre Entlassungspapiere retten konnten, denn Anfang September wurden sie tatsächlich in Viehwaggons verladen und fuhren heim.

Aber an der russisch-rumänischen Grenze, in Marmaros Sziget, kam ein Russe zur Überprüfung, wobei jeder namentlich vorgelesen wurde. Das wiederholte sich auch an der österreichischen Grenze und an der Zonengrenze vor der Ennsbrücke. Ständig mussten sie fürchten, zurückgehalten zu werden, wie es in einzelnen Fällen immer wieder geschah. Doch sie kamen unbehelligt in die amerikanische Zone. Viele Jahre nach unserer Heimkehr befragte ich ihn über seine Erlebnisse in der Zeit, die wir nicht mehr im selben Lager verbrachten – die ich schon geschildert habe – und stellte ihm die Frage, wie er über die Russen urteile. Er antwortete, er sei kein Kommunist, könne aber über sie nur ein positives Urteil abgeben, denn sie gaben, was ihnen möglich war. Sie hatten selbst nicht mehr. Er hatte in der Lagerverwaltung 1945/46 Einblick in ihre Lebensmittelsituation gehabt und wusste, was jeweils angeliefert wurde. Er

musste dann Mehl, Hirse und andere Getreideprodukte, Fleisch, Fisch und Sonnenblumenöl so einteilen, dass jeder Russe seine ihm zustehenden Kalorien für eine Woche bekam. Die Gefangenen bekamen weniger, aufgeteilt in 4 Verpflegungsgruppen:

Gewöhnliche Lagerkost:

OK = Erholungskommando (Osweschenie kommando)

Dystrophiker I = schlecht ernährt

Dystrophiker II unterernährt

Lazarettkost in 2 Arten: gewöhnliche Kranke

Schwer- bis Todkranke

Brot (Verpflegungsrationen) nach erreichten Arbeitsprozenten:

bis 80% 400 Gramm Brot

bis 100% 500 Gramm Brot

bis 125% 600 Gramm Brot

ab 126% 700 Gramm Brot und 200 Gramm Hirsekascha (Brei)

Hätten wir diese Rationen einigermaßen regelmässig und wenigstens zur Hälfte bald nach unserer Gefangennahme erhalten, würden von den 123.000 in und um Stalingrad Gefangenen sicher ein Vielfaches als die etwa 5.000, die überlebten, heimgekehrt sein. Aber die Russen hatten für ihre eigenen Leute nicht genug und hungerten lange nicht weniger als wir, konnten sich aber bald selbst helfen; von uns hinterm Stacheldraht aber nur die Wenigsten.

Arbeitsgruppeneinteilung nach meist monatlichen Untersuchungen

(Kommission mit Arzt):

Gruppe I kräftig

Gruppe II durchschnittlich

Gruppe III schwach

Gruppe OK Erholungskommando, durfte nur Lagerarbeiten verrichten

Dystrophiker Keine Arbeit mit besserer Verpflegung

Einst haben ihm seine Lehrer ins Stammbuch geschrieben – damals wurde auch von Buben ein Stammbuch geführt – «Stunden der Not vergiss, doch was sie dich lehren, nie!» Diesen Satz habe er sich Zeit seines Lebens gemerkt und war daher auch immer bestrebt, aus dem Leben zu lernen, ob in guten oder schlechten Zeiten.

Einige Erkenntnisse habe er aus der Zeit seiner Gefangenschaft und Zeiten tiefster Erniedrigung mitgenommen: «Wie du dich gibst, so wirst du auch behandelt – Es gibt überall, in jedem Volk, gute und böse Menschen, versuche das Gute im Menschen zu finden.»

Er habe das russische Volk sowohl im Krieg als auch in der Gefangenschaft gern gehabt. Die Leute haben oft gegeben, obwohl sie selbst fast nichts hatten.

Die Leistung des Einzelnen werde bei den Russen weit mehr anerkannt als bei uns. Es gab dort in der Gefangenschaft schon ein betriebliches Vorschlagswesen. Dabei wurden Vorschläge auch des geringsten Gefangenen überprüft, zutreffendenfalls anerkannt, prämiert und für den Betrieb aufgenommen. So mancher Fortschritt wird dadurch erreicht worden sein.

Bei uns herrsche noch zu viel Obrigkeitsdenken, denn es heisse, eine gute Idee könne nur der Vorgesetzte haben. Vorschläge von Mitarbeitern würden oftmals mit schwachen Argumenten abgelehnt ohne geprüft worden zu sein, oder sie würden erst nach Jahren – gleichsam von der Obrigkeit stammend – eingeführt. Das sei gegen jeden Fortschritt.

Er habe einige Male mit seinem Leben abgeschlossen gehabt, gewann dann allmählich die Erkenntnis, dass mit Lebenswillen alles gemeistert werden kann und man dabei nur alle Sinnesorgane und rationelles Denken für Lösungen einsetzen muss (z.B. er erkannte, dass fast niemand russisch schreiben konnte, daher setzte er sich dahinter, erfasste die Chance und half sich dadurch weiter).

Zum Abschied gab er mir noch ein Gedicht, das er schrieb, als er im Erdbunker eingesperrt war und einem ungewissen Schicksal entgegen ging. Damals wusste doch keiner, wenn er im Erdbunker durch die NKWD eingesperrt worden war, wann er wieder herausgelassen werde. Es gab Gefangene, die bis zu 2 Monate dortbleiben mussten. Das Gedicht schildert packend unsere Sehnsucht nach der Heimat.

Heimat

Wie ein Gebet, das all' in sich vereinet,
so klingt das Wort, dem all mein Denken gilt.
Nur wer dies grosse Sehnen kennt, nach Dir
und all den Deinen, der weiss und fühlt,
was Du oh Heimat bist.

Ich denk' an Dich und an vergang'ne Zeiten,
da ich als Kind durch Deine Felder lief
und mich erfreut an Deinen Blumen, Deinen Köstlichkeiten
und mich die Quell' zum munteren Spielen rief.

Schön war die Zeit da ich mit sel'gem Herzen
ein Kind von Dir, ein Kind an meiner Seite, wusst'!
Da wir in Seligkeit und Freud' und Schmerzen
uns Liebe stammelten aus uns'rer Brust.
Doch all dies ist vorbei, vorbei das schön Erleben,
ich weiss oft selbst nicht, war es nur ein Traum,
der mir erschien in all dem armen Streben,
in all der Bitternis, in all der müden Gram?
Wenn ich nur wieder Deine Flur kann grüssen
und es in mir erklingt: «Du bist daheim!»
Dann will ich, Heimat, Deine Erde küssen,
in Dank in tiefem Herzen wissend, wieder
Mensch zu sein. (27.4.1946)



Karl Schellmann

Der Neuankömmling aus Graz

(Ing. Willi Harer aus Graz, Wetzelsdorf)

Bald nach dem Landsmann aus Grünburg, Karl Schellmann, trafen der Sepp und ich mit dem Steirer zusammen, auf den er mich aufmerksam gemacht hatte, als dieser gerade in die Lazarettbaracke ging. Wir wollten uns in der Küchenbaracke zum Essen anstellen, da sahen wir, dass der grosse «Hagere» schon dort stand. Sepp begrüsst ihn und sagte zu mir: «Du, das ist auch ein Österreicher!» und machte mich mit ihm bekannt. Seine typische Aussprache erregte bei mir sofort heimatliche Gefühle. Er sah mitgenommen aus, hatte über einem Auge eine grosse Schramme und hinkte jämmerlich; beim Gehen, das ihm sichtlich Mühe machte, bediente er sich eines selbstfabrizierten Stockes, eines Prügels, wie ihn manchmal Ausflügler im Wald zusammenklauben oder von einer Staude abschneiden. Wir kamen ins Reden und setzten uns zum Essen auf ein Brett vor unserer Baracke. Er sagte, dass er erst seit Ende Jänner im Lager sei und ausser Sepp wenig Bekannte habe, noch nicht den «Hausbrauch» kenne, da er bisher fast nur im Lazarett gelegen sei, und in der

Baracke nebenan wohne. Ich fragte ihn nach seinem Namen, sagte ihm meinen und dass ich Linzer sei. Er heisse Willi Harrer, sagte er. «Ich kann mir vorstellen, dass du noch nicht lange hier bist», sagte ich. «Ich habe Dich noch nie gesehen, aber man kann ja nicht alle kennen, dafür ist das Lager zu gross. Wo bist Du denn her? Deine Aussprache hört sich irgendwie österreichisch an?» Er bestätigte Österreicher, Steirer, Grazer zu sein. Seine Aussprache sei unverkennbar steirisch, sagte ich zu ihm. Ja, er sei Grazer, sagte er mit einem etwas ironischen Lächeln. Er hätte sich allerdings in seiner Kindheit nie gedacht, dass er jemals von sich sagen würde, er sei Grazer, denn er fühlte sich als Wetzelsdorfer; und Wetzelsdorf sei eine eigene Gemeinde gewesen, eine Landgemeinde, und sie seien stolz darauf gewesen. Sie wurden erst 1938 in Hitlers Zeit zu Graz eingemeindet und empfanden darüber absolut keine Freude. Graz war eine Stadt und Wetzelsdorf für sie das freie, grüne Land. Eine Stadt bedeutete für sie enge, gepflasterte Strassen, Stein und Beton, Lärm und Gestank und vor allem Beengtheit, eingesperrt sein, wenig Grün. Ganz anders bei ihnen am Land. Da gab es Wiesen, Felder, Wälder, Obstgärten, Bauern und kleine Häuschen im Grünen, keine eiligen abgehetzten Menschen. Wenige hundert Meter von ihrer Wohnung begann der bewaldete Abhang des Höhenrückens zwischen Ölberg und Buchkogel. Dort konnten sie im Sommer Schwammerl suchen, im Winter bis zur Haustür mit den Schiern fahren und an seinem Fusse auf den Bründiteichen Schlittschuh laufen oder Eisstock schiessen. Ja, es kamen sogar regelmässig Gäste aus Ungarn und der Cechoslowakei auf Sommerfrische.

Vierzig Jahre später zeigte er mir bei einem Besuch diese Gegend, die sich inzwischen stark verändert hatte; bis hoch hinaus gibt es Villen und Zäune. Er zeigte mir auch das Haus, in dem er seine Jugend verbrachte und den grossen Garten, in dem sein Vater in der Nähe des Zaunes entlang der Strasse fünf Fichten gepflanzt hatte, für jeden von ihnen eine; zuerst eine für sich und seine Frau, dann für jedes Kind nach dessen Geburt. Sie wuchsen und gediehen viele Jahre, fast 2 Jahrzehnte. Es kam der Krieg, da fing eine Fichte, die seines Bruders, an zu verdorren und starb ab, obwohl sie alles getan hatten, um sie zu erhalten. Da fiel sein Bruder im Krieg. Die anderen vier wuchsen kräftig weiter, obwohl er bereits dreieinhalb Jahre für tot galt. Dann auf einmal fing die zweite Fichte zu verdorren an und es starb sein Vater. Wenige Jahre später begann die dritte Fichte zu verdorren und es starb seine Mutter. Er zeigte

mir die zwei übriggebliebenen Fichten, seine und die seiner Schwester, die in schönstem Grün prangten, und sagte mir: «Wessen Fichte wird als nächste zu dorren anfangen? Wer wird der Nächste sein? Jetzt sind noch beide gesund.»

Doch vor 40 Jahren wussten sie von all dem nichts, und auch erst allmählich glaubten sie, einen Zusammenhang zu erkennen.

Er hatte eine unbekümmerte Jugend, sozusagen in freier Wildbahn. Ich fragte ihn, wie alt er sei. Er sagte, er sei 1921 kurz vor Weihnachten, in Wetzelsdorf natürlich, geboren und habe einen um 14 Monate älteren Bruder gehabt. Später, als er 5 Jahre alt war, habe er auch noch eine Schwester dazubekommen. Sein Vater war Kriminalbeamter. Nach einer schweren Verwundung im Ersten Weltkrieg sei sein Vater 1916 zur Geldgendarmerie gekommen, zuerst in Russland und dann an der italienischen Front eingesetzt gewesen. Nach dem Ersten Weltkrieg kam er dann zum Landesgendarmeriekommando der Steiermark und später zur Polizeidirektion Graz. Seine Mutter war Hausfrau und hatte genug mit ihren 3 Kindern und dem 4.000 m² grossen Garten zu tun.

Er besuchte die Volks- und Hauptschule und wollte unbedingt Büchsenmacher werden.

Ich sagte, das sei ein für mich verständliches Berufsziel für einen Steirer, von denen es ja heisst, dass sie ein wildes Gebirgsvolk seien. Zu seinem grossen Kummer habe er aber keine entsprechende Lehrstelle bekommen, also musste er sich zu einem Ersatzberuf entschliessen und meldete sich bei der Bundeslehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik in Graz an, besuchte von 1936 bis 1940 die Abteilung Elektrotechnik und maturierte sogar mit Auszeichnung.

Sein grosses Ziel war nun für ihn die Firma Telefunken-Klangfilm in Berlin. Er hatte Erfolg, denn dort brauchte man Arbeitskräfte in jeder Menge. Er bekam einen fixen Vertrag, schon bevor er mit seiner Schule 1940 fertig war, mit 204 Reichsmark und 14 Reichsmark Zulage, wahrlich kein schlechtes Anfangsgehalt. Er freute sich unbändig auf seine Praxis in Berlin, auf die Weltstadt, die ihn als junger Mensch faszinierte. Er hatte einige Freunde, die schon in dieser Firma praktiziert hatten und begeistert zurückgekehrt waren.

Es war Hitlerzeit, auch schon in Österreich, überall gab es riesigen Aufschwung und man brauchte jede Fachkraft, aber es gab den Reichsarbeitsdienst und es war schon Krieg und alles kam ganz anders.

Nach seiner Matura im Juni 1940 wollte er sich noch ein paar schöne Wochen machen, noch etwas ausrasten, bevor er in Berlin seinen Posten antrat; da kam ein Brief des Direktors seiner Schule, in dem er mitteilte, er habe mit dem Reichsarbeitsdienst ein sehr günstiges Abkommen treffen können, dass die Maturanten nur einen auf 7 Wochen verkürzten Arbeitsdienst machen müssten; wenn sie schon am 4. August einrückten, könnten sie Ende September abrüsten. Da der Arbeitsdienst schon seine grosse Sorge war, schrieb er voll Freude an die Firma und ersuchte um Genehmigung zur Ablegung des verkürzten Arbeitsdienstes, und bekam sie auch. Ausserdem machte er noch den Führerschein für Motorrad und Pkw und rückte am 4. August nach Friedland im Isargebirge zur RAD Abteilung K 4 375 ein, mit ihm noch vier Schulkameraden. Er war dort mit oberschlesischen Kriegsfreiwilligen beisammen und wurde zum Stubenältesten eingeteilt. Er hatte nur einen Ehrgeiz, nur nicht auffallen, aber sich nicht herumkommandieren zu lassen und hatte immer ein gewisses Eigenleben geführt, aber dabei dafür gesorgt, dass sein Trupp immer in Ordnung war.

Sie mussten wohl schwer schuften; aber das machte ihm nichts aus, denn er war körperlich gut beisammen. Schliesslich war ihre Zeit vorbei und sie konnten sich voll Freude ihre Zivilkleider schicken lassen. Sie mussten dann noch einmal, aber schon in Zivilkleidern, zu ihrem Abschiedsappell antreten; jeder wurde namentlich vom Oberstfeldmeister vorgerufen und verabschiedet; nur die 5 Grazer nicht. Beim Arbeitsdienst war er schon ausserplanmässig Vormann geworden. Der sagte, er brauche für den nächsten Ausbildungslehrgang, es kämen Sachsen, dringend Hilfsausbildner. Er habe daher das Grazer Wehrkommando ersucht, dass die bleiben konnten und dessen Zustimmung erhalten.

Sie empfanden dies als schweren Tiefschlag, aber nicht im Geringsten als besondere Ehre. Sie wollten endlich heraus aus diesem Zwangsmilieu, endlich frei sein, einen Beruf haben, der einem Freude macht, ihre Posten in Berlin antreten.

Doch was half es. Sie mussten sich fügen, das hiess, die Zivilkleider wieder ablegen, Uniform tragen, weitermachen. Voll Wut habe er sich vorerst 14 Tage in der Schreibstube herumgetrieben und dabei erfahren, dass man in Teplitz-Schönau, wo sich der Stab des Arbeitsgauen Sudetenland-West befand und dem sie unterstanden, ab 1.11.1940 eine Gau-stabswache benötigte, die ihre Abteilung stellen müsse. Er wurde als

Wachhabender bestimmt und bekam 12 Mann für die Wache, dazu einen Spielmann mit Trommel. Sie haben zur Vorbereitung eine Woche Wachexerzieren geübt und sind dann nach Teplitz-Schönau gefahren. Sie waren überrascht von dieser schönen Bäderstadt am Erzgebirge, ihren herrlichen Gebäuden, ihren riesigen Grünanlagen, dem bunten Treiben der Kurgäste. Es gab immer grosses Aufsehen, wenn er mit seiner Wachmannschaft durch die Richard Wagner-Allee zu den Gebäuden des Arbeitsgaues heraufmarschierte, natürlich im Stehschritt und mit Trommlerbegleitung. Aber den Höhepunkt bildete die Wachablöse vor den Augen zahlreicher, interessierter Zuschauer.

Männlein und Weiblein in allen Altersstufen bis zu den Babys in Kinderwägen. Es war sicher für alle Teilnehmer das patriotische, militärische Erlebnis des Tages. Was zählte da der Krieg in Frankreich, der ja am 17. Juni zum Waffenstillstand geführt hatte, die Besetzung Österreichs, der Cechoslowakei, Polens, die dumpfe Angst vor der Zukunft, vor einem Krieg mit England, das Schreckgespenst eines Krieges mit Russland? Gar mancher hatte Hitlers «Mein Kampf» gelesen und nahm das wörtlich, was dort stand. Was zählte in diesem Militärstaat eine technische Fachausbildung, ein Maturazeugnis mit Auszeichnung. Die «höheren» militärischen Überlegungen der Kommissknöpfe waren entscheidend, auch wenn Ingenieure in der Wirtschaft dringend benötigt wurden. Er aber war Arbeitsdienstler mit ungelerten Kameraden, aber, oh Stolz, im Paradedienst.

Ich sagte ihm, dass ich das aus meiner Familie kenne. Einer meiner drei Brüder hatte vier Semester Medizin studiert, den Arbeitsdienst hatte er gleich nach der Matura bei Drainagearbeiten im benachbarten Sudetenland abgeleistet. Dann wurde er zum Militär einberufen, nicht zum Sanitätsdienst oder in ein Lazarett, nein, die Weisheit der Militärs berief ihn zur Infanterie und dort wurde er wegen seiner Grösse zum Wachebataillon abkommandiert, zum AOK in Belgrad. Das galt aber nicht als Frontdienst. Um weiterstudieren zu dürfen, musste er sich dann zur Sanität melden, kam gerade zum Russlandfeldzug zurecht, brachte es bis zum Sanitätsunteroffizier bei einer unserer Nachbardivisionen. Wir machten beide in nächster Nähe den Russlandfeldzug mit, ohne voneinander zu wissen. Erst im Kessel von Stalingrad hörten wir voneinander und trafen uns beim einzigen Brunnen, den es dort gab und sahen uns nie wieder. Er fiel 10 Tage später beim entscheidenden Durchbruch der

Russen bei Baburkin. Mir ging es ja ähnlich, obwohl Diplomingenieur für Vermessungswesen wurde ich als Funker kommandiert und hatte unter primitiven Ausbildnern vom ersten Tag an für mein Hochschulstudium zu leiden. Später suchte man dringend Vermessungsingenieure, wurde aber vom Armeekommando nicht gemeldet.

Nach drei Wochen erfuhr Harrer zufällig, dass seine Abteilung zum Flugplatzbau nach Berlin komme, denn es gehe nun gegen England. Er wollte unbedingt weg von seinem Paradedienst, lieber einen Flugplatz bauen in Belgien, zumindest vom Paradedienst abgelöst werden. Er wendete sich diesbezüglich an seinen Abteilungskommandanten, den Oberstfeldmeister seiner Abteilung in Friedland, und dieser holte die Wachmannschaft tatsächlich ins Lager Friedland zurück. Dort waren die Waggons bereits verladen und sie mussten nur zusteigen. Es ging über Sachsen durch den Harz nach Südholland; sie kamen in Belgien in Diest kurz vor Leuven ins Quartier. Es war ihre Aufgabe, Splitterschutzboxen für Kampfflugzeuge zu bauen. Es wäre für ihn interessant gewesen, die Gegend kennen zu lernen, aber es war trüber Herbst. Die Bomben, die ihnen die Engländer in der Nacht herunterwarfen, bemerkten sie fast nie, weil sie jeden Tag so müde von der Arbeit waren und durchschliefen. Erst am Morgen sahen sie an den herumliegenden Bombensplintern, dass es die Engländer wieder einmal ernst gemeint hatten.

Wenige Tage vor Jahresende wurden die Steirer plötzlich verständigt, dass sie mit Jahresende abrüsten müssten. Sie wurden also mit Sack und Pack in Richtung Graz in Marsch gesetzt. Auf ihrem Marschbefehl stand: Diest – Mannheim – München – Graz. Am Bahnhof von Diest habe er sich aber gesagt, dass es schön wäre, wenn sie über Brüssel nach Paris und dann nach Mannheim fahren würden, da sie nun schon so nahe wären. Er machte seinen Kameraden diesen Vorschlag, die gleich damit einverstanden waren. Sie stiegen also in den Zug nach Leuven – Brüssel, besichtigten einige Stunden die Stadt und stiegen in den Zug nach Paris. In der Nacht kamen sie zur französischen Grenze bei Lille. Da gab es natürlich Zugskontrolle. Ein Leutnant in Begleitung einiger Wachtposten sagte: «Marschbefehle vorweisen!». Als er ihre Marschbefehle gelesen hatte, rief er: «Ja was macht ihr denn hier? Ihr habt ja hier überhaupt nichts zu suchen!» Sie sagten, wieso denn? Sie wollten nach Hause fahren. «Ihr hättet über Aachen fahren müssen», sagte er. Sie aber stellten

sich dumm. Er behauptete, sie hätten beim Zugkommandanten gefragt und der hätte ihnen gesagt, sie sollten nur in den Zug einsteigen, dann würden sie auf dem schnellsten Wege heimkommen. Voll Heuchelei erklärten sie, wie leid es ihnen tue, dass sie nun wegen des Umweges um so viel später nach Hause kämen. So kamen sie nach Paris und blieben dort 2 Tage. Sie wollten sich natürlich die Stadt ansehen; das gelang aber nicht, denn bei jedem U-Bahnhof, wo sie herausgehen wollten, stand ein Posten, der einen Marschbefehl oder Urlaubsschein verlangte. Die ganzen 2 Tage machten sie die betrübliche Erfahrung, dass sie Paris nur von den U-Bahnhöfen aus sehen können und setzten sich enttäuscht in den Zug über Metz – Mannheim nach München. Vor München sahen sie den ersten Schnee. Dann kam Salzburg und schliesslich Graz. Silvester konnten sie schon in Graz feiern.

Ein paar Tage später gab er seine RAD-Sachen bei der Arbeitsdienststelle in Graz ab und wollte sich noch einige schöne Tage machen. Schnee war genug gefallen und er konnte eifrig Schi fahren. Er verständigte gleich Telefunken-Klangfilm in Berlin, er könne am 1. Februar kommen. Sie schrieben zurück, dass ihnen dies recht sei. Zwei Tage vor dem 1. Februar 1941 ging er zum Arbeitsamt, um sein Arbeitsbuch abzuholen. Dort musste er einige Zeit warten. Dann kam der Chef des Arbeitsamtes persönlich und sagte: «Sie wollen nach Berlin fahren? Sie dürfen aber nicht!» Er sagte zu ihm, er müsse nach Berlin gehen, denn er habe schon einen fixen Vertrag. Der Arbeitsamtschef sagte darauf, die steirische Industrie brauche selbst Arbeitskräfte, daher dürfe er nicht fahren und bekäme kein Arbeitsbuch. Voll Ärger sagte er darauf, dass er dann eben ohne Arbeitsbuch fahren werde. Dieser sagte nur, er werde schon sehen, wohin er ohne Arbeitsbuch fahren werde.

Zwei Tage später bekam er seine Einberufung zum Militär nach Stockerau zur Beobachtungsersatzabteilung 44. Nun war Berlin für ihn unerreichbar geblieben, zumindest als Zivilist. Er kam zur Schallmessbatterie der Beobachtungsabteilung und hatte eine Tätigkeit, die ganz interessant war. Er musste vorerst eine militärische Grundausbildung machen, die ihm wegen des Arbeitsdienstes nicht weh tat. Er musste sich um das Technische kümmern, das hiess um Schallaufnahmen für die Artillerieaufklärung. Sie lernten durch Anpeilung der Richtung des Schalles von zwei Messstellen aus, den Standpunkt des Geschützes zu ermitteln. Diese Tätigkeit kam ihm wohl sehr interessant aber reichlich zahm vor.

Er wollte mehr Aktivität und meldete sich zum Rapport beim Batteriechef, er wollte zu den Sturmgeschützen.

Der Batteriechef aber war Reservehauptmann und im Zivilberuf Lehrer. Der sagte nur: «Das kommt gar nicht in Frage, du dummer Bub! Du hast dort Dienst zu machen, wo du hingestellt wirst und damit Schluss!»

Es dauerte nicht lange, da kam die Nachricht von den Heldentaten der Fallschirmspringer auf Kreta, vom Krieg in Griechenland und in Jugoslawien. Da meldete er sich wieder zum Rapport. Er wolle nun nicht mehr zu den Sturmgeschützen, sondern zu den Fallschirmjägern.

«Du kannst eben deine Abkommenschaft vom ‚wildem Gebirgsvolk‘ der Steirer nicht verleugnen» machte ich einen Zwischenruf, was ihm nur ein mildes Lächeln entlockte. Das habe ihm die gleiche Rüge seines «Lehrer»-Hauptmannes eingebracht. Ein Erfolg seiner Bemühungen aber zeigte sich bald darauf. Er war der Erste der ganzen Ausbildungsmannschaft, der schon Anfang Mai 1941 zur Feldeinheit der Beobachtungsabteilung 44, die gerade nach Gleiwitz versetzt wurde. Mitte Juni wurden sie feldmarschmässig in Marsch gesetzt, übersetzten die Weichsel, dann den Bug 80 km nördlich von Lemberg und bezogen Quartier in einem kleinen Dorf nahe der russischen Grenze. Niemand wusste warum und wozu. Keiner machte sich zuerst Gedanken. Schön langsam tauchten sogenannte Latrinenparolen auf. Es hiess, es gäbe gerade einen Aufstand der Iraker gegen ihre Mandatsherren, die Engländer. Auf Grund des Freundschaftsvertrages zwischen Hitler und Stalin gewähre die Sowjetunion ein Durchmarschrecht bis über den Kaukasus, damit die Deutsche Wehrmacht dort eingreifen könne. Dass alle Mückennetze bekamen, betrachteten sie als Bestätigung dieser Latrinenparole. Sie waren gleich Feuer und Flamme für diese zukünftigen Abenteuer. Schliesslich mussten sie aus dem Dorf heraus und ihre Zelte in einem sumpfigen Gebiet aufschlagen. Jeder hielt das für eine Erprobungsmassnahme. Doch in der Nacht vom 21. auf den 22. Juni 1941 wurden sie um Mitternacht geweckt, durften aber kein Licht machen. Es war eine finstere Nacht; nur schwer war der etwas hellere Laufweg zur kleinen Waldlichtung, wo der Batteriechef Hauptmann Grasdorf stand, zu erkennen. Als alle vor ihm angetreten waren, las er im schmalen Kegel einer kleinen Taschenlampe den entscheidenden Führerbefehl vor, der jedem seine Illusionen so raubte, dass ihm die Luft wegblieb. Der Befehl lautete etwa so:

Die Sowjetunion wolle, dafür habe man viele Beweise, Deutschland heimtückisch überfallen. Man müsse ihr unbedingt zuvorkommen. Ab 3.30 Uhr bzw. 4.00 Uhr beginne der Krieg gegen die Sowjetunion. Allen wurden die Knie weich. Jeder sah vor seinen Augen das riesige Gebiet der Sowjetunion und das kleine Grossdeutschland, das schon seine Front am Atlantik, quer durch Europa, in Afrika, in Jugoslawien, in Griechenland aufgebaut hatte und sich nun als neuen Feind die riesige Sowjetunion mit ihren 180 oder 190 Millionen Menschen macht. Sie lagen ganz nahe einer Bahnlinie und hatten noch um Mitternacht einen Eisenbahnzug gesehen, der russisches Getreide auf Grund eines Abkommens nach Deutschland transportierte. Für diese Tatsache konnte es nur eine plausible Erklärung geben, dass die Russen dies taten, um nicht merken zu lassen, dass ihr eigener Angriff bald beginnen werde.

Ich fand es interessant, dass damals die Russen anscheinend in der Lage waren, so viel Getreide zu produzieren, dass sie es jahrelang an Deutschland liefern konnten. Freilich konnte man daraus nicht schliessen, dass es sich um Überschussgetreide handelte, denn in der Sowjetunion herrschte ja Stalin, dessen Meinung niemand zu widersprechen wagen durfte, ein Diktator wie Hitler. Der «Führer» befahl und alle hatten zu gehorchen, auch zu hungern bis zum Verhungern und zu kämpfen bis zum Tode, auch wenn es Wahnsinn war, was befohlen wurde.

Dass die Russen kein Überschussgetreide nach Deutschland lieferten kam ihnen nicht in den Sinn; sie waren ja noch so jung und hatten von der Politik wahnsinniger Diktatoren keine Ahnung, insbesondere von Russland.

Es war etwa 3.00 Uhr früh, vielleicht noch etwas früher, da hörte man schon das Surren der Bomber in der Luft. Die Geschütze in den Stellungen waren von den Vermessungsabteilungen auf ihre Ziele eingerichtet, um 4.00 Uhr früh wurde auf das Zeichen zum Losschlagen aus hunderten Geschützen losgefeuert. Mit dem ersten Schuss waren drüben alle Wachtürme weggeschossen. Sie waren alle sorgfältig eingemessen. Dann stürmte die Infanterie über die Eisenbahnbrücke über den nördlichen Bug und der Vormarsch begann. Er fotografierte sehr viel vom ersten Kriegstag an, den ganzen Vormarsch etwa 300 Bilder. Einer seiner Kameraden war Berufsfotograf. Er machte die Bilder immer mit ihm. Der Vormarsch ging ständig nach Südosten über Berditschew Kirowograd nach Dnjepropetrowsk bis zur Einnahme dieser Stadt, wobei die Russen

immer wieder die Stadt zurückerobern wollten; besonders den östlichen, kleinen Brückenkopf. Bei Kremenschuk begann der Vormarsch neuerlich, die Russen mussten sich zurückziehen und es ging durch die süd-ukrainische Steppe nach Mariupol, 150 km vor Rostow.

Plötzlich setzte Regenwetter ein und alles blieb im Schlamm und Dreck stecken. Sie mussten sich eingraben und auf besseres Wetter warten. Am 17. November kam trockenes Wetter mit dem ersten Frost. Am nächsten Tag hatte es aber schon -10°C und am folgenden schon -17°C und dicken Nebel. Da wurde der Angriffsbefehl auf Rostow gegeben. Die Flieger über ihnen konnten sie nicht sehen, nur hören. Aber die Panzer rollten auf Rostow und besetzten die Stadt. Er kam mit seiner Einheit auch in die Stadt, allerdings nur für eine Woche. Es gab dort riesige Weinkeller, in denen sich die Soldaten ihren Wein holten, aber wie? – auch die Leibstandarte war dabei. Mit ihren Pistolen schossen sie in die 10.000 Liter-Fässer einfach ein Loch, um ihre Feldflaschen zu füllen. Bis zu den Waden musste man im ausgeflossenen Wein waten; man sah ertrunkene Russen im Wein herumliegen. Durch die Dämpfe allein konnte man schon schwindlig werden. Bald aber bekamen sie zu spüren, dass die russischen Verteidiger nicht aus der Stadt geflüchtet, sondern in den Untergrund gegangen waren, in die Keller. Die Deutschen herrschten ober der Erde und die Russen unten in den Kellern. Nach wenigen Tagen gab es bei ihnen plötzlich einen Überfall auf eine Beobachtungsstelle in einem grösseren Gebäude; die Russen kamen über das Stiegenhaus vom Keller herauf, sodass sie nur mehr durch einen Funkspruch um Hilfe rufen und durch Fenster flüchten konnten. Es kam so weit, dass sie, wenn sie annehmen mussten, dass in einem Raum Russen seien, mit einem 10,5 cm Geschütz in die Fenster schießen mussten, um eigene Leute frei zu bekommen.

Gleichzeitig hörte man die Nachricht, dass die Russen ein paar Reiterarmeen zusammenstellten und nur noch warteten, bis der Don soweit zugefroren war, dass sie mit ihrer Attacke beginnen konnten. Es hatte Temperaturen von -20°C am 29. November, da hatten sie schauen müssen, dass sie aus dieser Zange herauskamen. Die Leibstandarte half stark mit dazu, dass die Reste der 11. und 14. Panzerdivision, der 60. Motorisierten und andere noch herauskommen konnten, beim erstmaligen Rückzug, der nun unvermeidbar war nach einem ständigen, siegreichen Vormarsch. Da die ganze deutsche Strategie nur auf Vormarsch eingestellt

war und ein geordneter Rückzug nicht geübt worden war, zeigte sich, was ein schlecht organisierter Rückzug bedeutet, nämlich ein Durcheinander, Desorganisation, ein Rette-sich-wer-kann. Er hatte noch genau in Erinnerung, wie sie bei den 21 cm Mörsern vorbeifuhren, die stehenbleiben mussten, weil man sie nicht mehr hinausbringen konnte; alle mussten raschest hinaus aus der Stadt und alles musste zurückgelassen werden, was sie vorher erbeutet hatten. Es ging zurück bis zur Auffangstellung am Miuss, wo die Bahn ins Donezgebiet geht. Direkt bei deren erster Station, Koschkino, bei Taganrog, mussten sie sich schnell eingraben, ihre Winterstellung beziehen und den ganzen Winter bleiben. Es gab während des Winters nichts Besonderes. Bis er zum Tross nach Taganrog musste, konnte er auf einem Diwan im Wohnzimmer einer russischen Arbeiterfamilie schlafen, die eine 16jährige Tochter hatten, ein stilles, nettes Mädchen. Es war Frühjahr, als es passierte. Das Mädchen musste eines Nachts hinaus aus dem Haus zum Abort; in den russischen Häusern gab es kein Klosett, sondern meistens nur ein Erdloch gegen Sicht irgendwie abgeschirmt, abseits im Garten. Der Neffe des Kommandeurs, Helmberg, Gefreiter, hatte Wache; als er im Dunkel der Nacht plötzlich im Garten eine Gestalt laufen sah, rief er: «Halt, wer da?» Da diese auf den Anruf nicht stehen blieb, riss er den Karabiner herunter und schoss. Die Gestalt sank zusammen. Er lief hin und sah, er hatte ein junges Mädchen erschossen, gut getroffen, Herzschuss. Das war für ihn natürlich eine bittere Sache. Der Schütze bekam wohl ein Verfahren wegen Übertretung der Wachvorschriften, ihm aber erschien das Quartier untragbar, er getraute sich nicht mehr, den Leuten unter die Augen zu treten, deren einziges Kind ein deutscher Posten so tragisch erschossen hatte. Auch das sei Krieg, habe er bitter erfahren müssen.

Um in der langen Winterzeit nicht ganz untätig zu sein, besuchte er einen Funkerlehrgang und auch Vorträge, wenn es welche gab. Der Winter war vorbei, es rührte sich aber nichts an der Front. Viele bekamen die Gelbsucht, er nicht, obwohl er es sich oft wünschte, um fortzukommen. Es war schon heisser Sommer, als der Befehl zum Durchbruch der russischen Stellungen kam. Neuerlich stiessen sie auf Rostow vor, nahmen wieder die Stadt ein und drangen nach Süden in die Steppe, Richtung Kuban vor. Kurz vor dem Übersetzen bei Armavir kam der Befehl, dass er und zwei Wiener Kameraden zu einer Ersatzeinheit in Olmütz abzustellen seien und zum Unteroffizier befördert würden. Beides wurde

wohl im Soldbuch vermerkt; nach ihren Uniformaufschlägen blieben sie aber weiter Gefreite. Sie bekamen ihren Marschbefehl in die Hand gedrückt, erhielten ihr Gepäck und standen plötzlich und unerwartet allein mitten in der Steppe und mussten sehen, wie sie zu ihrer neuen Dienststelle in Olmütz kommen konnten. Ihre Einheit zog weiter nach Süden, zu den Bergen des Kaukasus, die ganz ferne erkennbar waren, wie ein Bild aus der Heimat. Um sie herum aber war ebene Steppe, zitterndes Steppengras und Einsamkeit. Da sahen sie vor ihnen neben dem staubigen Fahrweg in der flimmernden Hitze ein zottiges, anscheinend herrenloses Kamel stehen. Sie holten sich das Kamel, beluden es mit ihren Sachen und marschierten nach Westen bis sie eine Vormarschstrasse erreichten. Es gelang ihnen, einen Lastwagen anzuhalten und mitgenommen zu werden. Sie fuhren nun ganz bequem, wenn auch beeinträchtigt durch Staub und Hitze bis Rostow. Die weitere Fahrt ging mit Lastzügen durch das Donezgebiet bis Lemberg; er hatte sich in einem Bremserhüttel mit seinem ganzen Gepäck und Karabiner einquartiert. In Lemberg machten sie sich Gedanken, dass sie ja in ihrer verdreckten und abgerissenen Felduniform nicht nach Olmütz kommen konnten. Sie fragten also am Bahnhof, wo sie andere Sachen bekommen könnten und wurden zu einer Kaserne geschickt. Dort gab es vorerst ein ernüchterndes Erlebnis. Sie fragten, wo die Bekleidungsstube sei und wurden in den ersten Stock verwiesen. In der Bekleidungsstube angekommen, fanden sie niemanden. Sie klopfen an der Nebentür und machten sie auf. Sie sahen einen Raum voll Feldbetten, darauf lagen Soldaten, die Zigaretten rauchten, und zwischen den Betten ein dunkelhaariges, etwa 17 Jahre altes Mädchen herumlaufen, das nichts anderes zu tun hatte, als die Asche der Zigaretten der Rauchenden in einem Aschenbecher in Empfang zu nehmen. Jedesmal, wenn ein «Herr Soldat» rief, kam es angelaufen und hielt dem Rufer ihren Aschenbecher unter die Zigarette, damit er die Asche abkippen konnte. Keiner kippte sie auf den Boden oder kippte seine Asche mit, wenn das Mädchen beim Nachbarn stand; jeder rief sie einzeln und sie musste hinlaufen. Der «Herr Bekleidungskammerer», ein Gefreiter, lag auch unter ihnen; er war sichtlich ungehalten, weil er sich in seiner wohlverdienten und angenehm gestalteten Ruhe gestört fühlte und mit ihnen in die Bekleidungskammer gehen musste. Sie aber hatten sich masslos geärgert, kamen sie doch gerade von der Front und waren nicht gewohnt, dass ein gesunder Soldat am helllichten Tag rauchend

und untätig im Bett liegt und sich von einem Mädchen wie ein Pascha bedienen lässt.

Sie bekamen dann ihre Frontuniformen umgetauscht. Da hatten sie dann natürlich auch den Wunsch, dass ihnen ihre Unteroffizierstressen auf ihre Uniform genäht werden. Der Kämmerer schickte sie in den Nachbarraum und rief hinein, dass es Arbeit gäbe. Sie bemerkten erstaunt bei ihrem Eintritt fünf elegant gekleidete Zivilisten, die höflich sofort ihre Wünsche erfüllten. Ihm kam dabei der Gedanke, dass die fünf gut gekleideten Zivilisten Juden seien; sie taten ihm leid. Er hatte, obwohl er Nichtraucher war, immer einige Packerl Zigaretten in der Tasche; diese legte er beim Fortgehen verschämt schnell neben sie. «Küss die Hand, küss die Hand!», sagte einer von ihnen und war ganz ausser sich. Ihm aber war dies peinlich und sie gingen schnell hinaus.

Da ihr Zug am späten Nachmittag abging und es erst Vormittag war, wollten sie die Stadt besichtigen, wobei sie sich auch für das Ghetto interessierten. Ihre Sachen liessen sie in der Bahnhofskommandatur. Es fiel ihnen vorerst nichts Besonderes auf, ein alter Stadtteil wie andere. Sie kamen zu einer leicht ansteigenden Strasse mit Strassenbahngleisen und gingen langsam hinauf. Da kam eine Strassenbahn, ein Triebwagen aber mit keinem normalen Personenwagen, sondern mit zwei angehängten Materialtransportwagen, die ringsherum Bordwände hatten. Sie sahen aus wie Eisenbahnwagen, nur in kleinerer Ausgabe. Die Strassenbahn blieb stehen. Einige deutsche Schutzpolizisten mit ihren typischen Tschakos stiegen aus, auch einige in blauer Uniform. Später erfuhr er, dass diese Blauuniformierten ukrainische Hilfspolizisten gewesen seien. Sie hatten Gummiknüppel, Schlagstöcke und andere Schlagwaffen in der Hand. Sie gingen in die umliegenden Häuser. Gleich darauf hörte man Schreie, Rufe und Weinen. Dann kamen schon die Hausbewohner heraus, alte Achtzigjährige und ganz junge Frauen, manche hatten Säuglinge auf den Armen, weinend und schreiend wurden sie auf die Wagen getrieben, von denen eine Bordwand heruntergeklappt war. Dann stellte sich in jede Ecke ein ukrainischer Hilfspolizist mit hoherhobenem Schlagstock. Die Leute wurden so eng hineingepfercht, dass sich niemand mehr rühren konnte. Die Bordwände wurden zugemacht. Noch heute sehe er vor sich die grausame Szene, wie ein junges, etwa 18jähriges Mädchen in einem Seidenkleid, das auf dem Waggon neben der Bordwand stand, als die Strassenbahn anfuhr, an die Bordwandkante

griff und einen Fuss über die Bordwand setzte; wahrscheinlich wollte sie flüchten. In diesem Moment schlug der ukrainische Hilfspolizist mit seinem Stock auf die Hand. Er muss ihr die ganzen Mittelhandknochen zerschlagen haben. Sie stiess einen Schrei aus und der Zug rollte mit ihr davon.

Vor Schreck seien sie, sie waren zu dritt, erstarrt und wussten nicht mehr, was dann geschah. Es gab einen Auflauf. Ein paar Schutzpolizisten gingen an ihnen vorbei. Sie fragten einen von ihnen, was sie denn da gemacht hätten. Er sagte, dies sei wieder einmal eine Aktion gewesen. In den nächsten Tagen müssten sie wieder 40.000 Juden in den Steinbruch liefern; zu ihrem Einwurf, das sei doch heller Wahnsinn, was sollten dort diese alten Leute, Frauen und Kinder tun, die könnten doch gar nicht arbeiten, bekamen sie zur Antwort: Ja, zum Arbeiten kämen sie auch nicht dort hin. Am Rande des Steinbruchs stünden MG-Posten. Dort würden sie hineingetrieben und zusammengeschossen. Diese ungeheuerliche Nachricht habe ihnen den Magen in den Hals gedrückt. Sie sagten sich, sie hatten Krieg miterlebt, viele Tote gesehen, sind selbst oft am Rande des Todes gestanden, aber so unmenschlich Grausames haben sie nie erlebt, ja nicht einmal zu denken getraut, dass es so etwas geben könnte.

Sie gingen auf dem kürzesten Weg zum Bahnhof, sassen noch ganz benommen stundenlang am Bahnsteig, unfähig, noch einen Schritt in die Stadt zu machen; so angewidert waren sie von der Grausamkeit der Machthaber und der Hilflosigkeit der unschuldigen Betroffenen. Dies ereignete sich vor ihren Augen im August 1942 und ist sicher nachprüfbar.

Sie fuhren mit dem Zug dann Richtung Heimat und kamen nach Olmütz zu ihrer Ersatzeinheit. Dort bekamen sie zuerst ihren fälligen Heimaturlaub und kehrten danach wieder nach Olmütz zurück. Sie kamen dann ab September auf die Kriegsschule in Jüterbog; er wurde zum Artillerieoffizier ausgebildet und am 16. 12.1942 zum Leutnant befördert. Seine anderen zwei Kameraden wurden nur zu Wachtmeistern der Artillerie befördert, denn sie schafften es nicht, Leutnant zu werden.

Im Berliner Sportpalast war die Verabschiedung durch eine Ansprache des Reichsmarschalls Göring vor 10.000 jungen Offizieren. Er sehe ihn noch vor sich, wie er oben stand und sagte, dass es jetzt im Krieg gewisse Schwierigkeiten dadurch gebe, dass ab und zu Truppen eingekesselt würden. Es gebe da nur die einzige Möglichkeit, sich einzuigeln. So wer-

de es derzeit auch in Stalingrad gemacht. Da sollte der Feind nur anrennen. Alle, die entsprechenden Widerstand leisteten, würden ausreichend versorgt und sie könnten sicher sein, zu gegebener Zeit wieder herausgehaut zu werden. Das war seine Rede; grossspurig verglich er auch diese Kämpfe mit dem Heldenkampf der Spartaner am Thermopylenpass. So sprach Göring.

Als sie aber dann zurück zum Bahnhof kamen, sahen sie den Zug des Reichmarschalls Göring stehen. Vorne und hinten gepanzert und gespickt mit Flak von 5 cm bis 8,8 cm. Dann kam Göring selbst, stieg in den Zug, liess sich bequem in seinem Salonwagen nieder und fuhr ab. Da habe er zu einem Münchner Freund gesagt: «Die können leicht vom Einigeln und eisern Durchhalten reden, wenn sie selbst in einem von Geschützen starrenden, gepanzerten Salonwagen sitzen, es sich gut gehen lassen und dafür Millionen in den Krieg schicken.

Nachher habe er noch Heimaturlaub bekommen. Anfang Jänner 1943 musste er wieder in Olmütz sein. Er musste sofort als Rekrutenoffizier die nächsten Rekruten ausbilden. Sein Freund Hartung hatte aber seine Abstellung zur 60. motorisierten Infanteriedivision in Stalingrad bekommen. Es war der 2. oder 3. Jänner 1943.

«Da waren wir schon längst eingekesselt in Stalingrad und hatten nur mehr minimalst Sprit für motorisierte Fahrzeuge», sagte ich, «auch der Verpflegungsnachschub funktionierte nicht mehr richtig. Es gab schon überall Hunger und keine schweren Waffen mehr, wir mussten sie ja beim Übergang über den Don, um uns einzuigeln, sprengen, wir waren ein Igel ohne wirksame Stacheln geworden. Wohl hatte man vom Osten aus eine Entsatzarmee aus der Armee, die in den Kaukasus marschieren sollte, zu unserer Hilfe in Bewegung gesetzt. Diese war aber von den Russen zum Stillstand gebracht worden. Wir fühlten uns bereits als ein von der Heeresleitung aufgegebener, verllorener Haufen.»

Zu uns sollten sie eingeflogen werden. Er, als ganz junger Offizier mit 21 Jahren, habe Rekruten gehabt, die seine Väter hätten sein können. Wenn er kommandierte: «Marsch, marsch!» habe das keine entsprechende Wirkung gehabt, sodass er dies am zweiten Tag schon wieder aufgeben und wegen Erfolglosigkeit resigniert habe. Mit seinem Freund Hartung hätte auch ein Leutnant mitgehen sollen, der schon seinen Marschbefehl hatte, aber heiraten wollte; seine Braut war bereits da und nun sollte er an die Front. Er war ganz verzweifelt. Harrar tat er leid;

er meldete sich zum Regimentsrapport und bat, ob er nicht statt diesem Leutnant mit seinem Freund Hartung abgestellt werden könne. Der Regimentschef habe ihn wohl darauf aufmerksam gemacht, dass er nicht gehen brauche, da vor einem Jahr sein Bruder gefallen war und er dadurch der Letzte sei, aber wenn es sein freier Wille sei, habe er nichts dagegen und änderte den Marschbefehl.

Sie fuhren am 7.1.1943 von Wien – Ostbahnhof weg; auch Hartungs Frau war noch zum Abschiednehmen von München gekommen, sie waren ja Münchner, er selbst hatte noch einen Kurzbesuch in Graz bei seinen Angehörigen gemacht. Sie hatten Nachrichten gehört, dass es in der Westukraine schon sehr kalt sei und sie waren daher auf alles gefasst gewesen, zumindest glaubten sie dies.

Bis Lemberg ging es einigermassen, dann aber stiegen sie in uralte deutsche Personenwagen um, die nicht nur ungeheizt, sondern gar nicht zu heizen waren. Gleich kam seine alte Schwäche, Halsentzündung, Angina, zum Vorschein. Nach Dnjepropetrowsk hatte er schweres Fieber. In der Nacht kamen sie im Eisenbahnknotenpunkt Sinelnikow, 50 km östlich von Dnjepropetrowsk, an. Dort musste der Zug stehenbleiben und einen längeren Aufenthalt nehmen, worauf die Lokomotive sofort einfro. Im Bahnhof standen bereits mehrere Lokomotiven mit zerrissenen Kesseln, aus denen Eiswülste herauskamen. Die Eisenbahner wollten einen Hilfszug von Dnjepropetrowsk holen. Sein Freund Hartung aber nahm die Gelegenheit wahr, ihn dorthin zurück zu transportieren. So kamen sie nie bei ihrem Ziel, der Führerreserve der Heeresgruppe Süd, in Rostow an.

Er brachte ihn, der bereits ausser hohem Fieber auch schon starke Schluckbeschwerden hatte, zuerst in die Wachunterkunft. Am nächsten Tag wurden sie zum Standort-Arzt in die Standortkommandatur geschickt. Sein Freund ging immer mit; sie meldeten sich beim Stabsarzt Dr. Möcke, einem Fliegerarzt, der sich als ein sehr netter Mensch erwies. Dieser sagte, er habe ein kleines Krankenrevier, da könne er bleiben, er habe einen Platz. Er könne aber auch ins Lazarett gehen. Er nahm das Angebot natürlich gerne an, denn er konnte schon nicht mehr stehen, so sehr hatte ihm das Fieber zugesetzt. Das kleine Krankenrevier des Arztes hatte 4 Betten. Drei waren belegt, eines frei. Damit war er fürs Erste versorgt und konnte sich auskurieren. Dort konnte er aber auch das Ende des Dramas von Stalingrad miterleben. Durch die Medikamente, die Ruhe, die liebevolle Behandlung überwand er bald seine Erkrankung. Sein Freund Hartung fuhr aber auch nicht nach Rostow, sondern tauchte

irgendwo in Dnjepropetrowsk unter, bis das Ende des Kessels von Stalingrad gemeldet wurde.

Da stiessen aber auch schon die ersten sowjetischen Truppenteile nach Westen über das Donezgebiet nach Dnjepropetrowsk vor, sodass die Lage der deutschen Wehrmacht langsam brenzlich wurde. Es bestand die akute Gefahr, dass die Russen plötzlich in Dnjepropetrowsk stehen, den Nachschub abschneiden und dadurch die ganze Front zum Einsturz bringen. Da berief General Steinbauer, der zum Kampfkommandanten dieser Stadt bestellt worden war, eine Versammlung aller Offiziere ins Hotel Astoria ein. Auch sein Freund sei hingegangen. Sechzig Offiziere kamen zusammen; es stellte sich heraus, dass ca. 100.000 flüchtige, deutsche Soldaten in der Stadt zusammengekommen waren. Wie dann der General begann, einzuteilen, was jeder machen solle, wurden es immer weniger und weniger. Zum Schluss, als es hiess, man brauche auch Artillerie, stand sein Freund auf einmal alleine da, ausser ihm gab es keinen Artillerieoffizier mehr. Man müsse sich vorstellen, sein Freund war ja erst vor einem Monat Artillerieleutnant geworden und hatte nun den Auftrag, eine Stadt mit 500.000 Einwohner artilleristisch zu verteidigen. Er kam gleich zu ihm und fragte ihn, ob er sich schon gesundheitlich so weit fühle, mitzutun. Er sagte ja und vereinbarte mit seinem Freund, er solle sich um Geschütze und Munition kümmern, er selbst werde sich um die Artilleristen annehmen. Er trieb 2 Lkw und einen Personenwagen auf; mit denen stellte er sich hinaus auf die Strasse und sprach jeden an, der rote Schulterklappen hatte, also als Artillerist zu erkennen war. Es waren alles versprengte Soldaten. Er sagte jedem, wenn er wolle, dass er wieder bei einer Einheit sei und sein Essen bekomme, solle er sich ihm anschliessen. So konnte er 80 Leute zusammenkriegen. Inzwischen fand sein Freund als erstes 5 tschechische Skoda-Kanonen mit 3.500 Schuss Munition in einem Pionierpart, die von einer slowakischen Division stammten. Harrer schaute nun darauf, dass er sudetendeutsche Artilleristen fand, denn diese waren von den Tschechen ausgebildet und kannten sich bei diesen 10 cm Kanonen und Haubitzen aus. Sie gingen am östlichen Stadtrand von Dnjepropetrowsk mit ihren 5 Geschützen in Stellung und bereiteten ihre Feuerkommandos für eventuelle Zielpunkte vor.

Zum Glück kam es nicht dazu. Ausser ihnen gab es auch noch zwei Stück 8,8 cm Geschütze auf der östlichen Ausfallstrasse nach Pawlograd und ein paar 7,5 cm Gebirgsgeschütze von einer Gebirgsjägerinheit. Aber

das war auch die ganze artilleristische Verteidigungskraft der Stadt. Die Russen kamen wohl in Sichtweite, getrauten sich aber nicht, anzugreifen. Wenn sie mit 10 oder 20 Panzern gekommen wären, hätten sie ohne Hindernis über die Brücke kommen und frei herumfahren können, soviel sie wollten. Sie hätten eine Katastrophe verursacht. Die Italiener, die um Stalingrad geflüchtet waren, hatten im Bazar ihre Gewehre verkauft, damit sie etwas zum Essen bekommen konnten. Viele deutsche Soldaten waren hunderte Kilometer mit in Fetzen eingewickelten Füßen gegangen, weil sie keine Stiefel mehr hatten. Es war ein Jammerbild des Zusammenbruchs. In den Versorgungslagern machten vom kleinen Gefreiten an bis hoch hinaus Leute Dienst, die unter ihren Fahrmänteln die schönsten und teuersten Pelze hineingenäht hatten, Pelze, die von der Heimat für die Front gespendet worden waren, aber die Soldaten an der Front nie erhalten hatten. Auch die vielen Schi, die gespendet worden waren, haben nie die Frontsoldaten erhalten. Sie wurden von diesen Leuten der Etappe zerhackt und verbrannt.

Inzwischen waren – angeblich aus Frankreich – frische Divisionen am Dnjepr eingetroffen, darunter eine Luftwaffen-Felddivision und die SS-Division «Reich» mit Tigerpanzern. Die Russen griffen nicht an. Die Deutschen machten einen Gegenangriff, bei dem die sowjetischen Truppen in der Ukraine bis in die Stellungen des Winters 1941/42 zurückgeschlagen wurden. Ihre Einheit, die «Batterie Birken», konnte erst am 12. März aufgelöst werden, da die Leute nicht zu ihren früheren Einheiten zurückkehren wollten, denn es war ihnen gut gegangen und sie hatten ihr sicheres Essen gehabt. Sie hatten aber den Befehl, die Leute wieder zu ihren Truppenteilen zurückzuschicken. Auch für ihn und seinen Freund war es Zeit geworden, zu ihrer «Führerreserve» zurückzukehren. Diese war aber nicht mehr in Rostow, denn das war schon wieder russisch, sondern in Chortiza, einem volksdeutschen Dorf am Dnjeprstaudamm. Dort blieben sie bis Mai, da man vorerst Infanteristen brauchte und keine Artilleristen. Wahrscheinlich hatte man zu wenig Geschütze. Erst als alles reorganisiert war, wurden sie in Marsch gesetzt. Sein Freund Hartung und er kamen nach Makejewka bei Stalino zum Panzerartillerieregiment 128, sein Freund zur 2., er zur 3. Batterie. Dort beging er seinen «grössten, ja unverzeihlichen, militärischen Fehltritt». Das kam so: Sie wurden durch ihre Abteilungskommandeure dem Regimentskommandeur Oberst Dr. von Horn vorgestellt, zuerst sein Freund

Leutnant Hartung, dann er. Der Herr Oberst griff jovial in seine Brusttasche, nahm seine goldschimmernde Tabatière heraus und hielt sie einladend zuerst seinem Freund hin, der sich eine Zigarette herausnahm, dann ihm. Er nahm sich aber keine, denn er war Nichtraucher, sondern schlug militärisch die Haken zusammen und sagte: «Danke gehorsamst, Herr Oberst, ich bin Nichtraucher!» Der Oberst wurde bleich, sodass er voll Mitleid mit ihm glaubte, den Oberst treffe der Schlag, ihre 2 Kommandeure wurden gleichfalls bleich, als ob sie in diesem Moment ahnten, dass der Krieg verloren gehen muss, wenn es Soldaten gibt, die sich so etwas zu sagen trauen. Es war ihnen ja als oberstes Gebot eingebläut worden: Wenn ein Vorgesetzter etwas gibt, muss es heißen «Danke!» und sonst nichts. Sicher war er schon von Widerspenstigkeit erfüllt gewesen, oder ihn müsse der Teufel geritten, seine Sinne verwirrt haben, sagte Willi leicht zynisch.

Ich erinnerte ihn an seine Erlebnisse in Lemberg, Görings Grossmüligkeit, den Untergang des Kessels von Stalingrad, die sicher sein Unterbewusstsein erfasst hätten; er sei halt ein Österreicher, noch dazu aus dem 'wilden Gebirgsvolk' der Steirer, Kadavergehorsam und Untertänigkeit liege uns halt nicht. Ich hätte genauso gehandelt, denn auch ich sei Nichtraucher und habe den preussischen Militarismus immer gehasst.»

Nachdem sich der Herr Oberst von seinem Schreck etwas erholt hatte, machte er militärisch kehrt und war weg.

Sein Kommandeur, Hauptmann Rode, ein junger Hauptmann, 26 Jahre alt, ein feiner Mann, konnte nur stammeln: «Leutnant Harrer, was haben Sie denn für eine Dummheit gemacht?» Er aber habe nur gesagt: «Herr Hauptmann, ich bin eben Nichtraucher, und das habe ich dem Herrn Oberst gesagt und 'danke' dazu, wie sich's gehört. Warum sollte ich rauchen, nur weil der Herr Oberst jovial sein wollte?»; das aber konnte Hauptmann Rode nicht begreifen.

Doch der Oberst verstand, sich für die ihm angetane «Schmach» zu rächen. Es war wie man es oft von Expeditionen zu Primitivvölkern in früheren Zeiten liest, wenn jemand den Häuptling beleidigt, dessen heiligste Gefühle verletzt. Es erinnerte ihn an Karl May. Immer wieder musste er besonderen Dienst machen. Ständig hiess es: Leutnant Harrer, Abteilungsdienst, dann gab es einen Tag frei; das war Vorschrift beim Militär; dann Leutnant Harrer – Batteriedienst – Kurieroffizier zur Division, Kurieroffizier zum Korps und so fort. Dazwischen gab es jeweils einen Tag Pause. Er hatte keine freie Zeit mehr.

Wirksamere Schikanen aber gab es für ihn, wenn die Panzergrenadiere eine Übung hatten und er als Panzerbegleitbeobachter mit seinen zwei Funkern um 4 Uhr Früh mitkommen musste und dann bei glühender Hitze bis spät in die Nacht hinein bei der Angriffsübung bleiben musste. Es war sein Glück, dass er sportlich trainiert, in bester körperlicher Verfassung war, sodass ihm die Rache des Oberst zumindest keinen körperlichen Schaden verursachen konnte.

Doch dann, Anfang Juli, tobte die Schlacht um Kursk, eine riesige Schlacht; auf beiden Seiten sollen 2 Millionen Mann beteiligt gewesen sein mit tausenden Panzern. Es ging dort immer schlechter und schlechter. Die Heeresleitung musste versuchen, den Druck etwas abzubauen. Die 23. Panzerdivision, zu der ihr Artillerie-Regiment gehörte und die 16. motorisierte Infanteriedivision hatten als Reserve und schnelle Eingreiftruppe die Aufgabe, das Donezgebiet bis zur Küste des Asowschen Meeres abzuschirmen. Bei ihnen, östlich von Stalino, rührte sich nichts. Sie erhielten den Auftrag, einen Scheinangriff am Donez durchzuführen, als ob sie den Donez überschreiten wollten. Sie setzten daher ganz heimlich ihre Division in Marsch und erkundeten mit Aufklärungsflugzeugen, ob die Russen darauf reagieren würden, denn diese mussten doch durch ihre Spione von ihrem Angriff erfahren haben. Doch die Russen reagierten überhaupt nicht; sie erkannten offenkundig, dass diese Aktion nicht ernst zu nehmen sei. Da es nun schon überall brannte, erhielten sie den Befehl, nun auch in die Schlacht um Kursk einzugreifen. Als sie am Stadtrand von Charkow waren, brachen die Russen hinter ihnen durch. Die 16. motorisierte Division musste sich nun diesem Keil entgegenwerfen, da fast eine ganze Armee dort angriff. Es gelang, den Durchbruch der Russen im Bereich der Stellungen der 294. und 295. Division zu stoppen. In Eilmärschen kehrte die 23. Panzerdivision von Charkow wieder in das Gebiet östlich von Stalino zurück und warf sich gleichfalls den durchgebrochenen russischen Truppen entgegen. Wiederum war auch die SS-Division «Reich» mit ihren Tigerpanzern zur Stelle.

Schliesslich konnten die Russen in schweren Kämpfen in ihre Ausgangsstellungen am Miuss zurückgeworfen werden. Sie konnten nur mehr bei Dmitrijewka einen 1 km² grossen Brückenkopf halten.

Am 26. Juli erhielt er seine erste Verwundung, die ihn nicht besonders störte, doch am 4. August 1943 wurde er in der Nacht vorgeschickt, um einen vorgeschobenen Artilleriebeobachter der SS-Division «Reich» abzulösen. Denn diese Division wurde nach einem speziellen Einsatz so-

fort wieder zurückgezogen, aufgefrischt und als «Feuerwehr» für einen neuen speziellen Einsatz startbereit gemacht. Er kam in der Nacht in die Stellung, die auf einem Vorderhang lag; er konnte wegen der Dunkelheit nichts erkennen und wollte von dem SS-Beobachter, einem Scharführer, der ihn schon erwartete, Informationen und Schiessunterlagen haben. Der hatte es aber sehr eilig und sagte nur, er werde schon sehen, wenn es licht sei; da brauche er ihm nicht viel sagen. Er hat offenbar nur danach getrachtet, möglichst rasch fortzukommen. Dann, als es hell wurde, sah er die Bescherung. Die Laufgräben lagen auf einem Vorderhang. In gewissen Abständen gab es zwar Unterstände, wo man sich decken konnte, eine Art kleiner Erdbunker. Gleich vor ihren Stellungen ging es steil hinunter. Zeitig in der Früh begannen die Russen, mit Granatwerfern aus kurzer Distanz in ihre Stellungen hineinzuschüssen, deren Granaten das Gelände einfach einebneten. Auf der anderen Seite sah er eine zerschossene Kirche, auf der Scharfschützen postiert waren, die sofort auf jeden Kopf schossen, wenn jemand so unvorsichtig war, ihn nur ein wenig über den deckenden Grabenrand zu erheben. Es gab immer wieder Kopfschüsse, auch durch den Helm. Ihm schossen sie mit ihren Granatwerfern immer wieder die Antenne des Funkgerätes weg, wenn er sie etwas hinausstreckte, sodass er ständig schlechte Verbindung hatte. Am 5. August, gegen Mittag, wurde es etwas ruhiger; man hörte weniger Schüsse, spürte aber in der Gluthitze im leichten, aufkommenden Luftzug den immer stärker werdenden Gestank von den verwesenden Leichen, die im Vorfeld überall herumlagen. Er ging in den Unterstand, um die Funker zu fragen, wie die Verbindung zu ihrer Feuerstellung funktioniere. Feindliche Ziele in Dimitriewka konnte er nicht beobachten, da er sofort einen Kopfschuss riskiert hätte, wenn er auch nur eine Sekunde den Kopf etwas über den Grabenrand gehoben hätte. Seine Funker schliefen fast, so übermüdet waren sie. Er wollte nun selbst versuchen, ob er eine Verbindung bekommen könne. Er nahm seinen Stahlhelm ab, setzte die Kopfhörer auf und probierte. Auf einmal hörte er zu seiner Verwunderung: urre! urre! urre! und machte sich verwundert Gedanken, was das für ein Sender sein könne. Als er den Kopfhörer herunternahm, bemerkte er, dass diese Rufe von aussen kamen, nicht aus dem Hörer von einem unbekanntem Sender. Schnell setzte er den Stahlhelm wieder auf und griff nach hinten auf den Tisch, auf dem Eierhandgranaten lagen. Auch ein paar verwundete Infanteristen lagen neben dem Tisch auf dem

Boden. Zwei Eierhandgranaten in der Hand lief er hinaus, dann die zwei Meter zum Laufgraben hinauf; da sah er, dass der ganze Graben schon voll Russen war, die nur Hose und Feldmütze an hatten, aber keinen Stahlhelm und jeder eine Maschinenpistole in der Hand. So tauchte er plötzlich mit seinem Oberkörper vor ihnen auf, zog eine Handgranate ab und liess sie zu ihnen hinrollen. Der Graben war ja nur 2 m entfernt und sie hätten sich fast die Hand geben können. Gleich darauf sah er vielleicht 20 Maschinenpistolen hochfliegen, liess sich einfach zurückfallen und kugelte hinunter in den Eingang des Bunkers, wobei ihm der Gedanke kam, dass er, wenn die von ihm geworfene Handgranate explodierte, bei der dabei entstehenden Staubwolke die andere Handgranate sofort hinauswerfen müsse. Nun, die Handgranate explodierte nicht. Entweder war kein Zünder drin gewesen oder einer der Russen hatte sie rasch aufgehoben und weiter fortgeworfen oder er hatte die Explosion überhört. Er erkannte, dass für ihn das Ende seiner militärischen Tätigkeit bald bevorstand. Er zertrat mit seinem Schuhabsatz die Skala des Funkgerätes und verscharrte die Funkunterlagen im sandigen Boden. Da sah er etwas Dunkles hereinfliegen, eine Handgranate; da explodierte sie auch schon. Er stand dabei am Türpfosten mit der Pistole in der Hand; durch die Explosion wurde ihm die rechte Hand am Pistolengriff fast breitgeschlagen, sodass er mit der rechten Hand nichts mehr tun konnte. Die Pistole flog irgendwo hin. Er konnte nur mehr seinen Funkern zurufen, sie sollten in dem kleinen Raum hinter ihm in Deckung gehen. Durch die Gase der Explosion, den Staub, den Gestank, die Schreie der Verwundeten gab es ein grässliches Inferno. Sehen konnte er nichts und atmen auch nicht. Einer seiner Funker lief vor und wollte in panischer Angst irgendwohin flüchten und kam gerade bei ihm vorbei, da flog die nächste Handgranate durch den Eingang des Unterstandes dem Funker auf den Bauch, explodierte sofort und riss dessen Bauchhöhle auf, sodass er tot zusammenbrach. Die Russen warfen noch 3 Handgranaten herein, ehe es ruhig wurde. Er könne sich noch genau erinnern, sagte Harrer. Er sei nur immer dagestanden und habe auf sein Ende gewartet. Doch er wollte sein Ende nicht kampflos hinnehmen. An seiner linken Seite habe er noch einen Finnendolch gehabt, ein haarscharf geschliffenes Messer. Er hatte ihn von einem Bekannten erhalten, der in Finnland an der Front gewesen war. Mit der linken Hand, die noch einigermaßen intakt war, sollte er sich gegen einen Angreifer wehren, nicht ungerächt den Gnadenschuss hinnehmen.

Auf einmal habe er, lehrend zwischen Türstock und Wand durch einen Spalt bei der Tür etwas Merkwürdiges gesehen; zuerst nur Stiefel, dann Knie, dann eine Hose, auf einmal war es ein kleiner Mann, der herunter kam, ohne Maschinenpistole, der sagte: «Kamerad, komme heraus, Kamerad, komme heraus!» Die Funker hinter ihm, die noch am Leben waren, hatten gerufen: «Herr Leutnant, ergeben, ergeben!» «Naja,» habe er gesagt, «wir können ja ohnehin nichts anderes tun.» Da kam der kleine Russe herunter; er hatte ein rundes Gesicht mit einem weizenblonden Schnurrbart und war vielleicht 35-38 Jahre alt. Da habe er sich gedacht, was solle er ihm tun. Er habe vielleicht Familie und Kinder. Wir sind ohnehin erledigt. Also habe er die Hände hochgehoben und dabei erst bemerkt, dass das ganze Hosenbein heruntergerissen war und Blut bis zum Schuh floss. Der Russe packte ihn und schob ihn hinaus. Als er oben im Graben war, empfingen ihn zwei Russen, setzten ihm links und rechts eine M.P. an und trieben ihn über den Abhang zum Miuss. Während des Laufens griffen sie mit der freien Hand in seine Hosentaschen und holten sich die darin befindliche kleingefaltete Zeitung heraus, die er für andere Zwecke immer bei sich trug. Sie verwendeten sie sofort als Zigarettenpapier und fragten ihn, ob er Tabak habe, wie es unter Russen üblich ist. Er sah aber auch eine ganz andere Szene bei der Gefangennahme eines Infanteristen. Dieser war niedergesunken und lag am Boden. Ob er tatsächlich ohnmächtig geworden war oder nur markierte, konnte man nicht erkennen. Die Russen schossen ihn sofort nieder. Dieses Verhalten der Russen erklärte er sich damit, dass sie einen baldigen Gegenangriff erwarteten.

Auch die zwei überlebenden Funker wurden von zwei Russen gepackt und mitgenommen. Jetzt erst merkte er, dass er auf seinem rechten Fuss nicht mehr gehen konnte und sein Schuh voll Blut war. Er musste fast einen Kilometer auf dem linken Fuss hüpfen und zuerst den Miuss überschreiten, über den zwei Stämme als Notbrücke gelegt waren. Mitten auf der Brücke riss er seine Erkennungsmarke herunter und warf sie ins Wasser, auch seinen Stahlhelm. Dann waren sie am anderen Ufer. Er erkannte, dass das aktive Kriegsgeschehen für ihn vorbei war und ein neuer, unbekannter Lebensabschnitt begann. Was würde er bringen?

Sie kamen zu einem Regimentsgefechtsstand. Dort gab es ein paar junge, 17-, 18jährige Mädchen, die gleich begannen, ihn zu verbinden. Darauf brachten sie ihn zu einem Hauptmann, der ihn sofort um seinen Namen

fragte. Er sagte zu ihm, er sei deutscher Soldat. Der Hauptmann aber antwortete, er solle nicht lügen, er sei Leutnant Lippe. Er bestritt dies. Der Hauptmann blieb bei seiner Meinung, dass er Leutnant Lippe sei und zeigte ihm das Soldbuch von Leutnant Lippe, das man in seiner Uniformjacke gefunden hatte, als er von den Mädchen verbunden wurde. Willi hatte seinen Uniformrock mit dem Leutnant Lippes, der in einer Nachbatterie Dienst hatte und nicht gefangen worden war, irrtümlich vertauscht. Er sagte dann, er sei Leutnant Harrer, was auf dessen Frage die zwei Funker, die inzwischen auch angelangt waren, bestätigten. Da war dann der Hauptmann irgendwie zufrieden, Willi aber wurde fertig verbunden und musste einige Zeit liegen, hatte aber eigentlich noch keine richtigen Schmerzen.

Dann kam ein Pferdewagen mit Stroh auf der Ladefläche, auf der schon ein Russe lag, dem durch Artillerie ein Unterarm weggeschossen worden war, und wie sich herausstellte, gerade in dem Gebiet, wo seine Batterie immer hingeschossen hatte. Mit diesem Russen lag er nun auf dem Stroh des Pferdewagens, neben ihm ging ein Funker, der andere konnte vorne aufsitzen. Sie fuhren in einer Mulde bis zu einer Stelle, wo ein Jeep stand.

Er und seine zwei Funker mussten einsteigen. Vorne der Fahrer und ein Unterleutnant mit Maschinenpistole, er und die zwei Funker hinten. Sie fuhren ein Stück einen schrägen Hang entlang, da sagte der Unterleutnant zum Fahrer «Halt!». Dann sagte er zu Harrer, er solle aussteigen. Er versuchte aufzustehen, es gelang ihm allerdings nur mit aller Anstrengung, mit seinem schuhlosen, steifen Fuss konnte er gerade noch etwas gehen, den Schuh hatten die Sanitäterinnen wegschneiden müssen; sie konnten ihn nicht vom Fuss ziehen, da ein Handgranatsplitter den Fuss an die Fusssohle festgenagelt hatte. Er musste sich beim Gehen an den Jeep anhalten. Der Russe aber deutete ihm, er solle vom Auto Weggehen. Zuerst kannte er sich nicht aus, was der Russe von ihm wollte, da er ja sehen musste, dass ihm ein Weggehen nicht möglich war. Aber er ging ein wenig und sah sich dabei unwillkürlich um. Da sah er, wie der Russe seine Maschinenpistole herunternahm und «dawei!» schrie. Er begriff, was los war, dass seine letzten Minuten bevorstanden. Er wankte noch ein paar Schritte, sah sich um und bemerkte, wie der Russe seine Maschinenpistole anlegte. Harrer spürte schon seine Kugeln im Kreuz. Hinter sich hörte er die zwei Funker verzweifelt schreien: «Herr Leut-

nant Harrer! Herr Leutnant Harrer!» Aber als er sich gerade aufrichtete und vorwärtsschaute, sah er plötzlich am Hügel über ihm genau in der Schussrichtung die Schirmmütze eines russischen Offiziers und dann dessen Kopf auftauchen. Die Gestalt kam näher, er erkannte nach den Distinktionen, dass es ein russischer Oberst war, der scheinbar ganz unbeteiligt an ihm vorbei zum Jeep ging und ganz ruhig mit dem Unterleutnant sprach. Darauf steckte dieser seine Maschinenpistole wieder ein; die zwei Funker halfen ihm wieder ins Auto zu steigen, denn allein hätte er es nicht mehr zusammengebracht. Der Oberst aber ging weiter. Er hatte offenkundig etwas besichtigt. Er war sein Lebensretter gewesen, wenn man bedenkt, er wäre einige Sekunden später oder aus einer anderen Richtung gekommen; aber er kam im richtigen Zeitpunkt und aus der richtigen Richtung. Darum lebe er noch.

Sie fuhren dann weiter und kamen zum Divisionskommando. Dort wurde er gleich noch einmal verbunden und verhört. Die Russen glaubten anscheinend, ein Leutnant wisse alles, wie auch die Namen der Kommandeure. Sie konnten sich offenkundig nicht vorstellen, dass ein kleiner Leutnant wohl etwas von seiner Batterie weiss, von seiner Abteilung aber, wenn es über sein Regiment hinausgeht, schon nichts mehr. Sie fragten auch, wo seine Batterie, ihre Feuerstellung habe. Es erscheint unglaublich, wie klar man in solchen Momenten noch denken kann. Er konnte sich erinnern, dass er bei seiner Ankunft im letzten Gefechtsraum eine günstige Feuerstellung für seine Batterie suchte und eine Gegend fand, die ihm dafür besonders geeignet erschien, dass dort aber Schilder waren mit der Aufschrift «Achtung Minen!». Diesen Ort gab er ihnen als Batteriestellung an, als sie mit ihrer Karte kamen. Die Russen haben sicher dann mit ihrer Artillerie dort hineingeschossen und dann mit tiefer Befriedigung gehört, wie einige Minen hochgegangen sind. Ein Geschichtsprofessor aus Moskau machte bei seinen Verhören den Dolmetsch, er war sehr höflich und sprach gut Deutsch. Plötzlich fiel Willi bewusstlos vom Sessel und kam erst wieder zu sich, als sie ihn aufhoben und wieder auf den Sessel setzten. Das ging noch zwei oder drei Mal so, bis sie mit ihren Fragen aufhörten, da sie einsahen, dass mit ihm nichts mehr anzufangen war. Inzwischen war es Abend geworden; es machte sich schon starkes Wundfieber bemerkbar, da hob ihn ein schon älterer Soldat schön vorsichtig auf und trug ihn in einen nahen Kuhstall, in dem zwei Kühe lagen. Dort legte er ihn ganz sanft zum warmen Bauch einer der Kühe. Die Kuh habe so schön beruhigend wiedergekaut. Er sei da-

neben gelegen im sauberen Stroh, nirgends war es dreckig und er habe sich richtig geborgen gefühlt. Seitdem empfinde er besondere Sympathie für wiederkäuende Kühe.

Im russischen Feldlazarett

Am nächsten Morgen wurde er aus dem Kuhstall getragen und auf den blanken Lehmboden vor dem Bauernhaus, in dem er verhört worden war, gelegt. Er hatte wahnsinnige Schmerzen, besonders im rechten Bein, und Fieber. Während er wieder von Sanitäterinnen verbunden wurde, hörte er, wie jemand vorbeiging und auf Deutsch sagte: «Na, den hat es aber ganz schön erwischt. Wenn der davonkommt, dann aber auch nur mit einem Bein.» Als er dann aufblickte, sah er einige deutsche Gefangene, darunter auch einen deutschen Arzt. Da wurde ihm mit Schrecken klar, dass er in höchster Gefahr war, sein schwerstverwundetes Bein zu verlieren nach all dem Schrecken mit der Handgranate, die dem Funker vor ihm den Bauch aufriss und der Szene am Vortag, als ihn der Unterleutnant fast erschossen hätte, wenn nicht der Oberst im genau richtigen Moment aufgetaucht wäre.

Man brachte ihn dann mit einem Lastauto in ein nahes russisches Feldlazarett, das in einem grossen früheren Gutshof eingerichtet war. Er wurde vom Lastauto heruntergehoben und auf eine Tragbahre gelegt. Beim Hineintragen sah er, dass der Gutshof viele grosse Räume hatte, in denen verwundete Russen direkt auf Holz lagen, ohne Polster und Unterlagen, auch Amputierte an Armen oder Beinen. Ihn aber brachte man in ein kleines Zimmer und legte ihn auf ein eisernes Bett.

Nicht lange darauf kamen von einem nahen Dorf einige junge Frauen, die als Hilfskrankenpflegerinnen beschäftigt waren. Als sie seine Verwundungen erkannt hatten, gingen sie ins Dorf zurück und holten Federpölster. Es beschämte ihn fast, wie sie ihn befürsorgten und sich bemühten, seine Schmerzen zu lindern, da er ja vorher beim Hereinkommen gesehen hatte, wie schlecht es den verwundeten Russen ging. Ein Posten war immer bei ihm, um ihn zu bewachen, obwohl er nie imstande gewesen wäre, zu flüchten.

Seine zwei Funker sah er aber nicht mehr. Sie waren, wie er Jahre später nach seiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft erfuhr, nach Sibi-

rien geschickt worden, aber auch wieder heimgekommen. Einer hatte über ihn beim Landesinvalidenamt sogar eine Aussage gemacht, aber damals noch nicht gewusst, dass er noch lebte.

Im Lazarett kam er gleich auf den Operationstisch. Der Chefarzt war ein kleines drahtiges Manderl, so gegen sechzig, ein richtiger Militärarzt, ein Jude. Er konnte etwas Deutsch, wie er rasch feststellen konnte und sie konnten sich darüber unterhalten, wo sie daheim und wo sie zuletzt waren. Dann ging er hinaus und kam mit einer jungen, blonden, etwa 28 Jahre alten Militärärztin zurück. Sie war wegen der Hitze sehr leicht angezogen, nur Büstenhalter, Hoserl und darüber ein leichter, weisser Ärztemantel, wie er trotz seines miesen Zustandes noch feststellen konnte. Sie begann gleich am Knie zu operieren. Ein paar Operationsschwestern zogen ihm überall die Splitter heraus, wo sie welche fanden. Dann war die Operation vorbei und er wurde auf sein Zimmer gebracht. Er hatte dann ständig 40 Grad Wundfieber, das ihn schwer hernahm.

Auf seinem Zimmer war inzwischen im zweiten Bette ein verwundeter, junger, 20jähriger Infanterieleutnant, Arnold Klassen, eingeliefert worden, dem sie mit einem Gewehrkolben alle Zähne eingeschlagen hatten. Er war ein grosser, fescher, blonder Bursch, in den sich gleich eine Hilfskrankenschwester verliebte und jede Menge Polster brachte. Jedesmal, wenn sie ihn niederlegte, drückte sie ihn so eigenartig, liebevoll an sich. Ihm selbst aber ging es miserabel, er wurde durch das ständig hohe Fieber ganz apathisch.

Da brachte diese Hilfskrankenschwester eine Frau aus dem Dorf mit, die sich um ihn besonders annahm, und ihm ein paar Paradeiser und Zwiebeln mitbrachte. Sie war ca. 35 Jahre alt und erzählte, dass ihr Mann im Krieg gefallen sei. Sie brauche daher einen Mann, der sich um sie und ihre Kinder annehme; Willi solle daher bei ihnen im Dorf bleiben. Diese Ansicht äusserte sie so selbstverständlich, ohne jede Gehässigkeit. Harrer war für sie kein Feind, sondern ein Mann, der eben seine Pflicht der Erhaltung ihrer Familie erfüllen solle, als Ersatz für ihren Mann, der im Krieg gefallen war, für den ihr Mann und Harrer nichts konnten.

Es kam auch ein Hauptmann, der ihn bat, er solle helfen, Deutsch zu lernen, da die Russen nun bald Deutschland besetzen würden und es für ihn gut sei, wenn er dann schon etwas Deutsch könne. Auch er äusserte diese Meinung ganz ohne jede Feindseligkeit und brachte seinen Wunsch wie eine Selbstverständlichkeit vor, wie wenn nicht Krieg zwi-

schen ihren Ländern wäre, ganz so wie es oft bei einem Urlaub im fremdsprachigen Ausland vorkommt, dass ein Einheimischer seinen Gast ersucht, ihm zu helfen, dessen Sprache zu erlernen, weil er bald sein Land auf längere Zeit besuchen wolle und es nach seiner Ansicht gut wäre, wenn er schon ein wenig in dieser Sprache sprechen könne. Dass dies für Willi wegen seines ständigen Fiebers noch schwer möglich war, kam ihm offensichtlich gar nicht in den Sinn. Als er ihm sagte, dass ihm dies schwer möglich sei, da er ja keine geeigneten Hilfsmittel habe – vom hohen Fieber und den Schmerzen sagte er nichts –, brachte er ihm ein deutsches Lesebuch von der Volksschule, denn Deutsch war damals die erste Fremdsprache in russischen Volksschulen. Das Lesebuch war gar nicht schlecht. Im Leseteil fand er: «Des Sängers Fluch» von Ludwig Uhland, «Der Weg über die Alm» von Peter Rosegger und ein paar andere Erzählungen, hinten die dazugehörenden Vokabeln. An diese hielt er sich. Das Ganze war für ihn eine einzige Qual bei den Kopfschmerzen und dem schweren Fieber, das er immer hatte; aber weil der Hauptmann ein so freundlicher, höflicher Mann war, wollte er ihn nicht kränken und bemühte sich mit eiserner Beherrschung, seinen Wunsch, Deutsch zu lernen, zu erfüllen. Ende August hatte sich sein Zustand so verschlechtert, dass für seinen Fuss die Gefahr des Brandigwerdens bestand. Am 28.8.43 wurde er noch einmal am Knie operiert, wobei alle noch erkennbaren Splitter und was noch infiziert war, entfernt wurden, denn es hatte alles so stark geeitert, dass innerhalb einer halben Stunde auch durch den dicksten Verband Eiter hervorgedrungen war.

Die Operation samt der Betäubung durch Äther oder Chloroform machten ihn körperlich noch mehr fertig. Dazu bekam er noch die Ruhr mit schwerem Durchfall und Blut im Stuhl.

Während er so in seinem Bett lag und dabei durch das Fenster auf die staubige Dorfstrasse sah, zogen vor seinen Augen drei Tage lang Rotarmisten in langen Kolonnen Richtung Westen vorbei. Jeder hatte über seinem braunen Russenhemd ein Gewehr umgehängt und oft statt des Rucksackes nur einen blauen Leinensack, der vermutlich Patronen oder Brot enthielt. Die Gefangenen ahnten, dass diese Truppen zu einer neuen Offensive Richtung Stalino bereitgestellt wurden. In den ersten Septembertagen wurde es im Lazarett unruhig, denn es wurde bekannt, dass die sowjetische Offensive erfolgreich begonnen habe und das Lazarett der vorrückenden Front nachfolgen müsse.

Es geschah in den nächsten Tagen, dass er sah, wie auf der im Sichtbe-

reich des Fensters liegenden nahen Wiese ein kleiner Doppeldecker landete; zwei blossfüssige Mädchen in luftigen Kleidern, eine Fliegerhaube auf dem Kopf, stiegen aus, kamen mit einer Tragbahre zum Lazarett, trugen einen Patienten auf der Tragbahre zum Flugzeug, brachten ihn in das Flugzeug und flogen sofort wieder weg. Sie seien nach Rostow geflogen, erfuhren sie.

Fast alle waren schon verlegt worden, nur nicht er und sein Bett Nachbar Klassen. Da schaute plötzlich ein stilles, zartes, russisches Mädchen, dem der Unterarm weggeschossen worden war, bei der Tür herein, als ob es nachsehen wollte, ob es allein übriggeblieben sei. Es verschwand dann ohne ein Wort zu sagen wieder, ihnen aber kam sie vor, wie der leibhaftige Vorwurf. Das wollte sie sicher nicht, dazu war sie viel zu schüchtern.

Am Schluss der Evakuierung wurden auch er und sein Bett Nachbar auf die mit etwas Stroh belegte Ladefläche eines Lastwagens gelegt und abtransportiert. Dazu bekam er einen Gipsverband von den Zehen bis zu den Brustwarzen, der Löcher an den immer noch stark eiternden Stellen hatte. Wenn es bei der Fahrt auch nur kleinste Erschütterungen gab, hatte er wahnsinnige Schmerzen. Der Wagen aber war hart gefedert und es ging über Felder und Wiesen. Das bereitete ihm solche Schmerzen, dass er ununterbrochen schreien musste und bei ihrer Ankunft im Hilfslazarett fast keine Stimme hatte.

Das Hilfslazarett bestand aus einem grossen Zelt neben einem Gebäude, das vorher wahrscheinlich eine Schule gewesen war, sicher aber einem anderen Verwendungszweck gedient hatte. Zuerst kamen sie ins grosse Zelt, dann in einen Raum mit vielen Pritschen, auf denen verwundete Russen lagen, aber auch einige Deutsche, unter ihnen der Gebirgsjäger David Hangl aus Pfunds in Tirol, der einen glatten Brustdurchschuss hatte, vorne und hinten ein Loch und darüber ein Pflaster kleben hatte, das ihn nicht sonderlich genierte, so glatt hatte der Schuss die Brust durchschlagen.

Bald kamen dann junge Russen und fragten ihn nach seinem Beruf. Auf seine Antwort, er sei Elektroingenieur, brachten sie gleich die Bitte vor, er solle ihnen bei der Integralrechnung helfen. Sie hätten Schwierigkeiten, sie zu verstehen. Er aber war geistig schon so hergenommen und die Integralrechnung war noch dazu schon in der Schule nicht seine Stärke gewesen. Er konnte ihnen auch nicht helfen. Sie hatten sich staunenswert wissbegierig gezeigt.

Er kam dann in dem Gebäude in einen Raum, ca. 4 m x 4 m gross, der

einen anderen Zugang hatte und nun von Anfang September 1943 bis 26. Jänner 1944 seine Behausung werden sollte, ausser ihm auch für Leutnant Klassen und den kleinen Sachsen, Obergefreiter Walter Vogt oder Voigt – den Namen weiss er nicht mehr genau – der einen Oberschenkel-Durchschuss von einer Maschinenpistole hatte, der aber nicht eiterte, ihm aber natürlich gewisse Schwierigkeiten machte. Er vertrat den Standpunkt, er werde den Fuss steif lassen, denn er wolle, wenn er heimkomme, nicht mehr arbeiten, sondern eine schöne Invalidenrente beziehen. Der Obergefreite blieb lange Zeit in seiner Nähe, auch später im Lager 108/1, wo er im Februar 1945 an Lungenentzündung starb. Er habe ihm im Laufe der Zeit aber viele Schwierigkeiten bereitet; daher denke er an ihn nur ungern zurück.

Ihr Raum dürfte vorher eine Küche gewesen sein, die auch von aussen einen zweiten Zugang durch einen Windfang hatte mit einem kleinen Raum daneben, vermutlich eine ehemalige Speisekammer. Er lag immer noch auf seiner Tragbahre, mit der er ins Lazarett gebracht worden war und deren Oberteil – Kopfteil – durchgebrochen war; als Kopfpolster hatte man ihm ein paar Ziegel untergelegt. Er hatte noch immer seine Uniform an, seine Hose, der untere abgerissene Teil lag neben ihm, alles brettlhart durch das ausgeronnene, ausgetrocknete Blut und voll zahlloser Löcher durch die Handgranatensplitter. Anderes zum Anziehen hatte er nicht bekommen. Kleidung und Tragbahre passten in ihrem Zustand zusammen. Neben seiner Tragbahre stand eine kleine Pritsche, auf der zwei Leute liegen konnten; auf ihr lagen Vogt und Hangl. An der anderen Wand stand auch eine vorerst noch leere Pritsche, in der Ecke gab es einen ganz primitiv gemauerten Sparherd mit einer stärkeren Blechplatte oben. Auf diese leere Pritsche kam etwas später der gefangene Volksdeutsche Hugo Zundl aus Lodz und dann ein russischer Selbstverstümmler; solche Leute gab es auch bei den Russen.

Die Behandlung in diesem Lazarett war anfangs nicht schlecht gewesen. Chefin war eine jüdische, rothaarige, etwa 48 Jahre alte Ärztin im Hauptmannsrank, angeblich aus Poltawa. Das erwähnte er nur deshalb, weil dies einige Zeit später für ihn von tragischer Bedeutung wurde. Als Verpflegung bekamen sie pünktlich jeden Morgen einen Schlag – ca. 1/41 Graupenkascha und eine 200 Grammscheibe handgeformtes Kornbrot, mittags und abends dasselbe, ab und zu als besondere Zugabe sogar ein Bonbon. Abends gab es auch noch einen Schöpfer Tee oder heisses Teewasser.

Sein körperlicher Zustand war aber wenig befriedigend; die Heilung machte wenig Fortschritte und der Durchfall hörte auch nicht auf. Er bestand nur noch aus der Hälfte von früher. Wegen seines Gipsverbandes konnte er nicht aufstehen und zum Clo, das heisst, zur Latrine gehen. Er bekam daher eine von den Russen aus Blechdosen zusammengelötete Leibschüssel. Der Posten musste ihm jede Stunde die zerrissene Hose herunterziehen und die blecherne Leibschüssel unterschieben; die Hose hatte er nur über die Gipsschiene gezogen gehabt. Zum Glück war sie eine weit geschnittene Hose, wie sie Panzersoldaten hatten. Der Posten musste bei dieser Prozedur sein Gewehr umgehängt tragen, damit er beide Hände frei haben konnte. Dann musste er ihn reinigen, die Schüssel hinaustragen und alles, was drinnen war mit dem Schleim und dem Blut, entleeren. Er fragte sich oft, ob das ein deutscher Soldat, ein Bewachungsposten, bei einem gefangenen Russen getan hätte. Er glaube, kaum. Er hatte verschiedene Posten gehabt, sie waren fast alle sehr nett zu ihm gewesen, wenn sie nicht Fanatiker waren, manchen habe man gleich angemerkt, dass sie gewohnt waren, die zweite Geige zu spielen und ihre zu bewachenden Gefangenen eher als ihre Herren anzusehen. Wo eigentlich das damalige Lazarett lag, könne er nicht sagen; es müsse aber im Donez Kohlengebiet nördlich von Schachty gewesen sein, weil die Posten, wenn es kalt war, fortgingen, Kohle zu holen und mit einem Körberi Anthrazit zurückkamen. Er wurde gut und regelmässig versorgt, auch mit frischer Wäsche, nur der Durchfall brachte ihn zur Verzweiflung, denn er hörte einfach nicht auf. Da kam durch ein Hintertürl ein altes Mütterlein herein, der er einmal ein Stückchen Seife gegeben hatte, die er wie alle anderen – manchmal zum Waschen bekommen hatte. Sie hatte ihm damals dafür Paradeiser gegeben und er hatte sie gegessen, obwohl er sie vorher nie mochte. Nun war sie wieder gekommen und hatte Zwiebeln, Paradeiser und Salz mitgebracht. Sie schnitt die Paradeiser und die Zwiebeln in eine Konservendose hinein, mischte das grobe Steinsalz darunter und forderte ihn auf, es zu essen. Er sagte sich, es sei sowieso gleich, was er esse, behalten könne es sein Darm ja doch nicht. Er dachte sich, wenn er schon durch diesen verdammten Durchfall hinsein müsse, dann wenigstens aus einem begründeten Anlass, nicht nur allmählich aus Schwäche; und er ass es. Mit einem Schlag wurde es aber besser. Es gab keinen Durchfall mit Schleim und Blut mehr und das durch mehrere Monate.

Ich erzählte ihm von einer ähnlichen Erfahrung, die ich machte, als ich etwa 2 Monate vor dem Kessel von Stalingrad beim Bau unserer Winterunterkünfte im grossen Donbogen vor Stalingrad mir die Ruhr bei einem Zahnarztbesuch holte. Bei mir war es ganz ähnlich. Ich holte mir die Ruhr durch Essen ungewaschener Paradeiser, die mir ein altes Mutterl freundlicherweise schenkte. Dabei mochte ich gleichfalls Paradeiser wegen ihres Geruches nicht. Als ich dann wochenlang im Feldlazarett gelegen hatte und der ständige Durchfall mit Schleim und Blut nicht aufhören wollte – es gab auch im deutschen Feldlazarett kein wirksames Mittel – ersuchte ich den behandelnden Linzer Feldarzt Dr. Dibold, er solle mir halt statt der Schonkost – es gab mangels dazu erforderlicher Produkte keine wirkliche Schonkost – Normalkost verschreiben. Es sei ja gleichgültig, was ich esse, es gehe ja doch in kürzester Zeit durch, mit Schleim und Blut. Ich bekam damals Normalkost; sie bestand aus Linsen mit zähem, fasrigem Rindfleisch. Mit einem Schlag hatte damals mein Durchfall aufgehört. Ich bin allerdings empfindlich geblieben und habe in Gefangenschaft immer wieder schweren Durchfall bekommen und ihn in Erinnerung an das Ende meiner damaligen Ruhr immer mit plötzlichem Kostwechsel geheilt, zuerst das Brot in Fisch umgetauscht und nur Fisch (Salzfisch) gegessen, dann aber umgekehrt Fisch in Brot, und Kascha hatte ich immer nur in kleinen Mengen vertragen. Dabei hätte ich als Lagerelektriker im Einsatz das Recht gehabt, als Lohn täglich 11 Kascha zu erhalten. Ich habe die Überportion immer hergeschenkt, nur die $\frac{1}{4}$ l Normalportion gegessen, ich hätte sonst unweigerlich sofort schweren Durchfall bekommen. Diese Empfindlichkeit blieb mir bis zu meiner Heimfahrt und gegen gewisse Getreideprodukte auch später zu Hause. Ich habe mich einmal mit meinem Hausarzt und einem Internisten über dieses Phänomen unterhalten, die mir als Erklärung angaben, dass durch abrupten Kostwechsel oft die im Verdauungsapparat befindlichen Bakterien absterben und neu hinzugekommene sich besser entwickeln können. Bei mir funktioniert es jedenfalls auch heute noch. Die Schwestern im Lazarett warên sehr unterschiedlich. Es gab eine schwarzhaarige, die ziemlich unfreundlich, ja scharf war und viel herumkommandierte, aber auch eine grosse, schlanke Blondine namens Marusia, eine Moskauerin, eine freundliche, richtige Krankenschwester, wie man sie sich als Patient vorstellt und wünscht. Auf die noch freien Plätze kamen dann einige sowjetische Selbstver-

stümmler dazu, die sich alle in die linke Hand geschossen hatten, ein älterer Usbeke aus Taschkent, ein junger Armenier aus Jerewan und ein junger Jude. Einer hatte sich einen Finger weggeschossen. Die Begeisterung zur Verteidigung des Vaterlandes war anscheinend auch bei den Russen nicht einheitlich vorbildlich. Er habe das bei den Russen als menschliche Eigenschaft angesehen. In dem kleinen Raum waren jedenfalls sehr unterschiedliche Menschen zusammengepfercht, dazu immer der russische Posten mit dem Gewehr zu ihrer Bewachung.

Eines Tages wurde die Tür aufgerissen, herein kam die Chefärztin, weiss im Gesicht, wie eine Mauer, hinter ihr ein paar Schwestern. Er ahnte sofort, dass irgendetwas Besonderes los war. Sie schrie irgendetwas auf Russisch und der Zundl, der Volksdeutsche aus Lodz, der perfekt Polnisch konnte, aber auch Russisch verstand, war ihre Zielscheibe; auf ihn zeigte sie und schrie ihn an. Keiner von ihnen hatte verstanden, worum es ging. Plötzlich drehte sie sich um und war fort. Da sagte der Zundl, in Hinkunft werde es uns schlecht gehen. Die Chefärztin sei rasend vor Schmerz und habe jetzt unendlichen Hass auf alle Deutschen, die Poltawa, ihre Heimatstadt, eroberten und im Herbst von den Russen wieder vertrieben wurden. Gerade habe sie von den dortigen Dienststellen die Nachricht erhalten, dass die abziehende SS ihre Eltern, weil sie Juden waren, umgebracht und deren Wohnung total zerstört hätten.

Das brachte für sie alle das Ende der bisher noch erträglichen Zeit im Lazarett. Die Ärztin liess sich nicht mehr sehen und sie wurden nicht mehr gepflegt; niemand wurde mehr verbunden. Sie lagen nur mehr in ihrem Zimmer, bekamen keine frische Wäsche mehr, man behandelte sie so, als wären sie nicht vorhanden. Das war eine sehr ungute Sache, denn wenn sie auch die Leidtragenden waren, hatten sie doch ein gewisses Gefühl von Verständnis und eine riesige Wut über solche Exzesse der SS. Er musste an das Erlebnis in Lemberg denken. Nachher, wenn er einmal jammerte, schrie ihn einmal ein Russe an: «Was wollt ihr eigentlich? Geht doch nach Treblinka oder nach Auschwitz, dort schaut euch an, wie ihr die Menschen behandelt.» Er sagte darauf, dass er die Namen Auschwitz und Treblinka nie gehört habe, wisse nicht, wo diese Orte seien und was sie bedeuten. Der Russe aber habe gesagt: «Ja, ihr wisst alle nichts und wollt nichts wissen, wenn aber einem etwas wehtut, dann will er schnell ein Mittel dagegen haben, ihr aber bringt dort in grausam-

mer Weise die Menschen um.» Das musste man von den Russen hören. Wir an der Front haben von all dem nichts gewusst. Uns hat man jede Nachricht über solche Zustände verschwiegen.

Nun war es bei ihm mit einem Heilungsfortschritt aus; er bekam schwere Schmerzen in seiner Kniewunde. Es habe gestochen und gearbeitet im Knie, dass er es nicht mehr aushalten konnte, doch auf einmal, wie er auf seinen Brustpanzer aus Gips herabschaute – der Abstand zwischen dem Gipsverband und seiner Brust war schon immer grösser geworden, da die Brust durch den körperlichen Verfall immer kleiner geworden war – sah er ein Gewurle von Maden herauskommen, ihm kam vor hunderte, tausende Maden. Es sei schwer zu beschreiben, wie man sich fühlt, wenn man den Eindruck hat, schon bei lebendigem Leib von den Würmern aufgefressen zu werden. Man fange an, den Verstand zu verlieren. Bei ihm sei es fast so weit gewesen. Er hatte solche Schmerzen und hatte unaufhörlich gejammert. Der Posten sagte nichts dazu, schaute, wenn die Würmer herauskrochen, einfach weg. Er wollte sich aus Verzweiflung aufhängen. Ober seinem Kopf sah er an der Wand einen dicken Nagel, der 7-8 cm herausstand. Er hatte immer, wenn er verbunden wurde, sich einige Mullbinden als Reserve behalten; mit so einer Mullbinde wollte er eine Schlinge machen und sich aufhängen. Nur konnte er wegen seines Gipspanzers mit seinen Fingern die Mullbinde nicht über den Nagel bringen. Seine Verzweiflung war nun grenzenlos, das Leben ihm unerträglich geworden, den Tod zu finden, war ihm aber auch nicht möglich.

Da kam eine der Schwestern, die Marusia, herein, sah ihn an und ging ohne ein Wort wieder hinaus. Sie hatte anscheinend auch keine Notiz von seinem Elend genommen. Da habe er sich fest entschlossen, in der Nacht, wenn alle schliefen, alles zu tun, dass es ihm doch noch gelinge, sich aufzuhängen, denn er hatte erkannt, dass die grossen Schmerzen von den Maden kamen, die in seiner Wunde herumwurlten und ihre gelben Hornköpfe hervorstreckten.

Die Nacht, von der er glaubte, dass es seine letzte sein werde, war gekommen. Er hatte vor Schmerzen vor sich hingewimmert; da kam die Marusia und mit ihr eine zweite Schwester herein, beachteten ihn aber nicht. Sie gingen vielmehr zum Posten, lachten und schäkerten mit ihm und gingen dann mit ihm in bester Laune hinaus. Es dauerte nicht lange, da tat sich wieder die Tür auf und die Marusia kam wieder herein, aber diesmal allein. Sie hatte Kerzen mit, denn elektrisches Licht gab es ja

nicht und eine nierenförmige Schüssel. Sie deutete auf ihren Mund und machte «Pst», nahm eine Schere, beugte sich vor und schnitt schnell den Verband auf, hielt die Schüssel ganz fest an die Wunden und rührte mit ihrer Watte auf der Wunde herum, bis alle Maden fortgewischt waren und die Wunde blank wie reines Fleisch aussah. Kein Eiter war mehr zu sehen; so, als hätten es die Maden weggefressen. Sie deutete ihm, still zu sein, machte den Verband zu und ging mit ihrer Schüssel wieder hinaus. Einige Zeit später kam der Posten mit der anderen Schwester noch ein bisschen schäkernd wieder herein. Der Posten nahm wieder seinen Platz ein, schaute nur ab und zu auf ihn her und wunderte sich offenkundig, dass er nicht mehr jammerte, sondern wahrscheinlich eingeschlafen war. Ihn aber habe die Wunde nicht mehr gestochen, er habe keine Schmerzen gehabt. Von dem Tag hat der Heilprozess angefangen, denn die Wunde war nun rein, die Maden einer Fleischfliege hatten offenkundig das ganze Wundsekret – den Eiter, den ganzen Schorf, alles, was der Körper abgestossen hatte – weggefressen, ein unappetitlicher Gedanke, aber eine andere Erklärung konnte es nicht geben.

Von der menschlichen Grösse der Marusia aber empfand er grösste Hochachtung; sie hatte trotz strengstem Verbot ihrer Vorgesetzten, der Chefärztin, an einem Feind, einem deutschen Gefangenen, verwundeten und schwer leidenden, hilflosen Offizier eine Handlung der Menschlichkeit begangen, bei der sie all ihre weibliche Klugheit einsetzte, ja einsetzen musste. Dabei riskierte sie strenge Bestrafung, um ihren Akt der Menschlichkeit überhaupt ausführen zu können, den sie für richtig hielt und das in einem Land, das jede Religion verbot. Sie hatte nicht den geringsten Vorteil zu erwarten, in einem kommunistischen Land mit einem grausamen Diktator. Sie tat es an einem gefangenen Feind, einem Angehörigen eines gegen ihr Land kämpfenden Volkes, dessen SS-Soldaten solche Grausamkeiten an den Angehörigen ihrer Vorgesetzten, der Chefärztin, begangen hatten. Marusia hatte nicht nach dem alttestamentarischen Grundsatz «Aug um Aug, Zahn um Zahn» gehandelt, nicht ihre «Pflicht» getan, sich mit ihrer Chefärztin solidarisiert, ihren Befehl befolgt, sondern nach ihrem menschlichen Empfinden gehandelt, das ihr sagte, man müsse helfen, wenn jemand menschliche Hilfe braucht, ohne zu überlegen, ob es leicht geht, ob es einem Vor- oder Nachteile bringt; sie anerkannte keinen «Befehlsnotstand».

In der Nacht vom 24. auf den 25. November 1943 starb Leutnant Klas-

sen. Er hatte auch die Ruhr bekommen, vielleicht von ihm, weil er ihm immer geholfen habe, als er die Ruhr hatte. Harrer hatte in der Nacht noch gehört, wie Klassen aus seiner Ecke immer wieder rief: «Leutnant Harrer! Leutnant Harrer! Willi!» Er habe auch noch etwas anderes gerufen, das er aber nicht verstehen konnte. Auf einmal habe er «Mutter!» gerufen und dann sei es still gewesen. Er aber konnte ihm nicht helfen, da er ja durch seinen Gips ganz steif war. Am Morgen aber fand man ihn tot, halb sitzend am Boden, mit nacktem Hintern in seinem eigenen Kot angefroren. Seine Adresse konnte er nach seiner Heimkehr trotz aller Bemühungen nirgends erfahren. Er hatten den Namen Gerichtsweder bei Düren im Kopf gehabt, den er ihm seiner Erinnerung nach einmal gesagt hatte, er fuhr mehrmals hin, konnte den Ort aber nicht finden.

Am 8. Dezember 1943 starb dann neben ihm der Tiroler David Hangl, der ihm auch immer den Topf hinausgetragen und sich wahrscheinlich auch infiziert hatte. Er starb, als es schon den Anschein hatte, dass er durchkommen werde; er wurde dann aber immer magerer, bekam dann auch viel Durchfall und wurde immer schwächer. Übrig blieb nur mehr der Lodzer, der dann mit einem Transport wegkam, da er schon gesund war, und der Walter Vogt. Inzwischen waren immer wieder Selbstverstümmler wegtransportiert worden. Nur sie allein blieben übrig.

Eines Tages ging die Tür auf. Zwei Russen kamen herein, legten ihn auf eine Tragbahre und trugen ihn hinaus. Er konnte sich nicht vorstellen, was das zu bedeuten habe. Er wurde ins Operationszimmer getragen, in dem die Chefärztin und daneben ein Mann in einem weissen Arztkittel saßen. Er konnte damals schon ganz gut Russisch verstehen und hörte, wie der Arzt die Chefärztin nach ihm fragte. Sie gab ihm aber keine Antwort. Da fragte er nach den Papieren, bekam aber auch keine Papiere; da kam er zu ihm hin und fragte ihn selbst, wann er verwundet worden sei. Harrer sagte ihm: «Am 5. August». Der Arzt fragte ihn dann, wann er das letzte Mal verbunden worden sei und ob er immer noch den Verband von damals oben habe. Er habe: «Ja» gesagt. Da drehte sich der Arzt um und schrie die Chefärztin an, was ihr denn eingefallen sei? Ihn aber fragte er, wann er die Gipsschiene hinaufbekommen habe. Auf seine Antwort: «Am 28. August» schrie der Arzt: «Am 28. August hat er die Schiene hinaufbekommen und jetzt ist Dezember und sie ist immer noch da. Wollt ihr aus den Leuten Krüppel machen?» Die Frau aber

sass dort, gab keine Antwort, reagierte überhaupt nicht. Sie tat ihm ein wenig leid. Der Arzt kam wieder zu ihm, nahm eine Schere, schnitt die Binden auf, zog den Gipsverband auseinander und schaute das Bein an. Dann sagte er: «Das gehört alles weg, den Panzer herunter!» Er schnitt den Gipsverband oberhalb des Knies auf und riss den ganzen Brustpanzer herunter. Seine Haare hingen aber noch teilweise im Gips, die riss er mit. Die verbleibende Gipsschiene am Bein richtete er ein und sagte zu ihm, er solle anfangen, das Bein zu bewegen. Er konnte aber mit dem Hüftgelenk vorerst nicht die geringste Bewegung machen; Fuss und Bein waren ganz versteift. Dann schickte ihn der Arzt wieder zurück auf sein Zimmer. Die Chefärztin kümmerte sich aber auch weiter nicht um ihn. Vor Weihnachten wurde ihm auch diese Gipsschiene abgenommen; er musste sie dann allerdings als wärmende Bekleidung für sein Bein beim Liegen verwenden.

Weihnachten war nun schon vor der Tür und damit der Wunsch, dieses Fest der Familie und des Friedens auch in der Gefangenschaft wenigstens ein klein wenig zu feiern. Daran hatte er schon lange gedacht und zu sparen begonnen, um wenigstens an diesem Tag nicht zu frieren. Wenn es ihm irgendwie möglich war, etwas Heizbares zu bekommen, wenn auch nur ein Stückerl Holz, Kohle oder anderes Brennbares, hatte er es gespart und hinter die Holzpritsche geschoben. Er dachte sich, wenn sie am Heiligen Abend schon sonst nichts haben konnten, werden sie einheizen, es gemütlich warm haben und wenigstens einmal nicht frieren, denn sonst hatte es immer um Null Grad im Raum. Der Posten hatte öfter ein paar Stück Kohle mitgebracht, nur konnte er die Kohle nicht anheizen. Er war ein Kasache gewesen, der offenkundig nur Kamelmist anheizen konnte, aber nicht beste Steinkohle; Harrer konnte das, brauchte dazu allerdings ein bisschen Holz, mit dem er aber besonders sparsam umgehen musste. Zum Anzünden der Steinkohle musste er vorerst kleine Holzspäne anzünden und zum Brennen bringen, ganz kleine Kohlestückchen darauflegen, dann ins Feuer blasen und immer wieder blasen; dabei musste er allerdings eine erste Hürde überwinden und über die Pritsche kriechen, sich schräg vor dem Ofen legen und unter ständigem Blasen immer grössere Kohlenstücke drauflegen, bis die Kohlenstücke zu brennen anfangen.

Als der Heilige Abend herankam, hatte er schon einen ganz schönen Vorrat an Holz und Kohle beisammen und sich sehr auf einen warmen, gemütlichen Abend gefreut. Als es dann finster geworden war, stand er

auf, das erste Mal, und versuchte zu gehen. Er wurde schwindlig, dass er umfiel und nun zwischen den Pritschen zum Ofen kriechen musste. Er dachte, dass der Ofen leer sei, weil sie schon lange nicht mehr geheizt hatten und er brauche nur das Holz hineinlegen und mit der wohl etwas langwierigen Anheizeremonie beginnen. Doch der Ofen war nicht leer, sondern es war Asche drin, und als er hinter die Pritsche beim Ofen griff, griff er ins Leere und fand kein Holz, keine Kohle, nichts Brennbares. Da fragte er voll Enttäuschung seinen Zimmergenossen Vogt, ob er wisse, wo das Brennmaterial hingekommen sei, ob es jemand weggenommen habe, als er schlief. Vogt gab zuerst keine Antwort, dann aber sagte er, dass er das brennbare Zeug vor ein paar Tagen in der Nacht, als es auch sehr kalt war und noch Glut im Ofen war, verbrannt habe. Da bekam er auf diesen Mann einen unendlichen Hass, da er seine Handlung als Vertrauensbruch und Kameradschaftsdiebstahl in schwierigster Lage an einem Wehrlosen, wie er damals war, ansehen musste. Wochenlang hatte er gespart und Vogt wusste auch wofür.

So lagen sie nun am Heiligen Abend in der finsternen, eiskalten Bude und hatten gar nichts. Aber das war noch zu ertragen, es kam viel Ärgeres noch, ein neuer Schlag nach wenigen Tagen.

Der Kasache, seit einiger Zeit ihr ständiger Wächter, war zum Kohlenholen fürs Lazarett geschickt worden. Es war sehr kalt. Da bei ihrem einzigen Fenster im Raum nur die schmale Oberlichte eine Glasscheibe hatte, war es sonst in seiner ganzen Grösse mit Brettern verschlagen, zwischen denen es ganz kleine Spalten gab. Wenn ein Sturm tobte, wurde oft etwas Schnee durch diese Ritzen hereingeweht. Er hatte immer etwas Watte aufgehoben, um in solchen Fällen diese Ritzen zuzustopfen. Das konnte er aber nur tun, wenn der Posten fortgegangen war. Er hatte damit gerade wieder angefangen, als der Posten Kohlen holen musste. Auf einmal wurde die Tür aufgerissen und er hörte: «Scho!». Überrascht schaute er sich um und erblickte einen kräftigen, etwa 30 Jahre alten Russen, der einen deutschen Militärkarabiner umgehängt hatte. Da er wusste: «Scho» heisst «was», drehte er sich um in der Absicht, dem fremden Russen Antwort zu geben und sagte auf Russisch zu ihm: «Wind, Schnee, heute sehr kalt hier, ich das zumachen wollen.» In diesem Moment spürte er, wie der Russe ihn hinten am Genick packte und zurückriss, dass er in seiner ganzen Länge auf den Boden fiel. Viel Kraft brauchte der Russe damals bei ihm wirklich nicht dazu. Der Russe begann sofort, mit seinen Schuhen auf ihn einzutreten. Er aber versuch-

te, sich mit seinen schwachen Kräften aufzurappeln, er hatte ja erst vor 3 Wochen den Gips herunterbekommen und die Ruhr hinter sich, sodass er kaum stehen konnte. Die Todesangst verlieh ihm aber Kräfte, sodass er doch hochkam.

Am Tag vorher war eine Schwester hereingekommen und hatte ein Kalenderblatt mitgebracht, auf dem vorstürmende Sowjetsoldaten und ein Verwundeter mit zwei Krankenschwestern, die sich über ihn beugten und verbanden, dargestellt waren. Die Krankenschwester glaubte offenbar, die Deutschen und dazu gehörten damals auch die Österreicher, könnten alles, auch perfekt zeichnen; sie hatte ihn daher gebeten, er solle ihr aus dieser Zeichnung ein richtiges Bild machen, weil ihr die Darstellung so gefalle. Er wollte sich erkenntlich zeigen, hatte aber zuerst gezögert, weil er nicht wusste, wie er das machen könne und gesagt, dass er das nicht könne. Als er aber ihre Enttäuschung sah, kam ihm der Gedanke, er könne in die Zeichnung einen Raster eintragen, auf einem anderen Blatt Papier einen vergrößerten Raster zeichnen und so das Bild punktweise vergrößern. Er hatte dann der Schwester doch zugesagt und angegeben, was er zu dieser Arbeit benötige. Sie solle ihm einen Bleistift, Papier, ein Lineal und ein Holzbrett bringen, auf dem er zeichnen könne. Sie hatte ihm das Gewünschte gebracht, auch das Holzbrett, allerdings in Gestalt eines Schulbankerls aus einer Volksschulklasse, auf der bisher ein Posten gesessen war. Da hatte er sich hineingesetzt und gezeichnet, bis ihm die Finger vor Kälte steif geworden waren. Den steifen Fuss hatte er seitlich hinausstrecken müssen, da er ihn ja nicht abbiegen konnte.

Das Pult mit der Volksschulbank stand auch da, als der Posten ihn niederschlug und mit Füßen trat. Als er sich aufgerappelt hatte, nahm er seine Krücke, humpelte zu seinem Pult hinüber und setzte sich hin. Der Russe hatte inzwischen schon, als er noch am Boden lag, die Zeichnung gesehen, das Blatt heruntergerissen und gelesen, was darauf stand «smertse nemezke okkupanti» «Tod den deutschen Okkupanten!» Er las es, schrie es, ging auf ihn mit seinen Fäusten los und versuchte, ihn niederzuschlagen. Da aber war das Pult, die Schulbank für Volksschüler, dazwischen, auch hatte er früher ein wenig geboxt und wie der Russe herschlug, konnte er sich immer decken, sodass er ihn nie richtig treffen konnte; das machte diesen wahnsinnig. Er riss ihm die primitive, aus einem gespaltenen Stock angefertigte Krücke weg und schlug sie auf seinem Kopf in kleine Stücke. Dann schrie er ihn an: «Leschit!» «Leg dich hin!». Er legte sich auf seine Tragbahre, sein Bett, denn er konnte

gar nicht anders, der Russe war so wütend geworden, dass er fürchten musste, dass er sonst auf ihn mit dem Gewehrkolben eingeschlagen oder gar auf ihn geschossen hätte. Er legte sich also hin und erblickte dabei einen an die Wand gelehnten, ca. 1 m langen Prügel aus Eschenholz, den ihm der Kasachen-Posten einmal mitgebracht hatte, damit er zu seiner Krücke an der einen Hand auch eine Stütze an der anderen Hand habe. Als sich der Posten umdrehte und kurz zum Fenster schaute, dachte er sich, den Prügel müsse er schnell wegnehmen und unter der Pritsche verstecken, damit ihn der Posten nicht auch noch sieht und ihn auch mit dem Prügel haut. Es war aber, als ob der Russe seinen Gedanken lesen konnte. Der Russe drehte sich abrupt um und schrie: «Kto Offizier?» «Wer ist Offizier?» Vogt, der im selben Raum alles miterlebte, aber Russisch nicht verstand, fragte ihn, was der Russe gefragt habe. Er sagte ihm, der Russe habe gefragt, wer hier Offizier sei. Da deutete Vogt auf Harrer und sagte: «Der da!» Auch er sagte: «Ja.» Da griff der Russe zu dem Stecken und hieb ihm mit voller Wucht fünf Mal über den Kopf. Schon beim ersten Mal brach er ihm das rechte Jochbein und zerschlug ihm die rechte Augenbraue. Harrer zeigte mir die dicke Narbe, die er noch immer davon hatte und sagte, wie rasch man in solchen Situationen denken kann. Als er spürte, wie nun das Blut herunterrann – Verletzungen an den Augenbrauen bluten ja sehr stark – tat er, als ob er ihn schon erschlagen hätte, neigte seinen Kopf über den Rand seiner Liege und versuchte, sich nicht zu rühren, wobei sich sofort eine Blutlache am Boden bildete. Das beruhigte den Russen, er lehnte den Stock an die Wand und wurde still.

Den Lärm und das Geschrei musste nun doch jemand gehört haben, denn er hörte noch mit einem Ohr, aus dem anderen floss Blut, wie die Tür aufging, Marusia hereinkam und «Schtö Wilhelm!» schrie, dann den Posten anrief, der aber keine Antwort gab, sondern hinauslief. Da wusste er, dass er gerettet war und drehte sich um. Sie sah sein zerschlagenes, blutüberströmtes Gesicht und schrie: «Schtö Wilhelm?» «Was ist Wilhelm?». «Tschessawoj balka!» «Der Posten hat mich geschlagen!», sagte er. Marusia drehte sich um und lief hinaus. In den nächsten Sekunden waren die Schwestern da und auch die Chefärztin. Sie sah alles und ging davon. Doch dann kam die Chefärztin noch einmal und blieb danebenstehen, als die Schwestern die durchschlagene Augenbraue mit Watte hinaufdrückten, genäht wurde sie nicht, und den ganzen Kopf einbanden. Das alles war am 29. Dezember 1943. Ihm aber dröhnte der

Schädel und er konnte den Mund nicht aufmachen. Den Russen aber sah er nicht mehr.

Obwohl er strenges Besuchsverbot hatte, gab es einen Ansturm von Besuchern, sie hatten meistens nur Hemd und Unterhose an, denn die Nachricht über die Attacke des Postens hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Es kamen viele Leute, die er nicht kannte, so ein paar junge russische Juden, Burschen zwischen 18,19 Jahren, die auch schon verwundet waren. Als erstes fragten sie, ob das Auge – russisch «Glas» – kaputt sei, ob er Schmerzen habe, sehr krank sei. Er aber hatte wegen der geschwellenen Lippen grosse Schwierigkeiten, ihnen eine Antwort zu geben, konnte aber auch nicht sagen, ob das Auge verletzt war, da es von Blut verklebt war; im Auge selbst empfand er keinen Schmerz; er hatte den Eindruck, dass den Burschen die Übergriffe des russischen Postens peinlich waren.

An diesem Tag bekam er sogar eine Hühnersuppe, die Chefärztin musste dies wohl unter moralischem Druck veranlasst haben; er konnte sie aber ohne Hilfe nicht essen, weil es ihm infolge des Jochbeinbruches und der Schwellungen seiner Lippe nicht möglich war, seinen Mund aufzumachen. Er konnte daher die kleinen Fleischstückchen nicht beissen, sondern musste sie mit seinen Fingern zerdrücken. Sie zogen ihm dann die Lippen auseinander, damit er sie in den Mund bringen konnte. Die Hühnersuppe selbst aber war für ihn nicht so entscheidend, sondern die Tatsache, dass er sie bekam.

Die Besucher kamen immer wieder; man merkte ihnen an, dass sie sich für den Vorfall unglaublich genierten; sie fragten, warum und aus welchem Anlass der Posten das getan habe. Er konnte ihnen nur mit Mühe deutlich machen, dass es dazu keinen Anlass gegeben hat und er nicht weiss, warum. Nach einigen Tagen, als die Schwellungen an seinen Lippen schon wieder etwas zurückgegangen waren und er ein wenig sprechen konnte, fragte er sie, ob sie vielleicht wussten, warum der Posten das gemacht habe. Sie sagten, der Mann sei aus dem Donezgebiet und habe in einem Dorf gewohnt, das von deutschen Flugzeugen bombardiert wurde. Dabei habe ein Volltreffer sein Haus zerrissen, wobei seine Frau und seine drei Kinder umgekommen seien. Da habe er geschworen, dass er jeden Deutschen, der ihm unterkommt, umbringt. «Das ist eben der Krieg», sagte Harrer, «Was kannst du da machen?». «Potschemu? nitschewo!»

«Ja, so ein Krieg» sagte ich, «ist eine furchtbare Zerreißprobe für manche Menschen, wenn sie in Situationen kommen, mit denen sie kaum

fertig werden. Aug um Aug, Zahn um Zahn spuckt dann bei manchen verzweifelten Menschen noch im Gehirn herum, von Menschen, die in normalen Verhältnissen nie in die Lage kämen, solche Grausamkeiten zu begehen. Niemand hat das Recht, Kriege anzufangen und Menschen dazu zu zwingen, andere Menschen plötzlich als Feinde zu behandeln, die sie persönlich gar nicht als Feind betrachten, ja gar nicht einmal kennen. Extreme Verhältnisse zeigen aber auch, wie grossartig Menschen auch in extremen Verhältnissen handeln können. Ich bin ja selbst Techniker und habe am Anfang meiner Tätigkeit oft Baumaterial auf ihre Eigenschaften, insbesondere Festigkeit, untersuchen müssen und Zerreißproben gemacht. Diese Untersuchungen mussten sein im Interesse der Sicherheit der Bauwerke, Brücken und Mauern, die mit den Materialien errichtet wurden. Es handelte sich aber um Material, Beton und Stahl. Heute ist die Materialprüfung für die Technik unerlässlich und es gibt viele Prüfeinrichtungen. Menschen aber sind nur für fanatische Politiker und Militaristen Material. Niemand hat das Recht, Menschen mit ihrer Staatsmacht zu Material zu degradieren. So weit darf es nie mehr kommen. Dazu muss jeder beitragen, der nicht «Material» werden will und den Politikern und Parteien sehr auf die Finger schauen und sich nicht durch Schlagworte verdummen lassen. Besonders gefährlich aber sind Diktaturen, die aus Menschen Marionetten machen, sie manipulieren und viele zu unmenschlichen Handlungen bringen, die sie sonst nie begehen würden. Gott sei Dank bewahren viele Menschen trotz allem ihre positiven, menschlichen Gefühle und handeln auch danach.»

Den Posten, der ihn so misshandelt hatte, sah er nie mehr und es kam wieder der Kasache, ein stiller Posten, der interessiert beobachtete, was in der kurzen Zeit alles geschehen war, während er nur Kohlen holte. Nachher geschah vorerst nicht viel. Er kann sich nur erinnern, dass nach dem Ersten Jänner 1944 von den Russen oft ein neues Lied gesungen wurde. Es sei die neue Nationalhymne, wie sie, zumindest in ihrer Melodie, auch jetzt noch gesungen wird; vorher war es die «Internationale», erfuhren sie. Stalin hatte bei den Russen das Nationalgefühl erweckt und zum vaterländischen Krieg aufgerufen. Wir haben sie später auch erlernt und auf Deutsch und sogar Russisch im Deutschen und Österreichischen Chor gesungen, ich selbst als zweiter Bass, denn sie gefiel uns und die Russen freuten sich darüber; übrigens sangen wir auch die «Internationale» sogar mit Begeisterung, denn sie passte so gut zu uns: «Wacht auf,

Verdammte dieser Erde, die stets zum Hunger man noch zwingt!». Nun, den Hunger kannten wir nur zu gut und als Verdammte dieser Erde fühlten wir uns ja auch.

So ging der Jänner dahin, sein Kopfverband wurde öfter gewechselt. Jedesmal trachtete er dabei, Reste von Mullbinden und Watte zu ergattern. Diese stopfte er in seiner Uniformjacke zwischen Futter und Aussenstoff, um sie wärmer zu machen und so entstand allmählich aus ihr eine Art Steppjacke. Sie war auch sein einziges Mittel, sich zuzudecken, es war sehr kalt im Raum und er hatte keine Decke.

Eines Tages kam ein junger, verwundeter Rotarmist herein und sah den Stapel von Strohsäcken, den die Schwestern in einer Ecke ihres Zimmers allmählich aufgeschichtet hatten. Er sah, dass Harrer ohne Schutz einer wärmenden Decke auf seiner beschädigten Trage lag, nahm einige Strohsäcke und deckte ihn damit zu. Harrer gab ihm zu bedenken, dass dies wahrscheinlich nicht erlaubt sei; doch der Rotarmist sagte, das nehme er auf sich. Auf Harrers Frage, wo er daheim sei, bekam er zur Antwort, er sei ein Baschkire aus Ufa, aus dem Ural; er war sehr freundlich. Als dann einige Stunden später Schwestern sein Zimmer betraten und die Strohsäcke auf ihm sahen, die ihn fast erdrückten, machten sie ein grosses Geschrei und fragten ihn, wer die Strohsäcke auf ihn gelegt habe. Er verriet den Baschkiren nicht, sondern sagte nur, es sei ein Mann gekommen, den er nicht kenne, der die Strohsäcke auf ihn gelegt habe. Die Strohsäcke mussten gleich wieder fort von ihm. Er erfuhr, dass sie von Toten mit ansteckenden Krankheiten, z.B. Ruhr, stammten, die daran gestorben waren. Man wollte nicht haben, dass er sich noch einmal mit Ruhr anstecke. Die Strohsäcke, die er zum Zudecken bekommen hatte, nahmen sie ihm gleich wieder weg, Decken aber gab es auch weiterhin keine.

Er sagte immer wieder zu seinem Mitgefangenen, dem Sachsen Vogt, er solle doch versuchen aufzustehen und sich bemühen, das von der M.P. Kugel durchschossene Bein zu bewegen, denn der Schuss sei gut verheilt und es gebe keinen Grund, dass es nicht mehr bewegbar werde. Der sagte aber jedes Mal: «Das kommt gar nicht in Frage, denn wenn ich einmal nach Hause komme, werde ich nie mehr arbeiten. Ich will eine anständige Invalidenrente haben und es mir gut gehen lassen.» Er machte ihn immer wieder darauf aufmerksam, dass sie ja einmal von hier wegkommen werden. Da müsse man gehen und könne nicht getragen werden. Auch das machte auf ihn keinen Eindruck. Er stand nur hin und wieder

auf, wenn es unbedingt notwendig war, machte aber keinerlei Bewegungsübung. Harrer aber versuchte immer wieder zu gehen, sein Knie abzubiegen, sein Gleichgewichtsgefühl zu stärken und hatte das Gefühl, langsam einige Fortschritte zu machen.

Am 26. Jänner ging die Tür auf und die Chefärztin, die sich so lange nicht sehen hatte lassen, kam herein. Sie teilte ihnen mit, dass sie aus dem Lazarett entlassen und in ein Lager kommen werden. Die Schwestern brachten ihnen russische Militärmäntel und Schuhe; er bekam zwei linke, die ihm ausserdem viel zu gross waren. Das machte ihm aber nichts aus, denn das hatte den Vorteil, dass er seine Füsse mit seinen gesparten Mullbinden, manche waren sogar blutig, so dick einwickeln konnte, dass er gerade noch in die Schuhe hineinkam, denn Fusslappen wie beim Militär, Socken oder gar Strümpfe wie zu Hause gab es ja nicht. Den durch die Verletzung abgerissenen Teil des linken Hosenbeines band er sich mit Mullbinden fest, vom unteren Saum des langen russischen Militärmantels riss er sich einen Streifen herunter und machte sich daraus richtige Wickelgamaschen. Als Reisegepäck hatte er nur eine Halbliterblechdose mit Griff und einen kleinen Löffel, den ihm eine Schwester gegeben hatte, damit er essen konnte; wegen des Jochbeinbruches fiel ihm das Essen noch immer schwer, da er kaum den Mund aufbrachte. Mit dem kleinen Löffel aber konnte er Suppe und Kascha, wenn auch mühsam, zu sich nehmen. Dann ging es ab, fort aus ihrem Zimmer, in dem er so viel erlebt und mitgemacht hatte, durch das grosse Gebäude hinaus zum Tor. Dort erwartete sie der Begleitposten, in wattierter Jacke und Hose, am Kopf eine Pelzmütze und Gewehr. Seine Adjustierung sah eigentlich nicht nach Militäruniform aus, nur das Gewehr war militärisch. Es war echt russisch, winterlich kalt. Ein Schneesturm fegte über das Land, dass man kaum 50 m sehen konnte. Sie stiegen die Stufen vom Gebäude hinunter auf die Strasse, da kam schon die erste Schwierigkeit für Vogt. Er konnte die Stufen nicht hinunter, denn er hatte nie versucht, sein durchschossenes Bein abzubiegen, beanspruchte aber sofort seine Hilfe und sagte: «Komm, hilf mir, stütze mich, Du kannst ja doch schon ganz gut gehen.» So musste er ihn auch noch stützen, obwohl er selbst genug zu tun hatte, um von den Windstössen nicht umgestossen zu werden, er hatte ja nur 49 Kilo und es kam ihm unbändiger Hass auf gegen diesen Menschen, der immer nur auf Kosten der anderen sein Leben führen wollte.

Nach einiger Zeit blieb der Posten etwas hinter ihnen zurück und gab plötzlich zwei Schüsse ab. Sie schreckten zusammen, denn sie wussten nicht, warum der Posten geschossen hatte. Wollte er sie erschiessen, oder ihnen nur klarmachen, dass er gleich schießen werde, wenn sie flüchten wollten? Aber das hätten sie ja ohnehin nicht können. Sie wären keinen Kilometer gekommen. So wanderten sie zu dritt im Schneesturm dahin, ins weisse Inferno.

Stunden um Stunden gingen dahin; auch der Posten merkte schon, dass die Lage unhaltbar wurde. Da hörten sie Glockengebimmel und aus dem Schneetreiben tauchte ein Schlitten mit zwei zottigen Ponypferdchen auf. An ihren hellbraunen, langen Haaren hingen Eisklumpen, wie sie flott schnaubend daherkamen. Auf dem Schlitten sass ein altes, bärtiges Männchen, dick in einen typischen, russischen Pelz gehüllt, Filzstiefel an den Füßen und eine hohe weissliche Pelzmütze aus Schaffell auf dem Kopf. Der Posten hielt ihn an und fragte ihn, ob er sie zum Bahnhof mitnehmen könne. Dieser erklärte sich bereit; da er dort in der Nähe vorbeikomme, könnten sie ein Stück mitfahren. Der Posten setzte sich zum Kutscher auf den Bock und sie beide mussten hinter ihnen auf den Schlitten steigen, konnten es aber aus eigener Kraft nicht, sodass ihnen Posten und Kutscher helfen mussten. Zwischen Kutscher und Posten entwickelte sich bald ein Gespräch. Der Kutscher fragte unseren Posten, wohin er denn fahre. Dieser sagte: «Nach Stalingrad.» Da erfuhren sie erstmals, wohin sie gebracht würden. Der Kutscher fragte: «Wozu?» Der Posten sagte, er bringe die zwei Gefangenen ins Lager dorthin. Dadurch erst erfuhr der Russe, dass wir Kriegsgefangene waren, denn auf Grund des russischen Mantels konnte er dies nicht gleich erkennen. «So, Kriegsgefangene sind das?», sagte er. «Ich habe gehört, dass die Kriegsgefangenen in diesem Lager jeden Tag 600 Gramm Brot und einen Teller Suppe bekommen, wäre es nicht richtiger, wenn Du die zwei erschiessen würdest und unsere Leute statt ihnen das Brot und die Suppe bekommen würden? Du weisst doch, wie unsere Leute hungern.» Das sagte er ohne jede Aggressivität, ganz sachlich, wie man in einer schwierigen Lage nach brauchbaren Lösungen sucht. Der Posten sagte darauf nur, das ginge nicht, denn er habe den Befehl, die Gefangenen lebend nach Stalingrad zu bringen; dann folgte das für die Russen typische «nitschewo».

«Du weisst ja selbst, wie schlecht es den Russen damals gegangen ist und wie sie hungern mussten, die ganze Gegend hatte ja durch den Krieg

furchtbar gelitten», sagte Harrer. Zum Glück verstand er damals schon so viel Russisch, dass sie nicht beunruhigt zu sein brauchten, als der Schlitten stehen blieb und sie zu Fuss weiter wandern mussten. Der Kutscher deutete ihnen mit seiner Hand noch die Richtung an. Sie kamen bald an einen tiefverschneiten Bahndamm, gingen an ihm entlang und sahen auf einmal aus dem Schneetreiben ein Gebäude auftauchen. Auf ihm stand, wie er glaube, sich zu erinnern: «Swerewo». Der Posten brachte sie in den eiskalten Warteraum, der wohl ungeheizt war, aber doch vor dem eisigen Schneesturm schützte. Sie setzten sich auf eine Bank. Der Posten ging mehrmals weg, wahrscheinlich, um sich zu erkundigen, wann es weiter ginge. Sie waren körperlich und seelisch auf einem Tiefpunkt angelangt und brauchten bitterlich eine Aufmunterung, die ihnen die Hoffnung gab, durchhalten zu können. Diese Aufmunterung kam ganz unerwartet.

Die Tür ging auf und herein kam ein kräftiges, grosses, junges Mädchen. Sie hatte einen dicken gehäkelten Umhang, der über Kopf und Oberkörper reichte, darunter eine dicke Jacke an und einen Henkelkorb am Arm. Sie setzte sich auf eine Bank ihnen gegenüber und beobachtete sie einige Zeit. Dann, als der Posten wieder einmal wegging, stand sie auf, nahm ihren Korb, kam her zu ihnen, blieb vor ihm stehen und sagte freundlich sogar auf Deutsch: «Kamerad Hunger?». Auf alles war er gefasst, nur nicht auf diese Frage. Wenn sie ihn angeschrien, verflucht hätte, dass sie alle gemeine Mörder seien, Teufel in Menschengestalt, es hätte ihn kalt gelassen. Aber sie hatte so freundlich gefragt: «Kamerad, hast Du Hunger?». Das brachte ihn aus der Fassung. Die Tränen stürzten ihm aus den Augen und er konnte nicht einmal «Ta!» «ja» sagen. Da griff sie in ihren Korb, nahm einen flachen Brotlaib heraus, brach ihn auseinander und reichte ihnen die Hälfte. Dann ging sie zurück zu ihrer Bank. Er war noch so erschüttert, dass ihm die Tränen über die Wangen liefen und er nicht einmal: «Spasiba!» «Danke» sagen konnte. Dann ging das Mädchen rasch hinaus.

Sie mussten noch einige Zeit warten, bis der Zug kam. Sie stiegen ein und fuhren weiter, bis sie zu einem Bahnhof mit der Aufschrift Lichaja kamen. Diesen Ort werde er auch nicht vergessen, sagte er, denn er hatte dort ein ganz böses Erlebnis. Sie standen und sassen dort auf dem kalten, verfliesten Boden der Wartehalle und mussten warten. Dabei musste sich unter den Wartenden herumgesprochen haben, dass sie deutsche Kriegsgefangene seien. Ein Mann und eine Frau taten sich dadurch be-

sonders hervor, dass sie auf die anderen laut und immer erregter einsprachen, was die Deutschen für Greuelthaten im Krieg begangen hätten, wie sie Kinder in Brunnen warfen, dass diese elend ertrinken mussten, Häuser angezündet, Frauen vergewaltigt hätten und so fort. Es fiel ihnen immer noch etwas Neues ein. Schliesslich bildete sich eine feindselige Stimmung gegen sie, sie wurden von ihnen umzingelt, während der Posten gerade wieder fort war. Die Leute wurden offenbar immer aggressiver und sie mussten fürchten, gelyncht zu werden. Da ging wieder einmal die Tür auf und eine Schar Rotarmisten kam herein, darunter ein jüngerer Sergeant. Der blieb stehen und schaute interessiert auf sie und den Volksauflauf um sie herum. Er hörte einige Zeit zu und drängte sich dann durch die Leute und stellte sich vor sie hin. Harrer fürchtete schon das Ärgste, denn die Leute waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Plötzlich hörte er sich angesprochen, ganz im wienerischen Dialekt: «Na, Kamerad, wo gibts denn so?» Er war so überrascht, dass er nicht gleich antworten konnte und dann die Gegenfrage stellte: «Ja, wieso sprechen Sie so gut Deutsch, sogar wienerischen Dialekt?» Er sagte, er sei in Wien geboren. Sein Vater war in die Februarereignisse 1934 verwickelt gewesen und musste mit seiner Familie über die Cechoslowakei nach Russland flüchten. Dort sei er in Dnjepropetrowsk sesshaft geworden. Er sei dort aufgewachsen, habe die Schule besucht und leistete jetzt seinen Kriegsdienst bei der Roten Armee. Willi erklärte ihm, was die Leute gegen sie für Anschuldigungen erhoben hätten. Da machte er kurzen Prozess, holte seine Soldaten, die sich gleichfalls durch die sie umstellende Menge drängten, sie in die Mitte nahmen und in einen anderen Raum brachten, der für wartende Soldaten bestimmt war. Er beteiligte sie an ihrem Essen, es gab Linsen, für sie etwas Besonderes, und assen diese mit Begeisterung. Dann fragte er ihn, er soll ihm ehrlich sagen, was er von Hitler halte. Er sagte ihm ohne jede Schönfärberei, dass auch die meisten Österreicher Hitler zuerst als den Retter in der Not gehalten, aber nachher gesehen hätten, dass Hitlers Politik eine ganz andere Richtung genommen habe, als sie erwartet hatten und dann zum Weltkrieg geführt habe. Er selbst habe nun genug gesehen, auch viele zu Hause, sodass sie nichts mehr von Hitler wissen wollen, aber momentan sich nicht wehren können. Inzwischen kam der Posten zurück, fand sie in bester Gesellschaft und ging wieder weg.



Es war Abend geworden, der Zug für die Soldaten war angekommen und sie fuhren weg, nach Westen, vermutlich zur Front. Sie wurden nun in einen anderen Raum gebracht, in dem auch schon andere Leute waren. Da sie schon müde waren und die anderen auch schon auf dem Steinboden lagen, legten sie sich auch hin und wollten gerade einschlafen, da gab es für ihn noch ein beunruhigendes Erlebnis. Zwei Soldaten kamen herein und sprachen miteinander. Einer deutete auf ihn und sagte: «Morgen früh um 5 Uhr wird er erschossen.» Voll Schreck fragte er sich, was da wieder passiert sei. Alle halbe Stunde kam einer dieser Posten herein und kontrollierte, ob er noch da sei. Es war für ihn eine furchtbare Nacht, denn er musste denken, dass sie ihn nicht mehr nach Stalingrad transportieren, sondern morgen erschiessen würden; einen anderen Grund konnte er sich nicht vorstellen. Die Nacht verging, aber es kamen nicht die zwei russischen Soldaten, um ihn zur Erschiessung abzuholen, sondern ihr Posten, der ihnen mit zufriedenen Gesicht mitteilte, was sich gestern abgespielt hatte. Die zwei Russen, der Mann und die Frau, die gestern so leidenschaftlich gegen ihn agitiert und die Wartenden aufgehetzt hatten, hätten behauptet, er hätte ihnen, während sie kurze Zeit fort waren, aus ihrem Gepäck Brot gestohlen. Er sei aber der Sache nachgegangen und habe am Morgen am Basar gesehen, wie die beiden dort ihr Brot verkauften. Das habe er den beiden Soldaten dann gesagt und erreicht, dass sie ihn in Ruhe liessen. Doch diese Schreckensnacht könne er nie vergessen.

In der Früh kam dann ihr Zug, der nach Stalingrad ging. Sie stiegen ein und wurden in ein Abteil geführt, das, wie in Russland üblich, für je drei auf einer Bank Sitzende auch gleich Schlafgelegenheit für sie bot, eine auf der Bank, eine auf der hochgeklappten Rückenlehne und die dritte im Gepäcksfach. Er legte sich gleich ins Gepäcksfach und konnte während der Fahrt schräg durchs Fenster die vorbeigleitende winterliche Landschaft anschauen. Es gab nicht überall gleichmässig Schnee, es war stellenweise zusammengeweht und dazwischen aperes Land. In dem Wagen war es warm. In jedem Waggon gab es eine Frau, die Dejnaja, die für Ordnung und Sauberkeit sorgte und auch den Ofen, den jeder Waggon hatte, ständig heizte. Auf dem Ofen stand eine grosse Blechkanne, aus der es immer heisses Wasser gab. Sein Kamerad lag auf dem gegenüberliegenden Gepäcksfach. Der Posten war mit ihrer Unterbringung sehr zufrieden. Unter ihnen waren andere Russen, die je nach Station immer wieder wechselten. Spät am Abend kamen sie nach Stalin-

grad und stiegen in einen anderen Zug nach Krassnoarmeisk, einem Vorort von Stalingrad, wo sich das Lager 108/2 befand; es gehörte zum Verwaltungsbereich Beketowka. Sie kamen zur Budka beim Tor des Lagers und mussten warten. Der Posten kam aber heraus und sagte: «Nassad!» «Zurück!» Sie mussten zurück nach Beketowka, dem Hauptlager, irgendetwas stimmte nicht in der Verwaltung. Sie gingen auf dem Bahndamm nach Beketowka. Dort war die Sache rasch geklärt und sie mussten wieder zurück nach Krassnoarmeisk (Rotarmist) gehen. Sie kamen dort sehr spät, gegen Mitternacht an und waren total erschöpft.

Das ersehnte «Paradies», das Gefangenenlager

An der Budka erwartete sie schon eine weiss gekleidete Krankenschwester. Sie brachte die Neuankömmlinge in das Lager hinauf, genannt: «Deutscher Steinbau». So wurde eines der 2 gemauerten Häuser genannt, weil in ihm deutsche Gefangene wohnten, im anderen wohnten Rumänen. Sie mussten sich im dort im Keller befindlichen Bad der «Banja» zuerst waschen bzw. wurden sie von den für solche Arbeiten beschäftigten Rumänen gewaschen. Anschliessend wurden sie in den Rumänenbau geführt und in einem kleinen Raum in der Nähe des Einganges untergebracht. Sie fielen gleich aus Erschöpfung auf die nächsten von ihnen erblickten Pritschen und waren weg.

In der Früh, es war der 29. Jänner 1944, wollten sie heraus aus ihrer Unterkunft, weil sie hofften, dass sie irgendwo etwas Essbares ergattern könnten. Sie brachten aber die Tür nicht auf, denn sie war zugesperrt. Von Zeit zu Zeit kam dann ein Rumäne und vergewisserte sich, dass sie noch vorhanden waren. Sie fragten ihn, ob es etwas zu essen gebe. Es gab Sprachschwierigkeiten, denn er konnte nicht Deutsch, sie aber nicht Rumänisch. Sie versuchten es dann mit Russisch, sagten «Kuscheit?» und machten entsprechende Gesten. Da verstand er sie, schüttelte nur den Kopf und sagte: «Kuscheit njet!». So mussten sie abwarten, bis es vielleicht eine Gelegenheit gab, aus ihrem Gefängnis zu entweichen. Ihre Hoffnung, die sie bei allen Schwierigkeiten aufrechterhalten hatte, dass sie, wenn sie nur einmal im Lager waren, gerettet seien, bekam nun einen argen Knacks. Sie begannen zu ahnen, dass es auch in einem regulären Gefangenenlager Probleme geben kann und wahrscheinlich

schon von Anfang an gab, nicht nur, wenn man als Einzelgefangener in die Hände des Feindes fiel. Dass sich in einem Lager, in das man ja ganz offiziell gebracht worden war, niemand kümmerte, sondern sie einfach einsperrte, war ihnen unvorstellbar. Sie überlegten, was sie unternehmen könnten, um aus dem Loch herauszukommen.

Die Rettung ergab sich ganz unerwartet: Bei der üblichen morgendlichen Zählung, der Powerka, fehlte ein Mann. Das kam im Lager öfter vor, führte aber manchmal zu grössten Schwierigkeiten, denn es konnte ja sein, dass irgendein Gefangener geflüchtet war, oft sass er aus «dringenden Gründen» auf der Latrine, meistens war es nur ein Zählfehler und es musste neuerlich gezählt werden, bis die Zahl stimmte, dabei schlich sich manchmal einer von einer gezählten Reihe in eine noch nicht gezählte, dass es stimmte. Es gab auch einen Posten, der konnte nur bis 30 halbwegs verlässlich zählen, worauf er sich verhedderte und er von Neuem wieder begann: ras, twa, tre, tschetiri, piat, tschest, siem, wossim, devet, dezet ... gegen dreissig war es dann oft wieder aus. Schliesslich stiess er den ordinären, typisch russischen Fluch aus, sagte aber «charascho» (schon gut) und entliess uns. Da er ständig Zählungs-differenzen hatte, wahrscheinlich, weil er für seine Verhältnisse zu rasch zählte und sich dadurch öfter verhedderte, aber trotzdem das Zählungs-ritual rasch beendete, nannten wir das kleine Mandel «Bistra». Das Wort Bistra hörten wir ja den ganzen Tag bei der Arbeit, es heisst «rasch».

Plötzlich hörten sie, wie ihre Türe aufgesperrt wurde. Ein Rumäne kam herein und deutete ihnen, sie sollten mitgehen. Er führte sie ins Freie vor das Haus. An einem Eck war ein Tischchen mit zwei Sesseln aufgestellt, darauf sassen zwei Russen und hatten Listen vor sich. Neben ihnen standen einige kriegsgefangene Rumänen, die für die Mitgefangenen im Steinbau verantwortlich waren. Dort wurde irgendetwas geschrieben und jeder musste warten, bis er aufgerufen wurde. Das war aber nicht mehr die gewöhnliche Powerka, die routinemässige Zählung, sondern die Registrierung, die alle Jahre stattfand. Immer wurden dieselben Daten gefragt: Vorname, Familienname, Vatername, Muttername, Geburtsdaten, wo geboren, Heimatadresse, Beruf, Nationalität. Die Wiederholungen dieser Daten hielten wir anfänglich für sinnlos, denn jeder hatte sie schon so oft angegeben. Die Russen mussten sie doch haben, bis wir draufkamen, allerdings erst viel später, dass die Russen unsere Daten sehr wohl hatten und genau verglichen, was wir jeweils angaben, etwas verschwiegen, denn kaum jemand konnte sich genau erinnern,

jemand konnte sich genau erinnern, was er bei der letzten Registrierung angegeben hatte, wenn es nicht die Wahrheit war. Wenn jemand verschiedene Angaben machte, wurde dies vermerkt und er wurde verdächtig. Ich weiss von mir, dass sich die Russen vor meiner Heimfahrt genau über meine Angaben erkundigt hatten, ich wohnte ja in der russischen Zone. Ich durfte schon 1946 heimfahren, weiss aber von Kameraden, die nicht mitfahren durften, weil sie einiges verschwiegen und nicht die Wahrheit gesagt hatten. Sie kamen erst viel später heim.

Harrer und sein Kamerad machten auch ihre Angaben und mussten noch etwas warten. Da sahen sie, wie einige gutaussehende Männer in weisser Arbeitskleidung daherkamen und sich auch anstellten. Er hörte sie miteinander reden und staunte, es war in verschiedenen, aber echt österreichischen Dialekten. Er drehte sich um und fragte den Nächststehenden von ihnen, wo sie her seien. Der schaute ihn verwundert an und sagte zu seinem Nachbarn: «Jetzt habe ich geglaubt, das seien dreckige Russen, derweil ist das ein Österreicher!» Es war, wie ich gleich erfuhr, der Schweifer Paul aus St. Margarethen im Burgenland, der das zum Weibel Karl aus der Gegend von Voitsdorf in Oberösterreich sagte; er war Essen- und Brotausgeber in der Lagerküche. Die Weissgekleideten waren Küchenbedienstete. «Ja, wo bist denn Du her?», fragte ihn der Schweifer Paul. Harrer sagte ihm, er sei Grazer, Leutnant und erst vergangene Nacht ins Lager gekommen, dass sich aber niemand um ihn kümmere; ob er ihm einen Rat geben könne, was er tun solle. Er sagte, er könne ihm momentan nicht helfen, weil er gleich in die Küche müsse, um das Mittagessen auszugeben, aber er solle zur Baracke 2 hinuntergehen, dort werde er deutsche Ärzte treffen und sicher erfahren, was er tun solle. Die Küchenleute kamen bei der Registrierung sofort dran, darauf auch er und Vogt. Dann packte sie aber wieder der Rumäne und brachte sie wieder in ihr Kammerl. Kurz darauf hörte er draussen eiliges Gehen und das typische Klappern von Kochgeschirren. Er stieg auf die Pritsche und sah durch den schmalen Schlitz des Fensters, der nicht zugemauert war, wie von allen Seiten Gefangene mit Essgeschirren in der Hand zu einer weiter unten befindlichen Baracke strömten. Er dachte sich, das könnte die Küchenbaracke sein, es müsste nur versucht werden, hinzukommen. Da hörte er auch im Haus überall Geklapper und hoffte, dass draussen die Wache auch Essen holen ging. Er überprüfte die Tür und stellte fest, dass sie nicht verschlossen war und schlich vorsichtig hinaus, um zu sehen,

ob der Posten auch fort war; tatsächlich, er war weg. Er sagte Vogt, er solle dableiben, er wolle sehen, was zu machen sei. Er ging dann vorsichtig an der anderen Seite vorbei, dass ihn niemand vom Rumänenbau sehen konnte, hinunter zur nächsten Baracke, von der er annahm, dass es die Baracke 2 sei, am Weg traf er noch einen Gefangenen in abgerissener Uniform und fragte ihn, ob das die Baracke 2 sei; der sagte ja. Da ging er in die Baracke hinein durch einen langen Gang. Dabei traf er einen Sanitäter und fragte ihn nach einem Arzt. Dieser zeigte ihm das Zimmer des Arztes. Er klopfte an, ging hinein und sah einen grossen rothaarigen Mann, voll Sommersprossen im Gesicht, Oberarzt Dr. Böckeler; im Beruf Chirurg, wie er nachher erfuhr. Er stellte sich ihm vor. Der sah ihn nicht gerade freundlich an, er sah ja aus wie ein zerlumpter Bettler, herabgekommen und verdreckt, aber nicht wie ein Offizier und Ingenieur zu Hause. Vielleicht hielt er ihn für einen Angeber, einen Hochstapler. Er sah in ihm instinktiv nicht den Menschen, der dringend Hilfe brauchte, sondern beurteilte ihn, wie zu Hause in seiner Praxis, ob er Kassenpatient oder Privatpatient sei oder nur ein herabgekommener Stomer, ein Sandler, von dem man kein Honorar zu erwarten, sondern nur Arbeit und Kosten hatte, der sogar zahlende Kundschaft vertrieb. Er erzählte ihm vom Krieg, von den schweren Verwundungen bei der Gefangennahme, von den Lazarettaufenthalten, von dem langen Gipspanzer, dass das Bein dadurch steif geblieben sei, von dem langen Marsch nach Krassnoarmeisk, dass er erst gestern Nacht ganz erschöpft angekommen sei und dass sich niemand um ihn kümmere, dass er im Rumänenbau eingesperrt worden sei, nichts zu essen bekomme und ärztliche Behandlung brauche. Zum steifen Fuss sagte der Arzt nur: «Sind Sie froh, dass Sie den Fuss überhaupt noch haben» und wegen des Essens sagte er: «Wissen Sie, in der Gefangenschaft ist es so, dass jeder selbst sehen muss, wie er durchkommt, jeder ist sich selbst der Nächste!» Ganz verstört ging er weg. Jetzt hatte er fast sechs Monate Furchtbares mitgemacht, das Gefangenenlager war bei allem die Hoffnung, die ihn aufrecht hielt. Er war ganz erschöpft im Lager angekommen, brauchte dringend Hilfe, wurde von sturen Rumänen grundlos gefangen gehalten; nun musste er von einem deutschen Arzt, der von den Russen ja für die Gefangenen als Arzt eingesetzt worden war und an den er sich um Hilfe als Mensch und Arzt gewandt hatte, erfahren, dass in Gefangenschaft jeder zuerst sich selbst der Nächste sei.

«Ich verstehe Deine damalige Empörung und Enttäuschung,» sagte ich, «ich habe ja ähnliche Erfahrungen gemacht. Am Anfang unserer Gefangenschaft, als es uns am schlechtesten ging, als die Kameraden dahinstarben, aus Hunger, aber auch aus Verzweiflung über unsere hoffnungslose Lage in der Gefangenschaft, die vielen von uns vorher im Kessel von Stalingrad als einzige Hoffnung erschien und uns alle Nöte im Kessel leichter ertragen liess. Wir wollten ja nicht daran denken, dass die Russen durch unsere Kapitulation, die bei grösster Kälte im tiefen Winter erfolgte, ungeheure Schwierigkeiten haben müssten, die plötzlich anfallende riesige Zahl von Kriegsgefangenen unterzubringen und zu versorgen. Stalingrad war doch ganz zerstört und die ganze Umgebung verwüstet. Die deutschen Zahlmeister hatten vorher noch alle Nachschublager sprengen lassen, nicht einmal unseren eigenen Leuten hatten sie etwas gegeben, die Russen hatten selbst keine Vorräte zur Hand infolge des langen Kampfes, die Eisenbahnen waren zerstört, Don und Wolga mit meterdickem Eis zugefroren. Dabei war der Transportverkehr schon immer eine Schwäche der Russen. Auf einmal mussten sie ausser ihre Kampftruppen auch die übriggebliebenen Teile der Zivilbevölkerung und mit einem Schlag noch über 90'000 Kriegsgefangene versorgen, mit allem, Verpflegung, Medikamenten, Unterkunft, und das in einem grausamen Krieg, der alle Anstrengungen erforderte. Wir bekamen zuerst fast gar nichts zu essen. Viele verhungerten sehr rasch, dann bekamen wir geregelt zu essen, allmählich mehr als die Zivilbevölkerung, aber viel zu wenig, um ganz zu Kräften zu kommen, vor allem bekamen wir viel zu wenig Fett und Vitamine. Die Folge war Dystrophie, Hungerödeme, Wasserschwellungen, Phlegmone, die vielen den Tod brachten. Um mit diesen Schwierigkeiten fertig zu werden, setzten die Russen bald gefangene Ärzte als Barackenleiter ein. Doch das bewährte sich nicht, denn Ärzte sind auch Menschen, die der gleichen Zerreissprobe ausgesetzt waren. Auch sie wollten zuerst einmal überleben. Medikamente hatten sie anfangs ja nicht und Honorare für ihre Tätigkeit gab es auch nicht, höchstens den meist geringen Nachlass der Toten. Der musste beim Barackenleiter abgeliefert werden. Da war schon manchmal ein bis zuletzt durchgeschmuggelter Gold- oder Brillantring darunter. Den konnte man schon bei den Russen um Brot verkaufen. Jeder musste schauen, wie er durchkam, er musste aber nicht gänzlich unkameradschaftlich und unmenschlich werden. Es brachte auf die Dauer, wie ich an mehreren Beispielen erlebte, auch nichts. Es gab immer Ärzte,

die wir auch als Arzt und Helfer empfanden, auch wenn sie wie wir Hunger hatten. Es gab aber bald keinen Arzt als Lagerleiter oder Capo mehr, sondern meistens ehemalige Hauptfeldwebel der deutschen Wehrmacht. Die konnten wenigstens organisieren und für Ordnung und Sauberkeit sorgen. Ärzte waren dann nur mehr in ihrem Beruf eingesetzt, im Lazarett, Leiter des Lazaretts war aber immer eine russische Ärztin. In diesem Lazarett war es eine rothaarige, sommersprossige, russische Ärztin, etwa 45 Jahre alt, die mich im vergangenen Dezember auf Betreiben des Hauptsanitäters, auch eines Gefangenen wie wir, dem ich Vorhaltungen wegen unmenschlicher Behandlung der Patienten gemacht hatte, trotz schwerer Rippenfellentzündung und hohem Fieber aus dem Lazarett hinausgeschmissen hatte. Der deutsche Arzt, der jede Hilfe verweigerte, rührte auch für mich keinen Finger, als sie mich wieder zur Arbeit schickten und ich wieder bei grosser Kälte auf die Masten klettern musste. Ich erzählte ihm auch, wie ich im letzten Winter Panarhizium – Fingerwurm – im rechten Daumen bekam und wahnsinnige Schmerzen hatte, der Lagerarzt aber die schon schwärzliche Geschwulst nicht aufschneiden wollte und ein junger österreichischer Arzt, Dr. Hatzi, der selbst wegen Malaria gerade hohes Fieber hatte, ihn mir aufschnitt, ich jedoch bei 20 Grad Kälte im Freien stehen musste, da mich der Ambulanzarzt nicht in die Ambulanz hineinliess. Ich wurde dann wegen des Daumens krankgeschrieben – er brauchte Monate, bis er ausheilte – aber nicht wegen der Rippenfellentzündung. Gar mancher Arzt wurde, als wieder einigermaßen geordnete Verhältnisse für sie eintraten, wieder ein Arzt, wie man sich ihn als Patient wünscht, andere blieben so wie die zwei genannten. Der Rothaarige war Chirurg, der andere hatte zu Hause angeblich eine Privatklinik; eingebildete, akademisch gebildete Fachleute, die nur auf ihren Nutzen schauten, sicher früher und nachher zu Hause auch. Wir kennen sie alle, für sie ist der Mensch nur Material, um zu verdienen. Seit damals habe ich etwas gegen Chirurgen und Privatkliniken, denn diesen ist man ausgeliefert. Nur zu viele von den Ärzten brauchen gar nicht eine solche «Materialprüfung»; es genügt ihnen oft der Geruch des Geldes, dass sie rücksichtslos geldgierig werden.

Konsterniert zog er seinen Russenmantel wieder an und ging den langen Gang entlang zum Ausgang. Er kam aber nicht weit, da sah er vor einer Tür mehrere fast nackt ausgezogene, wohlgenährte Männer, kräftige

Bullen, stehen. Er fragte im Vorbeigehen einen von ihnen, was denn los sei. Dieser sagte, sie hätten wieder einmal die fällige Kontrolluntersuchung bei der russischen Chefärztin Dr. Krinkhaus. Er dachte sich, er versuche es auch hier, vielleicht schaue etwas heraus. Wenn die Tür aufging und einer herauskam und der nächste hineinging, sah er ein wenig ins Zimmer. Dort sah er eine grauhaarige Frau in weissem Mantel an einem Schreibtisch sitzen und neben ihr eine Krankenschwester mit Papieren, da kam ihm blitzartig der Gedanke, auch hineinzugehen. Er zog sich rasch aus und als der letzte herauskam, ging er zur Tür, klopfte an und ging hinein. Als er die Tür zugemacht hatte, grüßte er: «Schstrasswutje». Da schaute die Frau vom Schreibtisch auf, blickte ihn durch Brillen mit klugen Augen an und fragte in gebrochenem Deutsch: «Wer sind denn Sie?». Er sagte «Wojna pleny, Leutnant Harrer». «Ja, woher kommen Sie?». Er sagte: «Ich bin gestern mit einem Transport gekommen.» In diesem Moment sah er, wie die Schwester im weissen Kittel unruhig wurde und erkannte, dass sie dieselbe war, die sie in der Nacht ins Bad gebracht hatte. «Ja, dieser ist gestern Nacht mit einem Transport gekommen», sagte die Schwester. Daraufhin drehte sich die Ärztin zu ihr hin und redete sie ganz scharf an – auf Russisch –, was da los sei. Er aber verstand viel davon. Die Schwester fing an zu stottern und erzählte, sie habe die Neuankömmlinge ins Bad gebracht und blieb dann stecken. Dr. Krinkhaus schrie sie dann fürchterlich an. «Sofort bringen sie den Mann hinauf ins Lazarett!». Er sagte, er habe einen Kameraden, der mit ihm gekommen sei und sich im Rumänenhaus befinde. Sie sagte, sie werde für Ordnung sorgen. Die Schwester müsse sie beide sofort ins Lazarett bringen. Er ging mit der Schwester hinaus und zog sich wieder an. Er merkte, wie die Schwester innerlich kochte, aber sie musste ihn auf Befehl der Chefärztin ins Lazarett bringen, ihn sogar mit ihrem Arm stützen, sonst wäre er zusammengebrochen und nicht mehr über die Stufen ins Lazarett hinaufgekommen. Sie brachte ihn zu dessen hinterem Eingang, der Quarantänestation. Er ging hinein; da kamen schon Rumänen und er konnte sich hinsetzen. Er musste dort stundenlang am Boden sitzen bzw. liegen. Es war immerhin ein Holzboden und nicht kalt. Seinen Kameraden aber sah er lang nicht. Er kam nicht ins Lazarett, sondern in den deutschen Steinbau und blieb dort, denn er war körperlich ganz gut beisammen, hatte keine Wunden und keinen Verband. Harrer aber hatte einen Kopfverband, einen Verband am Knie, darüber das abgerissene

Hosenbein, das mit Verbandstoff festgebunden war und schaute erbärmlich aus, wie er mit seinen zwei Stöcken mühsam daherhatschte. Es war schon Abend, da kam er in die Banja, das Bad, wurde von Sanitätern abgewaschen und dann in einen Raum mit wenigen Pritschen, auf denen blaue Baumwolldecken und ein kleines Polsterl lagen, geführt. Er legte sich hin und hatte das Gefühl: «jetzt bin ich gerettet». Er schlief gleich ein und kam tagelang nur aus dem Schlaf in den Halbschlaf, wenn ihn jemand zum Essen aufweckte. Dann, erst nach Tagen, kam er zu sich, fing an, sich zu interessieren und erkannte, dass sich im Raum auch drei Österreicher befanden: der Steirer Schwarzenegger Peter, der Wiener Kornfeil Leo und der Niederösterreicher Toni Harold. Der Hauptgesprächsstoff war bei ihnen vorerst das Essen und das Kochen. Jeder konnte kochen und sprach über seine Kochmethoden und Rezepte, die er vehement verteidigte, Harrer kam dann gleich mit Kornfeil Leo übers Kreuz, der ihn anfuhr, als er ihm sein Rezept über das Kochen von «richtigem» Sturz erklärte. Viele Jahre später – 1952 – hörte er wieder von ihm. Er war der Mann der besten Freundin seiner späteren Frau geworden. «Ja», sagte ich, «dieses Stadium in den ersten Wochen unserer Gefangenschaft kenne ich auch. Man bekommt es offensichtlich, wenn man nach stürmischen, lebensbedrohenden Zeiten etwas ruhiger wird und Zeit zum Schlafen und Dösen hat. Bei uns gab es noch schwerstes Hungern, bei euch wohl nicht mehr, aber befremdende Verhältnisse, Unfreiheit und fremde Kost.»

Als Harrer wieder etwas gehen konnte, musste er zum Essen in den Essraum gehen, bekam ein Tongeschirr, dort wurde auch das Essen ausgeteilt. Dabei traf er wieder Schweifer Paul, der das Essen austeilte und dafür sorgte, dass immer ein kleiner Rest im Esseimer für ihn übrigblieb. Das hat dazu geholfen, dass er wieder etwas zu Kräften kam und sich auch psychisch erholte. Zum Nachtschiff gab es oft als Vitaminspender so bröselige, braune Hefewürfeln. Da blieben viele Brösel im Ausgabegefäß. Auch diese gab er ihm, immerhin ein paar Esslöffel voll. Es waren ja, wenn man es mit heutigen Augen sieht, nur Kleinigkeiten. Damals bedeutete es aber viel.

Sein Bett Nachbar hiess Petzold und war ein Deutscher. Den beobachtete er oft, wie er seine 100 Gramm Weissbrot, das es nur im Lazarett gab, beim oberen unvermauerten Schlitz des Fensters hinausgab und von jemand, den man nicht sehen konnte, dafür Zigaretten hereingereicht bekam. Die Zigaretten waren mit Zeitungspapier gedreht und darinnen et-

was Tabak oder Machorka. Er machte ihm immer Vorwürfe, er solle doch nicht sein Brot gegen Zigaretten hergeben, denn er brauche doch jedes Gramm davon selbst, er bringe sich ja selbst um. Petzold sagte ihm, das Rauchen sei für ihn alles und wenn er nicht mehr rauchen könne, wolle er auch nicht mehr leben. Es kam auch so. Im März war es, da kamen wie gewöhnlich die rumänischen Hilfskräfte, weckten alle auf; sie mussten heraus und ihre Betten machen, alles glatt streifen, dann konnten sie sich wieder hinlegen. Sie wollten auch Petzold wecken, stiessen ihn an und rüttelten ihn und riefen: «Auf Kamerad!». Er rührte sich nicht mehr, er war tot. Um 4 Uhr früh aber war er noch auf die Latrine gegangen und hatte eine Zigarette geraucht, es war seine letzte. Harrer konnte dann schon aufstehen und herumgehen; da traf er im Lazarett auch mit anderen Österreichern zusammen, mit dem Leithenbauer Sepp und dem Ehrenhofer Toni aus der Oststeiermark. Ich selbst war damals auch noch in diesem Lazarett, aber auf Veranlassung der Untersuchungskommission mit dem russischen Generalarzt, den Harrer nur bei seiner Visite in der Lazarettbaracke gesehen hatte. Ich sagte Harrer, dass ich die Chefärztin Frau Dr. Krinkhaus sehr gut kenne; sie sei eine wunderbare, menschliche Ärztin, eine Jüdin, sie mochte mich sehr, ihr verdanke ich, dass ich immer im gleichen Lager blieb und nie in eine Kolchose, wo alle schwer ausgeschunden wurden, oder in ein anderes Lager kam. Sie holte mich immer, wenn in ihrer Wohnung irgendeine Reparatur an elektrischen Geräten oder Leitungen notwendig war. Sie fragte mich, als sie mich das erste Mal als Elektriker holte, wo ich daheim sei; als ich sagte in Linz, in Österreich, wurde sie sehr freundlich und sagte mir, dass sie sehr wohl wisse, wo Linz liege, da sie in Wien Medizin studiert habe. Das sei aber schon lange her. Sie beklagte sich über die Überheblichkeit der Deutschen, die glaubten, die Russen seien dumm. Aber die Russen seien nicht so dumm, wie die Deutschen glaubten. Sie würden es schon noch merken. Ich sagte zu ihr, dass ich diese Haltung der Deutschen für sehr unangebracht halte, ihnen das Einfühlungsvermögen für fremde Völker und fremde Verhältnisse fehle, denn jedes Volk habe seine besonderen Eigenschaften und müsse mit seinen eigenen Problemen fertig werden. Wir Österreicher seien als Nachkommen des alten Vielvölkerstaates gewohnt, mit Menschen zu verkehren, die nach Sprache, Weltanschauung und Sitten ganz anders geartet sind. Sie habe mir damals freundlich recht gegeben.

Willi bekam zu seiner Stärkung Kalziuminjektionen, die immer eine Krankenschwester vornahm. Das führte einmal zu Komplikationen. Er bekam nach dem Einstich einer Spritze in den Oberarm, die ihm eine noch unerfahrene Schwester machte, Schwellungen und Schmerzen von der Schulter bis zum Handgelenk, die dann ganz grün anliefen. Er bekam kalte, feuchte Umschläge, wodurch die Schwellungen langsam zurückgingen. Am Rücken wurden ihm auch Schröpftöpfe aufgesetzt, das sind auf einer Seite offene Glaskugeln, in die man über einer Spiritusflamme heisse Luft hineinliess, dann auf eine schmerzende Körperstelle drückte, bis sie durch Abkühlung der heissen Luft selbst haften blieben und durch ihre Saugwirkung eine bessere Durchblutung und dadurch Schmerzlinderung der betreffenden Stelle bewirkten.

Willi kam langsam wieder zu Kräften. Das Essen war ja nicht schlecht, aber für Ausgehungerte wie er viel zu wenig, obwohl es sogar fünf Mal am Tag eine 100 Grammscheibe Weissbrot gab.

Mit den Kräften erwachten auch wieder geistige Interessen. Es gab da im Lager einen deutschen Aktivisten namens Pilz, der die deutschsprachige Lagerbibliothek verwaltete. Der kam immer wieder in die Lazarette und bot Bücher zum Lesen an. Harrer interessierte sich sehr für den Lesestoff und liess sich ständig Bücher aus. Er wollte allerdings – beim damaligen Gesundheitszustand verständlich – in erster Linie schöngeistige Unterhaltungsliteratur. Die war leider Mangelware. Er bekam von Karl Marx «Das Kapital», aber auch einiges von Turgenjew, Puchkin, Bredl und von Scholochow «Der stille Don» geliehen. Das «Kapital» zu lesen fiel ihm schwer. Wenn er zwei Seiten gelesen hatte, konnte er garantiert mehrere Stunden vorzüglich schlafen. Scholochow aber faszinierte ihn mit seinem Buch «Der stille Don», weil es in packender Weise die tragische Geschichte des ukrainischen Volkes seit Beginn des Ersten Weltkrieges, den Sturz des Zaren und die grausamen Wirren der Revolution bis zum bitteren Ende schildert. Ich sagte ihm, dass auch ich viele Bücher aus der Lagerbibliothek gelesen habe, auch die von ihm genannten. «Das Kapital» habe ich schon durchstudiert; ich gäbe zu, es sei sehr anstrengend gewesen, da ich aber schon vorher gewohnt war, gesellschaftskritische Bücher zu lesen, wie die Ideen zu einer christlichen Sozialreform des Freiherrn von Vogelsang in seinem Buch und ich «Das Kapital» nur dem Namen nach kannte, interessierte es mich genau so wie «Mein Kampf» von Hitler oder das Buch des Parteidogmatikers Rosenberg.

Ich wusste dann, woran ich war; ich bin ja in einer politisch interessierten Familie aufgewachsen. Natürlich konnte auch ich «Das Kapital» nicht wie einen Roman lesen, auch ein Fachbuch kann man nicht wie einen Roman lesen, sondern muss es studieren, genauso wie die Schriften von Engels oder «Probleme des Leninismus», die ich gleichfalls damals las. Diese Bücher las ich mit besonderem Interesse, weil ich sie zu Hause nie lesen hätte können, ohne in den Verdacht zu kommen, ein Kommunist zu sein.

Ja, wieso er überhaupt als Offizier in unserem Lager sei, die Russen hätten doch alle Offiziere in eigene Offizierslager nach Moskau geholt, fragte ich. Das sei schon richtig, sagte er, im März sei der letzte Offizierstransport nach Moskau abgegangen. Da konnte er nicht mitkommen, weil er noch nicht transportfähig war. Wahrscheinlich hätte er die mehrere Wochen dauernde Fahrt nicht überlebt. So sei er halt hiergeblieben und geniesse als Offizier einige Privilegien, brauche ausser im Lazarett und der dazugehörigen OK Baracke in keinem Massenquartier zu wohnen. Später wohnte er mit drei Offizieren in einem kleinen Zimmer. Er dürfe z.B. nicht zur Arbeit gezwungen werden, dürfe sich aber freiwillig dazu melden, brauche sich um das Essen nicht in der Reihe anstellen, sondern bekomme es bevorzugt, aber das gleiche und die gleiche Menge wie die Nichtoffiziere. Wenn es Tabak gab, bekamen die Offiziere statt Machorka Feinschnitt. Das war ja auch der Anlass, dass wir uns kennenlernten, nachdem er und auch ich aus dem Lazarett entlassen worden waren.

Es war wieder einmal eine «Bolschoi Kommission», «Grosse Kommission», erschienen, die wie üblich grosse Aufregung verursacht hatte. Sie bestand aus einfachen Leuten aus der Fabrik, dem Lagerkommandanten, der Lagerärztin Dr. Krinkhaus, mehreren anderen Ärzten, den Barackenkapos usw. Wir mussten im langen Gang des Lazaretts antreten, uns ganz nackt ausziehen, dann einzeln in den Untersuchungsraum eintreten; dort wurden unsere Jammergestelle dann begutachtet als:

Gruppe 1: voll arbeitsfähig

Gruppe 2: beschränkt arbeitsfähig

O.K.: erholungsbedürftig oder in Genesung befindlich

Dystrophik 1: körperlich geschwächt und unterernährt *Dystrophik 2:*

eine Zwischenstufe zu *Dystrophik 3*, aber noch Aussicht auf Besserung

Dystrophik 3: körperlich sehr geschwächt; fraglich, ob er davonkommt; wir sagten: Anwärter für den Leichenbunker.

Er wurde wie ich in die Gruppe *Dystrophik 2* eingestuft und wohnte nun in der Baracke 17. Ich wurde etwas später in *Dystrophik 1* und nachher in O.K. eingestuft. Wir sahen uns dann fast täglich, wenn ich von meiner Tätigkeit als Lagerelektriker zurückgekommen war. Für die Baracke 17, hier wohnten lauter *Dystrophiker*, war Stabsarzt Lüdke zuständig, der schon von Anfang an bei uns war und sich inzwischen als guter Arzt erwiesen hatte.

Im Mai sah Willi auf der unteren vor dem Lager vorbeiführenden Eisenbahnlinie vom Kaukasus Richtung Moskau mehrmals täglich Eisenbahnzüge mit 70 Waggons, beladen mit amerikanischen Fahrzeugen vorbeifahren. Harrer konnte ca. 20'000 Fahrzeuge zählen. Er vermutete, dass mit Hilfe dieser Fahrzeuge eine neue sowjetische Offensive beginnen werde. Die geschah dann tatsächlich im Juni 1944 im Mittelabschnitt der Ostfront.

Ende Juni kam dann ein neuer Schub von Kriegsgefangenen aus diesem Abschnitt und es mussten die Baracken 2 und 17 geräumt werden, weil sie Quarantänebaracken wurden. Harrer kam nun auch in die O.K. Baracke, in der auch ich war.

Harrer erzählte mir dann – es war Pfingsten 1944 – dass er gerade ein erfreuliches Erlebnis gehabt habe. Er sei vor seiner Baracke gesessen, als er von einem Mitgefangenen angesprochen wurde, einem kleinen Mann mit grauen, kurzgeschorenen Haaren, so um 50, einem Berliner namens Neufeld Karl, der ihn fragte, warum er so hinke und auch oft mit einem Stock gehe. Er habe ihm erzählt, welche Verwundungen er erhalten habe, wie der Heilungsprozess abgelaufen und dass der Fuss nun steif sei. Der ersuchte ihn, seinen Fuss ansehen zu dürfen, denn er sei Masseur. Harrer sagte ihm, die Ärzte hätten ihm erklärt, dass man da nichts machen könne, der Fuss sei eben steif, er müsse froh sein, dass er den Fuss überhaupt behalten habe. Er habe seine Hose herabgezogen und ihm sein rechtes Bein gezeigt. Der sah es genau an, griff es überall ab und sagte dann, er glaube, dass man an seinem Bein schon etwas machen könne. Wenn es ihm recht sei, würde er ihm den Fuss massieren. Harrer sagte ihm, das sei ihm schon recht, aber er könne dafür nichts geben, denn er besitze nichts. Der sagte ihm darauf, dafür brauche er ihm nichts geben, denn er behandle sein Bein aus beruflichem Interesse, um nicht aus der Übung zu kommen, und wolle sehen, ob sich auch aus seinem

Bein noch etwas machen lasse. Am Pfingstmontag musste er sich auf seine Pritsche legen und bekam seine erste Massage, wobei er sein mageres Bein durchknetete. Dazu musste er sich auf den Bauch legen, Neufeld setzte sich auf seinen Oberschenkel und versuchte dann mit einem scharfen Ruck, das Knie abzubiegen. Vor Schmerz habe er einen Schrei ausgestossen, dass er glaubte, das ganze Lager müsse ihn gehört haben. Er sagte, das habe er machen müssen, um zu erreichen, dass das Gelenk allmählich wieder beweglich wird. Von da an kam der Neufeld Karl jeden Tag, sogar als er später in die Fabrik zur Arbeit gehen musste; da kam er eben nach der Arbeit und behandelte sein rechtes Bein. Das machte er genau ein Jahr lang, bis er in ein anderes Lager versetzt wurde, vermutlich in ein Holzfällerlager. Diese Behandlung hatte ihm so geholfen, dass er sein Knie schon wieder um etwa 25° abbiegen und dadurch wesentlich leichter gehen konnte.

Dann allerdings gab es für ihn wieder einen Rückschlag. Er war gerade von der Küche zur Baracke 17 unterwegs und hatte es sehr eilig, denn er musste zur Zählung. Als er hastig von der Küche wegging, verhängte er sich mit seinen Fleckerlpatzchen, denn Schuhe hatte er noch keine, an einer Unebenheit am Boden. Er stürzte so unglücklich in den flachen Wassergraben vor der Küche, dass er mit beiden Armen auffiel und sich den rechten Arm bei der Schulter auskegelte. Er spürte wahnsinnige Schmerzen und konnte allein nicht aufstehen. Kameraden hoben ihn auf und brachten ihn ins Lazarett. Dort renkte ihm Stabsarzt Lütge die Schulter mit einem raschen Ruck wieder ein. Die Folge war natürlich eine starke Zerrung mit einer Anschwellung und darauffolgendem Bluterguss.

Als er dann in die O.K. Baracke verlegt wurde, kam er in ein Zimmer mit zweistöckigen Pritschen. Er lag unten, ober ihm ein Bayer. Wegen der vielen Wanzen legte er sich neben der Pritsche auf den Boden. Da sprang in der Nacht der Bayer im Schlaf herunter, ausgerechnet auf seinen verletzten Arm und renkte ihm das Schultergelenk wieder aus. Das verursachte ihm einen so unerträglichen Schmerz, dass er losbrüllen musste und die ganze Baracke aufweckte. Es war so gegen 4 Uhr früh. Uhr hatte ja keiner von uns, wir konnten die Zeit daher nur schätzen. Das konnten wir sehr gut in der Nacht nach den Sternen und am Tag nach der Sonne. Um diese Zeit gab es aber noch keinen Arzt; er musste mit seinen bohrenden Schmerzen warten, bis der Ärztedienst begann. Der Arzt renkte ihm den Arm wieder ein, wobei ein russischer Arzt assistierte; er

konnte dies wegen seiner Schmerzen nur mit Narkose machen. Dann bekam er seinen Arm in eine Schlinge, denn der Bluterguss erstreckte sich bis zum Handgelenk. Hinter der Baracke 17 war ein Raucherplatz mit Bänken. Dort setzte er sich öfter hin, er hatte ja als Invalide nichts zu tun. Als er einmal dort sass und auf die fern vorbei fliessende Wolga blickte, biss ihn ein Insekt und verursachte dabei einen ungewöhnlichen Schmerz. Er beachtete es nicht weiter. Nach zwei Wochen aber merkte er es. Das Insekt war eine Malariamücke gewesen, er bekam seinen ersten Malariaanfall. Das war für ihn ein neues Tief, denn die Anfälle wiederholten sich immer wieder und er fürchtete sich schon von einem Anfall auf den nächsten. Sie brachten auch seiner ganzen Erholung wieder einen schweren Rückschlag.

Ende Juni trafen dann die Gefangenen vom Mittelabschnitt ein. Sie waren zum Teil noch ganz gut angezogen, manche kamen mit vollem Rucksack. Sie waren wohl im Lager durch einen zusätzlichen Stacheldraht von uns getrennt und es war verboten, mit ihnen zu reden, aber als Invalide konnte er immer herumschleichen und auch mit ihnen reden. Er musste dabei feststellen, dass die Neuankömmlinge noch voll vom Endsieg überzeugt waren, dass die gegenwärtigen Niederlagen nur ein vorübergehendes Missgeschick seien. Sie konnten die Lage nicht richtig einschätzen und waren noch voll im Einfluss der Propaganda.

Er lernte da auch einen Grazer, den Stampler Sepp, kennen, der mit der Tochter des Fleischhauers Lampl in Eggenberg verlobt war. Er sprach öfter mit ihm und meinte, wenn er so gut beisammen wäre wie er, hätte er die Gewissheit, dass er die Gefangenschaft überstehen und wieder heimkommen würde. Tatsächlich kam es ganz anders. Stampler wurde nach Ablauf der Quarantäne in ein Holzfällerlager geschickt, dort holte er sich die Malaria Tropika, kam wieder ins Lager zurück und starb.

Das deckte sich ganz mit meinen Erfahrungen am Anfang unserer Gefangenschaft, als es wegen des Hungerns das grosse Sterben gab, starben zuerst die Wohlgenährten, die Kraftgestalten. Man hatte den Eindruck, sie brannten körperlich und seelisch viel rascher aus als andere, die nicht so viel Kraft zeigten. In dieser Zeit traf ich wieder einmal einen Landsmann, einen Burgenländer, den ich schon seit Anfang unserer Gefangenschaft kannte, er war Kroat aus einem Kroatendorf an der ungarischen Grenze und Brigadeführer in der Fabrik, weil er sich durch sein

Kroatisch mit den Russen gut verständigen konnte. Er sah gesund aus, wie ein Bulle. Ich selbst war damals wieder einmal schwach beisammen und bekam schon Zweifel, ob ich überhaupt noch heimkommen würde. Als er mich sah, sagte er zu mir: «Hörst, wie schaut denn Du drein, lass Dich doch nicht so gehen!». Das war für mich die lebensrettende Watsche. Ich riss mich zusammen und erholte mich wieder. Es war auch das einzige Mal, dass ich mich gehen liess. Doch einige Wochen später wunderte ich mich, dass ich den Burgenländer nicht mehr sah und es eine Brigade mit seinem Namen nicht mehr gab. Die Brigaden wurden immer nach ihrem Führer benannt. Ich fragte in meinem Bekanntenkreis herum und erfuhr, dass er plötzlich an einer Infektion gestorben sei. Genauer konnte ich nicht erfahren.

Bei einem anderen Teil der Quarantänebaracke kam Harrer mit Neuankommenden ins Gespräch, die ihn fragten, was er für ein Landsmann sei und welchen Dienstgrad er gehabt habe. Als er ihnen sagte, er sei Österreicher und sei Leutnant gewesen, fragten sie ihn ziemlich aggressiv, wieso er dann, wenn er wirklich Leutnant gewesen sei, eine so schäbige und herabgekommene Uniform und keine militärische Haltung habe, nichts Offiziersmässiges zeige. Er sagte ihnen, dass das ja nicht verwunderlich sei, nach allem, was er hinter sich habe. Sie würden schon noch sehen, wie auch ihnen die Haltung vergehen werde, wenn sie einmal längere Zeit in Gefangenschaft seien. Er hoffe nur, dass der Krieg bald aus sein werde und er lebendig heimkommen werde. Sie aber glaubten daran, von der deutschen Wehrmacht bald wieder herausgehauen zu werden. Er sagte ihnen, sie sollten sich das aus dem Kopf schlagen, denn die Wehrmacht werde schon bald aus Russland draussen sein. Sie fragten, wie es weitergehen werde. Er sagte, es gebe keinen Zweifel mehr, dass die deutsche Wehrmacht den Krieg verloren hat. Da wurden sie furchtbar wütend und nur der Stacheldrahtzaun hinderte sie daran, ihn zu erwürgen. Er war für sie ein Abtrünniger, ein Ungläubiger, der nicht an den Endsieg glaubte.

Mit diesen unbelehrbaren Neuen hatte er bald darauf ein für ihn belustigendes Erlebnis. Er sah, wie der damals mitgekommene Leutnant Jakobson in der O.K. Baracke, in die er nach der Quarantäne auch gekommen war, in stolzer Haltung pfeifend daherkam. Am anderen Ende des Ganges kam gerade der russische Arzt Dr. Skoweronski herein und fragte. «Wer hat da gefeifen?» Leutnant Jakobson meldete sich und sagte «Ich». Da gab ihm der russische Arzt eine schallende Ohrfeige und sagte: «Fei-

fen, nix kultura!». Das belehrte ihn über die neuen Realitäten. Willi kam dann mit Leutnant Jakobson, Oberleutnant Löffler und Leutnant Richter in ein kleines Kabinett im deutschen Steinbau; sie durften ja als Offiziere nicht arbeiten, sondern verbrachten die Zeit mit Lesen und Herumtrödeln. Leutnant Richter war ein ausgezeichnete Akkordeonspieler und lieb sich öfter ein Akkordeon aus, mit dem er bei Veranstaltungen spielte. Der Barackenleiter des Steinbaues war Hauptfeldwebel Knebel, mit dem man gut auskam. Er war ein vorbildlicher «Spiess» nach deutschem Muster. Er verstand es gut, seinen Dienst trotz aller Reibungspunkte zwischen den Gefangenen untereinander und mit den Russen befriedigend zu lösen und mit den Problemen der täglichen Zählung, der Eintönigkeit des Essens, dem häufig auftretenden Wassermangel fertig zu werden. Wie oft stimmte die Zahl der Gefangenen nicht und wir mussten stundenlang warten, bis der Fehler sich löste, wie oft gab es wochenlang die gleiche Kascha und wie oft mussten wir uns mit einem Trinkbecher Wasser auf russische Weise waschen, indem wir den Mund voll Wasser nahmen, mit spitzem Strahl auf die eingeseifte hohle Hand spritzen und damit auch das Gesicht wuschen, weil der einzige Brunnen im Lager fast kein Wasser lieferte, das uns noch dazu als Trinkwasser verboten war. Meistens bekam man schweren Durchfall, wenn man das Wasser trank, und schwerer Durchfall war noch immer, bei dem geschwächten Gesundheitszustand des Grossteils der Kriegsgefangenen, nicht verwunderlich, die häufigste Todesursache. Das wussten wir alle, das nahmen aber auch die Ärzte sehr ernst, schon im Auftrag der Russen, die sehr besorgt um unsere Arbeitskraft waren.

Im Sommer gab es einmal eine grosse Katastrophe durch mehrere schwere Gewitter mit Wolkenbrüchen. Auf einmal roch das Wasser des Brunnens im Lager, aber dann auch das Wasser der Wasserleitung von Krassnoarmeisk stark nach Leichen. In unserem Lager wurden gleich über 200 Gefangene mit schweren Vergiftungserscheinungen ins Lazarett eingeliefert. Auch in der ganzen Stadt brach eine Seuche aus. Wieviel dort wirklich erkrankten, erfuhren wir nie, nur, dass es sehr viele sein mussten, konnten wir daraus schliessen, wie viele in unserer Umgebung bei der Arbeit bewusstlos zusammenbrachen und fortgeschafft wurden. Die Russen untersuchten aufgeregt die Ursache des Leichengestanks im Wasser und kamen darauf, dass sich durch die Wolkenbrüche Wassergräben vom Hügel ober uns gebildet hatten, die tief in den Boden

eindringen, in dem ca. 35.000 Tote begraben lagen. Dieses Leichengift verunreinigte das Grundwasser, aus dem die Stadt ihr Trinkwasser für die Wasserleitung bezog.

Einer meiner Bekannten, der Oberösterreicher aus Grünburg, erzählte mir später, er habe gesehen, wie nach einem dieser Wolkenbrüche herabschiessendes Wasser halbverweste Totenschädel und Knochenteile an den Stacheldrahtzaun schleuderte und sie dort hängen blieben. Unser Brunnen wurde zuerst ganz gesperrt und dann war es streng verboten, sein Wasser zu trinken. Auch in der Fabrik durfte man das Wasser nicht trinken, es gab eigenes Trinkwasser in Eimern in Anbetracht der grossen Hitze im Sommer allerdings viel zu wenig; es wurde nach Kriegsende sogar mit Kohlensäure oder auch Süsstoff angeboten. Die Brunnen aber blieben gesperrt.

Harrer hatte sich inzwischen an den «Hausbrauch» im Lager ausserhalb des Lazarets gewöhnt und wartete so wie wir jeden Tag auf sein Essen, sah wie wir schon immer genau hin, ob bei ihm der Koch beim Austeilen der dünnen Suppe mit dem Schöpfer auch ein wenig nach unten fuhr und so etwas vom dickeren Bodensatz heraufholte, oder nur so tat, als wollte er wieder einmal umrühren, dass er vielleicht einmal einen zweiten Schlag Kascha erhielt oder beim Brot den gehaltvolleren Anschnitt des Brotziegels und beim Fisch womöglich nicht den Kopf oder Schwanzteil, sondern den Mittelteil, wenn er auch nur von einem ungewässerten Salzfish war. Mir kam manchmal der Gedanke, dass ich den mir in meinem ganzen, auch zukünftigen Leben zustehenden Fischanteil meiner Nahrung schon in der Gefangenschaft konsumiert habe und daher im Leben nach der Gefangenschaft nie mehr Fisch essen müsse. Dieser Vorstellung bin ich dann zu Hause doch nicht treu geblieben, allerdings habe ich dort nie mehr einen Salzfish gegessen.

Harrer machte aber auch die Erfahrung, dass es ganz gut ist, wenn man mit jemandem aus der Küche gut bekannt ist, denn ein solcher gehört zur Lageraristokratie, der nicht von der Hand in den Mund leben muss, auch nicht in einem Gefangenenlager einer Volksdemokratie. So konnte er durch Vermittlung seines Freundes Schweifer aus der Küche eine Hose mit zwei Hosenbeinen, dann einen besseren Uniformrock, später sogar ein Paar ungarische Gebirgsjägerschuhe erhalten. Niemand nahm daran Anstoss, nur im sonst üblichen, offiziellen Weg war ihm das bisher nicht möglich gewesen.

Daran musste ich mich erinnern, als ich im Lager nach dem Winter statt

meiner Pelzstiefel zwei verschiedene Schuhe bekam, links einen österreichischen Bergschuh mit geschmiedeten Nägeln und rechts einen primitiven, russischen Schuh. Ich musste froh sein, dass ich überhaupt Schuhe bekam. Ich ging in beiden Schuhen nicht schlecht, es war nur etwas ungewohnt. Manchmal versuchten einige Kameraden, mich deswegen zu hänseln. Ich sagte nur, daran sei ich selbst schuld, da ich mich bei deren Empfang nicht rasch genug entscheiden konnte, ob für mich als Österreicher ein Bergschuh oder als Kriegsgefangener ein russischer Schuh besser sei. Da hätten mir die Russen zum Ausprobieren eben zweierlei Schuhe gegeben. Sie liessen mich dann in Ruhe. Jede Gesellschaft hat eben ihre oft strengen Regeln, aber auch ihre «Hintertürln», um diese erträglich zu machen.

Er lernte dann auch noch einen Grazer kennen, den Dunkl Edmund, der in der Schneidereiwerkstätte des Lagers Uniformen für die Russen nähte und nach seiner Heimkehr in Graz ein nobles Schneideratelier betrieb. Der April 1944 ging zu Ende und die Russen bereiteten alles auf den Ersten Mai vor, der für sie ausser dem Révolutionstag vom 23. Oktober – der allerdings wegen des Überganges vom Julianischen auf den Gregorianischen Kalender erst am 10. November als höchster Feiertag gefeiert wird – ist. In der Fabrik wurden freiwillige Sonderschichten eingelegt, um die Normen besser erfüllen zu können und alles sauber zu machen; dazu wurden auch wir eingeteilt. Wir müssen im Elektrizitätswerk, dessen Einzylindermotor mit Rohöl betrieben wurde, den unterirdischen Behälter reinigen, in den der Ölrest des unwirtschaftlich arbeitenden Motors geleitet wurde und der Motor wegen des Feiertages abgestellt worden war. Es war eine dreckige Arbeit, wenn auch nicht besonders anstrengend.

Wir machten schnell die Erfahrung, dass die Posten an solchen Tagen anders gestimmt waren, denn sie wurden offenkundig mit politischen Parolen vollgestopft und bekamen eine Wodka-Sonderration. Man musste ihnen ausweichen, durfte sie nicht reizen, denn gleich hörten wir ihren echt russischen Fluch. Es gab Fusstritte, Kolbenschläge und verhältnismässig rasch einen Schuss, meistens allerdings nur einen Warnschuss. Wir waren froh, als wir wieder, wenn auch ölig verdreckt, im Lager ankamen.

Wir hörten, wie die Russen das Fest feierten, wie die Musikkapelle russische Lieder spielte und dann die Russen die Kartuscha sangen, mit ihren unendlichen Strophen, die immer mit demselben Refrain endeten,

der frei übersetzt bedeuten soll: «Führer befiehlt, wir folgen dir!». Dabei überwiegen die weiblichen Stimmen und es klang in unseren Ohren wie Froschgequacke. Gegen Abend aber hörten wir auf einmal die Blasmusik uns wohlbekannte Weisen spielen, es erklang: «An der schönen, blauen Donau» und der «Radetzky-Marsch». Sie kamen uns vertraut, aber doch ein wenig fremd vor, sie gaben uns Österreichern aber ein heimatliches Gefühl und ein wenig Sympathie für die Russen als Menschen, aber auch für die völkerverbindende Macht der Musik. Übrigens, ich habe nie die Russen einen deutschen Marsch spielen gehört.

Am nächsten Tag, ich war wieder von meiner Tätigkeit als Elektriker heimgekommen und sass noch ein wenig in der langsam untergehenden Sonne, da setzte sich ein mir bisher noch unbekannter Kamerad zu mir, wir kamen ins Plaudern. Wir sprachen zuerst vom gestrigen Tag, vom Lager, vom Hunger, von den Läusen, von den Wanzen und stellten dann fest, dass wir beide Österreicher waren, sogar von der selben Stadt, aus Linz. Er sagte mir, er heisse Alex Grün, sei Artist und habe am Trapez gearbeitet, was er aber sicher nicht mehr tun werde können, wenn er überhaupt heimkomme, da er sich im Kriege eine schwere Rückgradverletzung zugezogen habe. Er leide riesig an Heimweh. Er sei das Herumziehen gewöhnt und könne das Eingesperrtsein kaum ertragen. Zu Hause habe er seine Frau gelassen, die er sehr liebe, die aber von den Nazis unfruchtbar gemacht worden war, weil sie eine zigeunerische Abstammung habe. Ihn aber habe man zur Deutschen Wehrmacht eingezogen und er sei als Kraftfahrer eingesetzt worden. Er musste einen Kastenwagen fahren, der luftdicht gemacht worden war und in den die Auspuffgase eingeleitet wurden. In diesem Wagen wurden hinten Menschen eingeladen, er wusste nicht, was es für Menschen waren, vermutlich Juden. Dann wurde losgefahren. Nach einiger Zeit kamen sie in eine einsame Gegend, in der er stehenbleiben musste; der Wagenkasten wurde aufgemacht. Die mitgeführten Menschen waren schon tot und mussten nur noch begraben werden. Er sagte, das wäre furchtbar gewesen und er leide noch immer unter diesen Erinnerungen. Er sagte, er sei aus einer Zirkusfamilie, sein Vater habe eine Tigernummer mit 6 dressierten Tigern gehabt. Er selbst sei mit ihm auf Tigerjagd in Malaysia gewesen und sie hätten auch junge Tiger gefangen. Einmal sei er dabei von einem Tiger angefallen worden und habe davon grosse Narben am Rücken. Sein Vater habe aber die Tiger hergeben müssen, da er kein Futter mehr be-

kommen konnte. Er werde sich nie mehr eine Tigernummer leisten können.

Übrigens, der Zirkusartist kam wieder heim, betrieb dann einen kleinen Wanderzirkus und besuchte mich in meiner Wohnung. Ich war aus dem Büro noch nicht nach Hause gekommen. Da erzählte er meinem Sohn von seinem Abenteuer bei der Tigerjagd und zeigte ihm seine Narben. Mein Sohn war fasziniert. Als ich heimkam, machte er mir gleich die Türe auf und sagte voll Aufregung: «Du, Papa, da drinnen wartet ein Mann auf Dich, der ist von einem Tiger angefressen worden!». Ich wusste sofort, wer der Besucher war und freute mich über das Wiedersehen. Es ging uns beiden wohl noch nicht besonders gut, aber wir lebten, wir waren zu Hause und hatten die Zerreißprobe bestanden.

Gleich darauf lernte ich zufällig wieder einen Österreicher aus Kufstein kennen. Er erzählte mir, er habe zu Hause ein Uhrgeschäft und habe das Uhrmacherhandwerk gelernt. Er sei aber mit diesem biederem Beruf nicht zufrieden gewesen, habe die Arbeitermittelschule gemacht und die Matura abgelegt. Bei seinem Studium habe er sein besonderes Talent für Mathematik erkannt. Daraufhin habe er Mathematikprofessor werden wollen, die Hochschule besucht und abgeschlossen. Er sei daher wohl Mathematikprofessor, habe aber seinen neuen Beruf nicht ausüben können, da der Krieg kam und er einrücken musste. Nun sei er seit Kurzem im Lager und in der Küche beschäftigt. Ich sagte ihm, dass ich Diplomingenieur für Vermessungswesen sei, erzählte ihm von meiner Erkrankung an Fleckfieber, den darauffolgenden schweren Folgen im Gehirn und dass ich erst allmählich durch ständiges Training mit Mathematik meine volle geistige Leistungsfähigkeit wiederherstellen konnte. Da wir als Gefangene kein Schreibpapier hatten, verwendete ich immer die blanken Aussenwände meines Essgeschirres als Papierersatz, die Mine für einen Bleistift konnte ich mir aus dem Graphit eines Schleifkontaktes eines Elektromotors herausritzen und zwischen Holzspäne kleben. Wenn ich die Aussenwände meines Kochgeschirres aus Aluminium mit Integralen und Differentialgleichungen vorgeschrieben hatte, rieb ich sie wieder blank, um sie wieder neu beschreiben zu können. Sicher glaubte mancher, der mir dabei zusah, ich hätte einen Vogel, doch keiner sagte etwas, denn diesbezüglich war man sehr tolerant. Mein neuer Bekannter und ich freuten uns aufrichtig, dass wir nun einen Partner gefunden hatten, der es uns ermöglichte, unser Hirn stark zu beanspruchen und mit

beanspruchen und bisherige Schreibunterlage, das Kochgeschirr, hielten wir für gemeinsames Benutzen nicht geeignet. Plötzlich hatten wir eine glorreiche Idee. Wir hatten ja eine grosse, dunkle Tafel zur Verfügung, aus blankem, von der Witterung durch Rost leicht raugemachten Stahlblech, 7 mm stark, die Latrinentür. Mein Landsmann sagte mir, die zum Schreiben erforderliche Kreide könne er leicht auftreiben. Also sah man uns jeden Tag nach der Arbeit an der Latrinentür mit Kreide jede Menge von Problemen der Höheren Mathematik lösen, bis die Türe von oben bis unten vollgeschrieben war. Die «Anrührigkeiten» des Ortes und die menschlichen Geräusche haben uns dabei nie gestört. Wir staunten, was wir an Mathematik ohne jedes Lehrbuch noch zusammenbrachten.

Einmal gab es allerdings einen Betriebsunfall. Ich habe noch nicht erwähnt, dass mein lieber Freund in der Küche als Fischmeister beschäftigt war. Fast jeden Tag bekamen wir zum Abendessen ein Stück, ca. 70 Gramm, Salzfisch, meistens waren es Salzheringe, oft auch salzkonservierte Wolgafische. Der Salzfisch war für uns gewöhnlich das einzige Eiweiss, das wir bekamen. Die Fischmenge wurde dem Lager nach der Anzahl der Bewohner geliefert, das heisst, pro Gefangenen gab es 70 Gramm Fisch. Da waren auch die Köpfe und Schwänze der Fische inbegriffen. So konnte es einem passieren, dass er von einem grösseren Salzhering nur den Kopf bekam. Da war es dann üblich, dass der Empfänger auch alle Knochen des Kopfes mit dem bisschen Fleisch, das darauf war, zerbiss, mancher ass auch die Augen. Ich habe es auch einmal versucht, ich brachte den ekelig, salzigen Geschmack der Fischaugen lange nicht weg und schenkte sie, wenn ich wieder einmal einen Kopf bekam, an einen der Kameraden, die schon begehrllich herschauten und um die Fischaugen bettelten. Das Aufteilen der Fische in möglichst gleich schwere Portionen war bei der grossen Menge nicht leicht. Mein Freund Puchwald aber machte sich Gedanken, wie er die Aufteilung der Fische möglichst gerecht durchführen konnte. Er, als Mathematiker, kam natürlich auf eine einfache Rechnung. Die gelieferte Fischmenge wurde ihm ja bekanntgegeben, die Anzahl der Portionen auch. Man brauchte daher nur durchdividieren, dann war das Gewicht der Portion bekannt. Nun brauchte er eine Waage und ein Gewicht. Waage gab es keine, also musste er sich eine beschaffen oder anfertigen lassen. Er fragte mich, ob ich das könne, ich sagte zu, beschaffte mir durch einen Kameraden, der

in der Fabrik arbeitete, Aluminiumabfälle und machte daraus eine Waage. Als Lohn bekam ich, wie üblich, 1 Kilo Brot, von dem ich einen Teil an den Aluminiumlieferanten abgeben musste.

Eines Tages aber hatten wir bei unserer Mathematikübung vergessen, dass er ja noch die damals etwas später gelieferten Fische aufteilen müsse, sonst hatte er seine Fische schon vor unserer Mathematikübung aufgeteilt. So interessant waren für uns die aufgelösten Differentialgleichungen, dass wir erst bei der Heimkehr der Arbeitsbrigaden an den Fisch erinnert wurden. So bekam an diesem Abend das ganze Lager keinen Fisch, denn zum Aufteilen war es schon viel zu spät. Den Fisch bekamen wir erst zum nächsten Frühstück. Das fiel aber gar nicht so auf, denn es kam immer wieder vor, dass irgendein Teil der Verpflegung nicht zeitgerecht geliefert wurde.

Die Ungezieferplage

Ein besonderes Problem bildete in Gefangenschaft die Ungezieferplage, zuerst die Läuse. Ich habe ja schon anfangs berichtet, wie schwer wir unter der Läuseplage litten. Viele bekamen durch Läuse Flecktyphus; die meisten starben. Auch ich bekam, wie ich schon vorne schrieb, bereits Anfang 1943 Flecktyphus und hatte damals so viele Läuse am Kopf und am ganzen Körper, dass ich, wenn ich wegen Juckens unter die anfangs immer ungewaschene, verdreckte Unterwäsche griff, sich die Haut angriff, als ob sie voll Sand wäre. Wer allerdings nicht am Flecktyphus starb, wurde gegen diese Krankheit immun, nur die Läuse blieben ihm erhalten. Als es dann wärmer wurde, bekamen wir öfters einen ganz kleinen Würfel Kernseife, wie sie auch bei uns die Bauern früher aus Holzasche und Kernfett selbst erzeugten. Auch gab es dann schon im Lager Beketowka einen Ziehbrunnen, aus dem wir uns mit einem Eimer Wasser holen, mit der Seife uns selbst und unsere Wäsche waschen konnten, die noch am selben Tag trocken wurde und auch trocken werden musste, denn wir hatten ja keine andere Wäsche. Dadurch wurden unsere Läuse langsam etwas weniger. Als wir dann nach Krassnoarmeisk kamen, erhielten wir auch dort öfter ein kleines Stück gleicher, primitiver Seife zum Waschen und kamen öfter in die «Banja», einen Kellerraum im Steingebäude, in dem wir uns nackt ausziehen und waschen mussten, wie ich schon geschildert habe. Die Kleider wurden inzwischen in eine

gemauerte Zelle nicht zu eng nebeneinander gehängt, die Eisentüren zugemacht, alles auf 100-120°C erhitzt. Sie blieben dann ca. 1 Stunde in der Zelle. Nachher bekamen wir meistens frische Wäsche und unsere so entlausten Kleider wieder zurück. Die Läuse wurden wohl immer etwas weniger, starben aber nicht ganz aus, denn einzelne Nissen überlebten anscheinend und es gab sicher auch einzelne Läuse auf unseren Pritschen.

Einmal hatte ich bei einer solchen Entlausung ein sehr beunruhigendes Erlebnis, ich hatte wieder einmal meine ganzen Kleider ausgezogen, in die Entlausungszelle gehängt und war gerade dabei, mein «Duschbad» zu veranstalten, da fiel mir ein, dass ich in meiner Uniformjacke ein Packerl Vorlaufzünder stecken hatte, wie wir sie zum Anzünden einer Flamme mit dem «Steinfeuerzeug» verwendeten. Der Schreck fuhr mir in die Glieder. Wenn sich diese Ladung entzündete, verbrannten alle unsere Kleider. Was sollte ich tun? Wenn ich es gemeldet hätte, wäre ich sofort eingesperrt worden, weil es uns streng verboten war, solche Zündmittel zu besitzen. Ich überlegte kurz: Wenn ich es melde, werde ich eingesperrt, wenn die Zünder hochgehen und alles verbrennt, müssen wir wohl schauen, dass uns nichts passiert, wir waren wohl splinternackt, aber wir würden es überstehen und neue Kleider bekommen. Sicher würde es schwer sein, den Übeltäter zu überführen. Es könnte aber sein, dass nichts passiert. Ich behielt die Nerven und liess mir nichts anmerken. Es passierte auch nichts. Als ich meine Kleider wieder bekam, sah ich gleich vorsichtig nach und stellte beruhigt fest, dass die makkaroniförmigen Vorlaufzünder nur ganz zusammengeschmolzen waren, aber sich nicht entzündet hatten.

Ein anderes Mal hatte ich in der Uniformjacke einen Aluminiumbecher mit einem kleinen Stück Butter vergessen, das ich mir um Rubel vom Basar hatte mitbringen lassen. Es tat mir zwar leid um die Butter, aber ich regte mich nicht auf. Ich sorgte nur dafür, dass meine Sachen beim Herausragen nach der Entlausung nicht wie üblich hingeworfen wurden, sondern holte sie mir selbst heraus. Die Butter war nicht einmal ausgeflossen, da die Jacke immer gerade gehangen hatte, sie war nur zu Butterschmalz geworden. Ob dabei auch einige Läuse miteingeschmolzen wurden, untersuchte ich nicht einmal, sondern strich halt braunes Butterschmalz statt Butter aufs Brot. Ich konnte mir damals fast nicht mehr vorstellen, dass es noch einmal ein Leben ohne Läuse geben konnte. Harrer sagte mir allerdings, als wir einmal auf die Läuseplage zu

reden kamen, dass er selbst nie Läuse gehabt habe, aber so sehr unter den Wanzen litt, dass er oft auf seiner Pritsche nicht schlafen konnte und daher auf dem Fussboden der Baracke schlafen musste. So sei ihm auch sein ausgerenkter Arm. durch den herabspringenden Bayern noch einmal ausgerenkt worden.

Ja, die Ungezieferplage war oft unerträglich, zuerst bissen uns die Läuse, dann die Schilfflöhe, als unsere Strohsäcke einmal einen neuen Inhalt bekamen, nicht Stroh, sondern Schilf, das ein eigenes Kommando für uns aus den Wolgaaunen holte. Mit dem Schilf brachten sie eine Unmenge schwarzer Schilfflöhe mit, die überall herumhüpften und uns bissen; allerdings nur einige Zeit, dann bemerkten wir allmählich nichts mehr von ihnen.

Es kamen dann die Wanzen auf, in immer grösserer Zahl und blieben uns bis zur Heimfahrt treu. Gegen die Läuse gab es die Entlausung, die Flöhe verschwanden von selbst, aber gegen die Wanzen hatten die Russen nichts.

Gegen Ende des Krieges gaben uns die Russen etwas amerikanisches D.D.T. zum Vertilgen der Läuse. Sie waren von seiner Wirkung so wenig überzeugt wie wir. Wir machten mit dem D.D.T. auf einem Tisch einen Ring, legten Läuse hinein und warteten, dass sie rasch kaputt wurden; aber sie krabbelten nur so herum und wurden nicht kaputt, auch wenn wir sie ganz mit D.D.T. zudeckten. Wir, auch die Russen, wussten ja nicht, dass D.D.T. ein Nervengift ist und auf alle Insekten tödlich wirkt, aber nicht sofort. Bei den Wanzen probierten wir es daher gar nicht einmal. Sie wären ja auch schwieriger zu behandeln gewesen, weil sie so schnell waren und bei Tageslicht in ihren Löchern im porösen Verputz unserer Unterkünfte sass.

Um zu verstehen, warum die Wanzen sich so rasch vermehren konnten, muss man die Bauweise unserer Baracken kennen. Sie waren aus Holz und standen auf einem Mauersockel. Aussen hatten sie Holzbretter, dann kam darunter Dachpappe, darunter die Holzkonstruktion aus Kantholz, innen dann wieder Dachpappe und darauf ein dicker, luftiger Verputz mit einem Mörtel, der aus Lehm, Sand und Mist bestand und mit Kalk angestrichen war. Der Zwischenraum der Holzkonstruktion war mit Schlacke, wir sagen Lösch, ausgefüllt. Diese Wände schützten uns verhältnismässig gut gegen die grosse Kälte im Winter, auch bei 40°C unter Null; an den Innenwänden bildete sich kein Eis, ausser bei den Leibungen der grossen Fenster, die mit Ziegeln bis auf eine schmale, verglaste

Oberlichte zugemauert waren und die einzige natürliche Beleuchtung der Baracken bildeten. Dort bildete sich im Winter eine Eisschicht. Geheizt waren unsere Baracken im Winter fast nie, ausser mit unserer animalischen Wärme. Diese porösen Innenwände waren aber nicht ohne Löcher und Risse. In jedem Loch und Riss lauerten die Wanzen in allen Grössen; man musste nur mit einem dünnen Holz hineinstochern, dann schwärmten sie aus. Oft waren sie so klein, dass man sie bei der ohnehin schlechten Beleuchtung auch bei Tag nicht bemerkte.

Ich sass einmal auf einer unteren Pritsche in einer Baracke, die schon einige Monate nicht mehr bewohnt war; wir hatten eine Zusammenkunft des österreichischen Chores, da spürte ich irgendetwas herunterrieseln. Ich dachte mir nichts dabei, wunderte mich nur etwas. Doch dann spürte ich auf dem Handrücken ein immer stärker werdendes Jucken und strich, noch ohne mir dabei etwas zu denken, mit den Händen gegenseitig über den Handrücken und spürte plötzlich, dass ich merkwürdigerweise nass war; ich sah genau hin und bemerkte, dass beide Handrücken voll Blut waren. Meine anderen Kameraden machten fast zur gleichen Zeit dieselbe Erfahrung. Schleunigst verliessen wir die leere Baracke und trafen uns später nie mehr in einer leeren Baracke, lieber im Freien.

Aber die Wanzen in unseren Unterkünften spürten wir besonders in der wärmeren Jahreszeit jede Nacht und versuchten alles, um ihren Angriffen zu entgehen. Wir betrieben Verhaltensforschung bei den Wanzen. Vor allem versuchten wir, jedes kleine Loch, jede Ritze im Verputz mit irgendetwas zu verkleben. Am besten wäre es gewesen, wenn alle Räume neu gekalkt hätten werden können und die ganzen Pritschen herausgerissen, zerlegt, gut abgeschrubbt und neu zusammengenagelt worden wären. Doch das ging nicht, konnten sich nur Lageraristokraten leisten wie z.B. die Küchenleute. Sie konnten ja alles mit Brot bezahlen.

Sie liessen sich in der Fabrik aus Betoneisen Betten anfertigen, stellten diese mit den Füßen in leere Konservendosen, in die sie Kerosin schütteten, damit die Wanzen nicht von unten heraufkriechen konnten und hatten an der Zimmerdecke eine Tausend-Watt-Birne hängen, die das ganze Zimmer grell beleuchtete, da die «Wanzologie» ergeben hatte, dass die Wanzen bei starkem Licht nicht ausschwärmen und beißen. Freilich, an das Schlafen beim grellen Licht mussten sie sich auch erst gewöhnen. Sie sagten sich: Besser bei grellem Licht schlafen, als von Wanzen gebissen werden.

Wir hatten für sie Verständnis, konnten uns aber solche Methoden nicht leisten und kamen darauf, dass die Wanzen nicht von unten kamen, sondern von der Zimmerdecke. Dort liefen sie auf der dunklen Decke so lange herum, bis sie die warm aufströmende Atemluft eines Schlafers spürten, dann liessen sie sich fallen und bissen in jede nackte Haut, die sie erreichen konnten, krochen aber nicht unter die Decke, nicht einmal unter ein dünnes Leintuch. Wenn man die Hände immer unter der Decke hatte und das Gesicht immer unter einem Tuch, dann bissen sie einen nicht. Das hielt man aber in den heissen Sommernächten vor Hitze in der Baracke nicht aus, deckte sich unwillkürlich immer wieder ab und wurde fast jede Nacht neuerlich gebissen. Am Morgen waren dann wieder die Hände, die Füsse oder das Gesicht ganz übersät von den Bissstellen der Wanzen; manchmal waren die Augenlider so geschwollen, dass man sie kaum aufbrachte, oder die Lippen so dick und aufgeworfen wie bei einem Neger. Wie oft wurden wir in der Nacht plötzlich wach, weil uns eine grosse, dicke Wanze über das Gesicht lief. Wir schlugen sie tot, dass das von ihr gesaugte Blut unser Gesicht beschmutzte und rochen den typischen, widerlich säuerlichen Wanzengeruch, den ich bis heute nicht vergessen habe.

Bei meinen späteren Reisen in Länder, deren Übernachtungsmöglichkeiten noch nicht den heutigen Standard aufwiesen, hat mir meine Fähigkeit, diesen Geruch wahrzunehmen, jedesmal geholfen, festzustellen, ob das Zimmer verwanzt war oder nicht und nur vernachlässigt aussah. Ich brauchte nur an Rissen in Tapeten oder Verputz, Schaltern und Steckdosen riechen. Ich kann ihre Anwesenheit an ihrem typischen Geruch erkennen.

Wanzen waren für mich auch Ende Sommer 1945 die Ursache, dass ich die Malaria bekam. Ich lag damals im früheren Rumänenbau. Die Rumänen waren schon heimgefahren, da der Krieg für sie schon aus war. Es war ein glühend heisser Sommer. Die Räume wurden von der Sonne so aufgeheizt, dass man die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Auch die Wanzen spürten die Hitze, vermehrten sich besonders rasch, der viele Nachwuchs war ständig auf unser ohnehin schon wenig Blut aus, sie alle, junge und alte Wanzen, bissen uns die ganze Nacht. Da nahmen wir unsere Strohsäcke und trugen sie auf eine vor dem Haus etwas höher gelegene Terrasse und schiefen dort ganz besonders tief, denn es war angenehm kühl und es bissen keine Wanzen. Wir waren so erschöpft von der Arbeit, dass wir nicht einmal bemerkten, als ein starkes Gewitter nieder-

ging. Erst als ein Wolkenbruch nachkam, wachten wir schon ganz durchnässt auf und liefen mit unseren Strohsäcken in unsere Räume. In so einer Nacht im Freien stach mich eine Malariamücke und ich bekam die Malaria. Doch davon später.

Das Attentat auf Hitler

Als mein rechter Daumen nun doch ausgeheilt war – es hatte schon ausgeheilt, als ob er nie ausheilen würde, denn es eiterte immer wieder ein Stück des ersten Daumengliedes heraus – nahm ich meine Tätigkeit als Lagerelektriker wieder auf. Mein Daumen war nun wohl etwas kürzer, aber ich konnte wieder mit einer Zange oder einem Schraubenzieher arbeiten, wobei mich freilich immer ein Gruseln überlief, wenn meine grosse Narbe mit irgendetwas in Berührung kam. Das blieb mir, wenn auch immer schwächer werdend, bis heute. Bernhard, mein bisheriger Mitarbeiter, war in ein anderes Lager verlegt worden. Einige Zeit arbeitete ich ganz allein, schleppte meine Stehleiter herum samt meinem Werkzeug und mein Elektromaterial, unter dem man sich aber keinen ganzen Schalter, keine ganze Fassung oder echten Leitungsdraht vorstellen darf. Die Fassungen, Sicherungen und Schalter waren unvollständig und ich musste die Ersatzteile im grossen Bombentrichter suchen, sogar für die Schalter und Fassungen, die ich in Russenhäusern reparieren musste.

Am 20. Juli 1944 wurde ich wieder einmal ins Offizierskasino geführt, um mehrere Schalter zu reparieren. Als Wächter begleitete mich ein Rotarmist, der wie ein echter Mongole aussah, vielleicht ein Tatare. Er war nicht sehr gross, hatte breite Backenknochen, Schlitzaugen, eine gelbliche Gesichtsfarbe, einen glattrasierten Schädel mit einem kleinen, blauschwarzen Zopf oben in der Mitte. Er sah nicht gerade vertrauenserrückend aus. Er holte mich bei der Budka ab und führte mich zur Arbeitsstelle. Als wir im Keller in einem langen Gang allein waren, kam er ganz nahe heran, sah mich scharf an und fragte in gebrochenem Russisch: «Attentat auf Hitler, weisst Du davon?» Ich sagte: «Nein, ich weiss nichts.» Er wusste jedoch noch nicht, wie das Attentat ausgegangen sei, fragte aber, was ich dazu sage. Ich sagte: «Wenn Hitler kaputt, dann wird bald Frieden.» Da streckte er seine Hand aus, packte mich bei meiner Uniformjacke und sagte. «Das ist nicht wahr!» Als ich fragte, warum das

nicht wahr sei, sagte er: «Erst wenn auch Stalin kaputt, dann Frieden! Hast Du verstanden?» Ich sagte: «Ja, ich habe verstanden» und war etwas beklommen. Schliesslich schien mir seine Äusserung, einem Kriegsgefangenen gegenüber, doch sehr riskant. Sie zeigte mir aber wieder einmal, dass auch ein grausamer Diktator eigene Ansichten seiner «Untertanen» nicht verhindern kann.

Der Lagerkommandant, Hauptmann Barbasso, den wir zu Jahresanfang bekommen hatten, war sehr agil zur Verbesserung der Einrichtungen des Lagers tätig. Immer wieder gab es für mich Arbeit als Elektriker.

Er verfügte auch, dass ich einen Gehilfen bekam, den Steirer aus Roseggers Heimat, Sepp Leithenbauer. Eine besondere Hilfe war er ja gerade nicht, nur die Ruhe selber. Er kam wohl wieder heim, lebte aber nicht mehr lange als Gastwirt. Er konnte der immer allzu nahen Versuchung des Alkohols nicht widerstehen. Vom Elektrischen verstand er nicht viel und wartete immer auf meine Wünsche. Freilich, die Stehleiter trug er mir und ich musste nur das andere mitnehmen. Wenn dann irgendwo die Arbeit begann, ich z.B. eine Fassung montieren musste und ich auf der Leiter stand, war er unten am Boden und wartete auf meine Wünsche. Ich hatte eine Leiter, die oben kein Brett hatte, auf das man etwas legen und keine Tasche, in der alles drinnen war, und die man oben auf die Leiter hätte hängen können; aber ich hatte ja statt dieser Hilfsmittel den Sepp, der mir versprach, alles sofort hinaufzureichen, was ich gerade brauche. Er werde ein idealer Gehilfe sein, hatte er mir versprochen. Wenn ich dann oben auf der Leiter stand und rief: «Sepp, geh, gib mir den Hammer rauf» oder «die Kombizange», dann hatte er es gar nicht eilig, sondern sagte: «Zuast muass i mir ane ankenden!» Er meinte, zuerst müsse er sich eine anzünden, eine Papürossi, eine Zigarette aus Machorka gewickelt mit Zeitungspapier. Dann wickelte er gemütlich eine Zigarette und entzündete sie mit seinem Steinfeuerzeug, wie ich es schon beschrieben habe. Da half kein Schimpfen und Fluchen. Meistens stieg ich herunter und holte mir die Sachen selber. Beschwerden hätte ich mich ja können; da wäre er als Gehilfe abgesetzt worden, aber das wollte ich auch nicht. Er sah ja so verhungert aus und brauchte dringend meine mir als Lagerelektriker zustehende Zusatzkascha von einem Liter täglich, die ich nicht essen konnte, weil ich die Hirse nicht vertrug und sofort schweren Durchfall bekam, wenn ich mehr als die Normalportion

von ¼ Liter ass. Das war eine Folge der Ruhr, glaubte ich. Sonst konnte ich alles essen, was wir bekamen. Der Sepp aber erholte sich durch meine Zusatzkascha in kurzer Zeit ganz passabel.

Als Elektriker wurde ich auch öfter in Privatwohnungen gerufen, um irgendetwas Elektrisches zu reparieren. Dann bekam ich meistens eine Handvoll Machorka, für den ich als Nichtraucher keine Verwendung hatte. Diesen Tabak verkaufte ich um den üblichen Preis im Lager an Raucher gegen Rubel, die sie sich bei der Arbeit verdient hatten, nie gegen Brot, da ich auf dem Standpunkt beharrte, wenn sie kein Geld haben, sollen sie auch nicht rauchen.

Manchmal bekam ich auch ein paar Scheiben russischen Trockenbrotes. Es war Vollkornbrot, das so lange geröstet wurde, bis es ganz trocken war. Mir schmeckte es vorzüglich, es hatte einen süsslichen Malzgeschmack. Man isst den Suchary, indem man ihn knabbert wie Keks oder in Tee aufweicht. Jede russische Familie hatte unter dem Bett eine grosse Schachtel oder einen Korb voll Trockenbrot. Wenn es mit dem Brot, dem Hauptnahrungsmittel der Russen, wieder einmal Versorgungsschwierigkeiten gab, war das für sie nicht gleich ein Problem. Manchmal gab es auch Trockenfisch. Dabei werden die Fische auseinandergenommen, flach gedrückt, gesalzen und in der Sonne getrocknet. Er wird dann trocken wie Papier und ist voll von Salzkristallen. Zum Essen weicht man ihn in Wasser auf oder knabbert ihn einfach, wie wir es machten. Jeder Russe hatte auch einen Vorrat von solchen Dörrfischen auf Lager. Dieses Lager roch man von Weitem.

Einmal wurde ich auch wieder zum Lagerkommandanten, Hauptmann Barbasso, gerufen. Ich sollte einen «Kipitelnik» reparieren. Ich wusste nicht, was das für ein Elektrogerät sein könnte. Seine Frau stand schon vor der Tür und erwartete mich. Sie hatte ein Baby bekommen und wollte es baden, hatte aber dazu kein heisses Wasser. Sie zeigte mir eine Kombination von Blechen, Bakelitkapsel und Drähten mit Stecker. Ich sah in ihren Händen eine russische Erfindung, von der ich schon gehört, sie aber nie gesehen hatte, genial einfach, wirksam aber gefährlich. Sie sagte immer wieder die Worte: Kipitelnik kaputt. Ich sah mir das Ding an und erkannte, dass die Bakelitkapsel die 2 Bleche auseinanderhielt und jedes Blech an einen isolierten Draht angeschlossen war. Wenn man diese Vorrichtung ins Wasser hängte, ging der Strom durchs Wasser und erhitze dabei das Wasser als Widerstand. Zündholz durfte man natürlich nicht anzünden, denn da wäre das dabei entstehende Knallgas explodiert. Hineingreifen durfte man auch nicht, denn da wäre man unter Strom ge-

kommen. Doch das wussten die Russen und passten auf. Ich stellte bei jedem Blech den Anschluss wieder her und die junge Mutter, sie war ca. 20 Jahre, ihr Mann etwa 40 Jahre alt, war glücklich, als der Kipitelnik in kürzester Zeit den Eimer Wasser zum Kochen brachte. Sie lud uns zu einer Jause ein; an einem nett gedeckten Tisch gab es Kuchen und Tee, dann führte sie uns zu einer Ecke des Zimmers, wo ein Häuflein Apfel lag, ein für uns jahrelang ungewohnter Anblick. Sie sagte, wir sollen uns Äpfel nehmen, sie seien kissli. Wir wussten nicht, was «kissli» heisst, sagten aber, dies mache uns nichts aus und nahmen uns jeder einige; das war ihr zu wenig, wir sollten uns mehr nehmen. Wir stopften uns die Taschen voll. Das war ihr noch zu wenig. Wir hatten Gebirgsjägerhosen, die unten geschlossen waren. Sie sagte, wir sollten uns die Hosen anfüllen. So füllten wir uns die Hosenbeine an, dass sie standen und wir kaum ins Lager gehen konnten. Da wir natürlich die vielen Äpfel – bald merkten wir, dass sie sauer waren, und «kissli» sauer heisst, aber das störte niemand – nicht auf einen Sitz essen konnten, verkaufte ich einen Teil an Neugefangene, die vor einigen Wochen gekommen waren und bekam dafür Rasierseife – sogar parfümiert –, Pinsel, viele Packerl Rasierklingen und Zahnpaste. Eine Zahnbürste, Rasierapparat und einige Klingen, die ich nach jedem Gebrauch auf einem Hosenriemen abziehen musste, hatte ich ja schon. Aber sie taugten nicht mehr viel. Ich konnte mich nun weiterhin selbst rasieren und die Zähne putzen. Einen Teil meiner Rasierklingen nahm mir allerdings etwas später der kleine Posten, den wir «Bistra» nannten, bei einer Kontrolle an der Budka wieder ab. Er war von dem Tag an auch wieder gut rasiert, dank meiner Klingen. Immerhin, er nahm für sich nur die Hälfte meiner Klingen.

Ich habe nach dem Muster des «Kipitelnik» nachher viele solche Tauchsieder erzeugt. Das Problem war immer nur die Beschaffung des Materials. Die Isolierkapseln holte ich mir von den Fassungen, die ich im Bombentrichter fand, auch den Leitungsdraht und die Stecker, das Blech bekam ich von einem Kameraden, der in der Fabrik in einer Schlosserbrigade arbeitete. Es war meistens Aluminiumblech oder verzinktes Eisenblech. Beides zersetzte sich viel zu rasch durch den elektrischen Vorgang, wenn der Wechselstrom durch das Wasser ging. Doch das hatte für mich nur positive Folgen; die Tauchsieder wurden nach längerem Gebrauch kaputt und ich musste sie wieder reparieren. Mich konnte das aber nicht befriedigen. Ich überlegte, was man für Material verwenden

könnte, damit es sich nicht zersetze, und kam auf Graphit. Ich konnte aber Graphit nie ausprobieren, nicht, weil es für mich so schwer gewesen wäre, ihn zu bekommen – man konnte ja Schleifkohlen von Motoren dazu verwenden –, sondern weil das Problem der Isolierung für mich bestand, da die Schleifkohlen ja nur stangenförmig erzeugt wurden. Die Gefahr, dass man durch Berührung des Wassers oder eines Blechgefäßes, in dem sich das zu erhitzende Wasser befand, in den Stromkreis kommen könne, wollte ich durch ein metallenes Schutzgitter um den Tauchsieder beheben, das an eine Erdleitung angeschlossen war. Doch eine Erdleitung gab es nirgends, nur Phase und Null. So blieben die von mir fabrizierten Tauchsieder nach russischem System, genial einfach, billig herzustellen, aber rasch kaputt und lebensgefährlich, auch weiter in Verwendung.

Inzwischen verging die Zeit und der Krieg ging weiter, denn das Attentat auf Hitler war misslungen, wie uns die Russen bei den immer häufiger werdenden Informationsveranstaltungen sagten. Wir hörten bei den Heeresberichten von der Landung der Alliierten in Frankreich und Italien, vom ständigen Rückzug der Deutschen und ihrer Verbündeten. Immer wieder trafen neue Kriegsgefangene im Lager ein, unter ihnen auch Österreicher, mit denen wir besonders versuchten, Kontakt zu bekommen.

Unter den neu angekommenen Gefangenen war auch ein Opernsänger, der uns gern mit seinem Gesang erfreute; er war gross und hager und hatte einen wohlklingenden 2. Bass. Seine Lieblingsarien waren die des Bijou aus der Oper «Der Postillon von Longjumeau», «Als Büblein klein an der Mutterbrust» aus «Die lustigen Weiber von Windsor» oder «Im tiefen Keller sitz ich hier», ein altes Studentenlied. Da ich schon daheim viel für Bass übrig hatte, nicht nur beim Gesang, auch in der Musik waren Cello und Bassgeige mein bevorzugtes Instrument, freuten mich seine Darbietungen ganz besonders und regten mich zur Nachahmung an. Wenn ich allein war, probierte ich auch ein wenig und kam darauf, dass ich mühelos auch die gleiche Tiefe erreichte wie der Sänger. Da damals gerade ein deutscher Chor gegründet wurde und man einen zweiten Bass suchte, meldete ich mich dazu und sang fleissig mit; später, als auch ein eigener österreichischer Chor gegründet wurde, sang ich auch hier den zweiten Bass, in diesem Chor sangen wir fast nur österreichische Volks- und Heimatlieder, im deutschen Chor, der mehr auf der Basis des «Neuen Deutschland» aufgebaut war, sangen wir in erster Linie bei of-

fiziellen Veranstaltungen die neue russische Nationalhymne, das Vaterlandlied, Stalins Lieblingslied von der Rose (sogar auf Russisch), die Internationale, das Partisanenlied und ähnliches. Gern sang ich die neue Nationalhymne, da deren 2. Basspartie besonders gut klingt. Es gab überhaupt öfter kulturelle Veranstaltungen. Dabei spielte immer ein Deutscher mit der Ziehharmonika. Er hiess Maxi Böhm und war aktives Mitglied des «Neuen Deutschland», der Organisation der Deutschen, die den Nationalsozialismus ablehnte, aber von den Kommunisten sehr unterwandert war und von den Russen sehr protegiert wurde. Das störte aber viele von uns nicht. Wir wollten uns nicht zu Kommunisten umerziehen lassen, sondern nur das Leben etwas erleichtern, uns ablenken. Wie hatten wir doch im Gymnasium gelernt: «Primum vivere, deinde philosophare!» «Zuerst leben, dann philosophieren!». Ja, so war es. Zum Verhungern war es ja nun doch nicht mehr, wenn wir auch nur so viel bekamen, dass wir gerade davorkamen. Hie und da konnte ich mir vom freien Markt, «Basar» genannt, um meine Rubel, die ich für Machorka eingetauscht hatte, etwas mitbringen lassen wie: Knoblauch, Zwiebel, junge grüne Zwiebel mit Lauch daran, Radieschen, ein Ei, etwas Butter, Schwarzbrot (das allerdings pro Kilo 30 Rubel kostete, auf Karten jedoch 95 Kopeken); ein Gefangener bekam pro Monat 50 Rubel, wenn er in der Fabrik arbeitete. Für Arbeit im Lager bekam ich aber keine Rubel.

Manchmal hatte ich den besonderen Wunsch, wenigstens hie und da auch beim Essen ein wenig kultivierter zu sein. Wir bekamen fast jeden Tag zum Abendessen ein Stück, 5-7 dag, Salzfisch. Ich nahm mir vor, einmal das Brot und den Fisch nicht einfach zu essen, nur weil ich Hunger hatte, sondern mir belegte Brötchen zu machen. Ich liess mir vom Basar ein gekochtes Ei und Radieschen mitbringen und ging nach der Essensausgabe am Abend auf eine ebene Stelle oberhalb des schon am höchsten gelegenen deutschen Steinbaues und setzte mich auf den Rest einer Ziegelmauer, der von einem zerbombten Haus übriggeblieben war, in den Schatten eines Hollerstrauches. Etwa 10 m weiter nach aussen hin begann der 5 m breit, ständig aufgehackt gehaltene Sicherheitsstreifen, dann der 3fache, 3 m hohe, dichte Stacheldrahtzaun, zwischen denen jeweils ein gleichfalls aufgehackter, 5 m breiter Sicherheitsstreifen war und aussen wieder ein 5 m breiter, aufgehackter Sicherheitsstreifen, die ständig in aufgehacktem Zustande erhalten wurden, damit man sofort Fussspuren Flüchtender erkennen konnte. Also, wir waren bestens eingezäunt. Draussen aber stand in der Hitze des Tages ein Posten mit dem

Stahlhelm auf den Kopf und das Gewehr umgehängt. Ihm musste sehr heiss sein, konnte ich mir vorstellen. Ich legte mein Essbrett auf einen Ziegel neben mir, schnitt mein Brot mit meinem Klappmesser, das ich mir aus einem Teilstück einer Eisensäge und Kupferblech angefertigt hatte, in dünne Scheiben, auch das Ei, die Zwiebel und den Fisch und legte sie auf die Brotscheiben, sodass ich ganz appetitlich anzusehende, belegte Brötchen bekam.

Der Wachtposten draussen sah mir mit wachsendem Missvergnügen zu, während ich genüsslich meine Brötchen zu verspeisen begann und rief mich an, ich solle Weggehen. Ich fragte ihn, warum. Er sagte, ich sei am Sicherheitsstreifen. Ich rief zurück, das sei nicht wahr, ich sei 10m weit weg von ihm. Er rief noch einmal, ich müsse Weggehen, worauf ich erwiderte, er solle mich in Ruhe lassen. Er habe nicht die Aufgabe, sich mit den Insassen des Lagers zu beschäftigen, sondern mit den Vorgängen draussen, dass keiner von uns davonläuft; ich hatte nicht das geringste getan, dass er annehmen könne, dass ich davonlaufen wolle. Da rief er, wenn ich nicht weggehe, werde er schiessen. Ich sagte nur: «Nitschewo!». Da riss er das Gewehr herunter und schoss auf mich und lud gleich wieder durch. Aber ich war schneller. Als ich sah, dass er tatsächlich schiessen wollte, liess ich mich blitzschnell in einen daneben befindlichen Graben fallen und seine Kugel ging durchs ganze Lager und schlug vermutlich in eine der ausserhalb des Lagers befindlichen Baracken der russischen Offiziere ein. Da kam gerade der Oberleutnant Kleinemann von der NKWD daher, der in sein Büro im deutschen Steinbau gehen wollte; er kannte mich ganz gut und war mir wohlgesinnt. Er fragte mich nicht einmal, was los sei, auch nicht den Posten, warum er geschossen habe, sondern rief ihn nur wütend an: «Du Hund! Du Schwein! Bist Du verrückt geworden!», kehrte um und lief sofort hinunter zur Budka, wo er telefonisch veranlasste, dass der Posten abgeführt und eingesperrt wurde.

Meine deutschen Kameraden aber machten mir Vorwürfe, weil ich nicht sofort das gemacht habe, was der Posten von mir verlangte, denn er sei mir, einem Gefangenen gegenüber, immer noch Vorgesetzter. Ich sagte: «Ihr vergesst, dass wir nicht mehr bei der Deutschen Wehrmacht sind. Da gab es nur preussischen Kadavergehorsam. Du musstest ohne Widerrede alles tun, was Dir ein Höhergestellter befahl, auch wenn er nur ganz minimal höher im Rang war. Wir waren Sklaven, jetzt aber sind wir als Gefangene wieder Menschen und unterstehen der Genfer Konvention.

Der Posten hat seine Kompetenzen weit überschritten, das habe ich mir nicht gefallen lassen.» «Du hättest hin sein können!», sagten sie. «Ja, das stimmt schon, aber ich war rascher», sagte ich. «Der Mann von der NKWD hat mir auch Recht gegeben und den Posten sofort einsperren lassen. Mich aber hat er nicht einmal gefragt. Er hat mein Recht, mich im Lager frei zu bewegen, anerkannt und vor dem Übergriff des Postens geschützt; ich hasse den unbedingten Kadavergehorsam bei der Deutschen Wehrmacht, denn er ist menschenunwürdig und ein Fossil aus längst vergangenen Zeiten. Er ist sicher auch einer der Gründe, warum dieser Krieg von den hohen Militärs über Befehl des Verrückten aus Braunau begonnen wurde und dessen Befehle immer noch ausgeführt wurden, obwohl sie seinen Geisteszustand und seine Unfähigkeit als ihr oberster Kriegsherr erkannt haben müssten. Ihr Mangel an Zivilcourage hat schon Millionen von Menschen das Leben gekostet, unermessliches Leid der Zivilbevölkerung gebracht und der Mehrheit der Österreicher ihr sehnlichstes Ideal «Grossdeutschland» als grausamen Irrtum entlarvt, aber das «Österreichbewusstsein» sehr gefördert. Wir alle sind Opfer dieser verfehlten Grossmachtpolitik.»

Die Arbeit als Lagerelektriker wurde weniger. Der letzte Beleuchtungsmast mit seiner 1.000 Watt Lampe war installiert und die Küche mit von Gefangenen konstruierten und gebauten Maschinen ausgerüstet, so z.B. einer Kartoffelschälmaschine, die in einer Nacht mit 3 Mann Bedienung bis zu 1500 kg Kartoffeln schälte, auch wenn sie so klein waren, dass man sie mit der Hand nur mühsam schälen konnte; es gab nur 3% Abfall und es blieben für alle viel mehr Kartoffeln zum Essen übrig. Vorher musste ein eigenes Kartoffelschälkommando von 25 Mann eine ganze Nacht schälen. Der Abfall betrug bis zu 25%, und die 25 Schäler mussten noch dazu mit Sonderration verpflegt werden. Kartoffeln schälen war daher eine ganz beliebte Sondertätigkeit. Es gab viele Deutsche, die ganz verrückt auf Kartoffeln waren und nicht glauben wollten, dass ihr Nährwert nur ein Drittel des russischen Schwarzbrottes war, und mancher gab sein Brot für Kartoffeln. Natürlich war auch uns bewusst, dass in den Kartoffeln für unsere Ernährung wertvolle Salze und Vitamine, aber wenig Kalorien enthalten sind, wir aber mussten unbedingt auf die Kalorienwerte achten, denn der Nährwert unserer Verpflegung war weit zu gering. Viele von uns hatten inzwischen sehr gut gelernt, unsere Kost kalorienmässig und auch anderweitig zu beurteilen. Das half mit zu überleben.

Ich habe schon früher erwähnt, dass jedes Werkzeug, jeder Motor, jede Glühlampe im Lager in der Fabrik gestohlen war, wohl von Kriegsgefangenen, aber mit Wissen und oft auf Wunsch der Posten. In der Fabrik waren z.B. die Werkshallen mit herabhängenden Girlanden von Glühlampen beleuchtet. Wenn im Lager eine Glühlampe benötigt wurde, verschwand eine Lampe einer solchen Girlande oder wurde nur mit einer ausgebrannten Lampe vertauscht. Es wurden von schon darauf spezialisierten Gefangenen Motoren herausgeschmuggelt von 1½ bis 16 Kilowatt, obwohl es am Fabrikator eine genaue Kontrolle gab. Die Schmuggler – «Organisierer», wie man sie nannte – wurden mit Brot aus dem Lager bezahlt.

Einer unserer Kameraden war Ing. Hrdlicka, er soll später Präsident der Arbeiterkammer in Wien gewesen sein, der in Russland schon vor dem Krieg als Konstrukteur tätig war und vermutlich auch unsere Küchenmaschinen konstruierte. Es wurde erzählt, dass er für die Russen auch eine Zuckerrübenerntemaschine konstruiert habe.

Da man einen Lagerelektriker nicht mehr ständig brauchte und ich inzwischen besser zu Kräften kam, half mir mein Freund aus Grünburg, dass auch ich in die Fabrik zur Arbeit geschickt wurde und in eine Schlosserbrigade kam, die in einer Schlosserwerkstatt arbeitete. Doch als erste Aufgabe hatten wir mehrere Panzerschränke in Nachbarräume zu transportieren; sie waren ca. 2 m hoch, 1 m breit und 60 cm tief und aus 7 mm starkem Stahlblech. Ich weiss nicht, wie schwer sie waren, sie waren jedenfalls so schwer, dass 12 Mann – je 3 Mann links und rechts vorne und je 3 Mann links und rechts hinten – die Stangen, die unter den ersten Schrank mittels Rundhölzern geschoben worden waren, nur kurzfristig heben konnten. Von Weitertransport war trotz aller Kommandos und allem Geschrei keine Rede. Es gab nur immer wieder Kommandos im wienerischen Dialekt, wie bei den Fassziehern, horuck! horuck! halt die grad, halt die grad! Die Brigade bestand aus Deutschen und Wienern und die Wiener kommandierten. Es kam aber nie so weit, dass alle 12 ihre Stangen zugleich hoben, das war schon wegen der unterschiedlichen Grösse der Träger an den Stangen schwer möglich; ausserdem hoben nicht alle mit gleicher Kraft und keiner hatte auch seine volle Kraft wie seinerzeit zu Hause. Der Vorgang erinnerte mich an den Bau der Pyramiden durch die alten Ägypter. Diese hatten das gleiche Problem; sie lösten es, wie wir annehmen, mit Rundhölzern. Ich sagte ihnen, nachdem sie sich einige Zeit vergeblich abgerackert hatten, sie sollten es wie die

alten Ägypter machen. Sie sollten ihre 2 Traghölzer nebeneinander auf den Boden legen, sich noch ein paar dazusuchen, dann mehrere, etwa 1 m lange, ca. 5-10 cm starke Rundhölzer quer darauflegen, dann hätten sie Holzschienen und darauf bewegliche Rollen. Man müsse dann zum Transport den Stahlschrank mit dem «Beisser» auf die erste und dann auf die zweite Rolle heben und könne den Schrank auf den Rundhölzern, die bisher zum Tragen hätten verwendet werden sollen, nunmehr wie auf Schienen leicht vorwärts schieben. Man müsse nur darauf achten, dass der Schrank immer genügend Rollen untergelegt bekomme; die hinten freiwerdenden könne man vorne gleich wieder unterlegen, gleichfalls die hölzernen «Laufschienen» darunter. Es gelang mir, sie vom Vorteil meiner Methode zu überzeugen. Die erforderlichen Rundhölzer hatten sie schnell beisammen und die Schränke wurden mit verhältnismässig wenig Anstrengung an ihren Bestimmungsort gebracht. Für meinen Ratschlag, der ihnen die Arbeit immerhin ganz wesentlich erleichtert hatte, musste ich als Anerkennung hören: «Ihr Studierten seid halt doch zu faul zum Arbeiten!» Mir schien es als seltsamer «Charme» von Wienern.

Der Transport der Stahlschränke war aber nur eine Zwischenaufgabe gewesen, sonst machten wir Schlosserarbeiten aller Art. In der Werkstatt gab es Maschinen, Drehbänke, Bohrmaschinen, Schleifmaschinen, Schraubstöcke für Elektro- und Autogenschweissen und jede Menge Werkzeug. Die Arbeit faszinierte mich, wenn auch alle Geräte uralt und vernachlässigt aussahen und man immer ganz schmutzig wurde. Das Arbeitsklima war auch nicht schlecht; wir arbeiteten immer zu Zweit oder Dritt zusammen. Die meisten waren gelernte Kräfte. Ich lernte wie ein Lehrling mit der Eisensäge umgehen, lernte feilen, Schrauben gängig machen, Gewinde schneiden, abgebrochene Schraubenbolzen herausbohren und herausdrehen, mit der Bohrmaschine an einem Werkstück genau Löcher bis zu 10 mm Durchmesser bohren. Ich begriff sehr rasch, dass man zuerst mit dem Körner an der gewünschten Stelle eine Vertiefung schlagen musste, damit der Bohrer nicht abrutschte, dass man mit dem Hebel mit der für den Bohrer genau richtigten Kraft, während der Bohrer lief, drücken musste und dass der Druck rasch nachlassen musste, wenn der Bohrer durch das oft 10 mm starke Werkstück gerade durchkam. Das war bei einiger Aufmerksamkeit nicht schwierig. Wenn man aber beim Durchkommen des Bohrers weiterdrückte, war es unvermeidlich, dass das Werkstück, das nur am Bohrteller mit beiden Händen ge-

halten werden konnte, mitgerissen wurde und es schwere Verletzungen gab. Wir wechselten beim Bohren immer ab, einmal bediente man den Bohrhebel und dann wieder musste man das Werkstück halten; jeder passte genau auf und es gab nichts.

Einmal bekam ich zwei norddeutsche Mitarbeiter, die mir und ich ihnen unsympathisch waren; der kleine, junge Schwarzhaarige war höchstens 20 Jahre alt und stänkerte, bis wir schliesslich raufte. Wir hatten allerdings keine Kräfte und mussten bald aufhören. Der andere war etwas älter, aber sehr stur. Wir bohrten einige Zeit abwechselnd in gewohnter Weise, wenn ich bohrte, passte ich genau auf und sagte wie immer: «Pass auf, es geht durch!» und drückte gleich weniger, sodass das Loch einwandfrei zu Ende gebohrt werden konnte. Dann kam der Blonde zum Bohrer und ich musste das Eisenstück halten. Ich sah, wie der Bohrer immer tiefer drang und in kürzester Zeit durchbrechen würde und sagte zu ihm, «drück weniger, wir kommen durch». Er aber drückte absichtlich nicht weniger, sondern stärker. Der Bohrer brach durch und riss das ganze Eisenstück mit, sodass es sich rasch mitdrehte, ich es nicht mehr halten konnte und es mir mit seinen scharfen Kanten die Haut der Fingerkappen der rechten Hand wegriss. «Du hättest schon mehr aufpassen können», sagte ich nur. Er aber entschuldigte sich nicht, sondern sagte: «Ihr Ostmärker seid ein doofes Volk, ihr seid zu blöd zum Schweissen.» Meine Finger aber bluteten scheusslich und ich musste aus dem Verbandkasten der Schlosserei verbunden werden und konnte einige Zeit nicht arbeiten.

Nachher kam ich wieder in die Schlosserei und arbeitete mit einem Kunstschmied aus Sachsen namens Kraft zusammen, der aus Aluminiumplatten, Kupferabfällen und ausgeglühten Granatenkartuschen geschmackvolle Luster für die Russen anfertigte. Ob das seine offizielle Arbeit war oder nur für den «Meister» (die Russen gebrauchten auch das deutsche Wort Meister für einen Werkmeister), weiss ich nicht. Ich lernte von ihm, wie man aus 3 mm starken Aluminiumstücken Löffel trieb, die man bei den Russen gut verkaufen konnte. Ich lernte, wie man aus Aluminiumblech Zigarettendosen machte und ringsherum mit schönsten Blumenmustern verzierte. Er machte sich dazu aus Stahl nur einfache Punzen, die einen geraden Strich, einen Punkt, einen Bogen, ein S oder irgendein anderes Zeichen aufwiesen, mit denen er alle Ornamente mit Hammerschlag anfertigen konnte, oder z.B. mit einer leicht kalottenförmigen Punze eine gehämmerte Oberfläche erzeugte. Ich sah, wie er am Amboss aus glühenden Bandeisen die prachtvollsten Gitter

anfertigte. Es war interessant, ihm zuzuschauen. Ich lernte in dieser Werkstatt auch Elektroschweissen und verwendete zum Schutz der Augen einen Schutzschirm mit dunklem Glas, nachdem ich mir einmal beim Zuschauen die Augen verbrannt hatte und sie am nächsten Tag nicht aufmachen konnte. Ich bekam damals eine Salbe und konnte am übernächsten Tag wieder arbeiten.

Besonders gefährlich war die Arbeit mit den grossen Schmirgelscheiben. Da sie schon alt und verbraucht waren, bestand immer die Gefahr des Berstens. Ich sah, wie die Raucher, auch die Russen, einen Stahlstab an eine grosse Schmirgelscheibe pressten, bis er glühte und damit ihre Zigaretten anzündeten, wobei die Scheibe davon schon tiefe Rillen bekommen hatte.

Einmal war einer unserer Leute unvorsichtig und arbeitete ohne Schutzkasten. Die Scheibe zersprang und zerriss ihm die ganze Bauchdecke. Er war sofort tot.

Es war schon später Herbst, da hiess es, wir müssten bei der Montage eines Heizkessels im neuen Heizhaus mithelfen. Das war sehr interessant, denn ich lernte, wie man Rohre in die verschiedensten Formen biegen kann. Dazu gab es immer eine Schablone. Wir bogen Rohre von Halbzoll, Dreiviertelzoll, Ganzzoll und Mehrfachzoll bis 20 Zoll Durchmesser, immer nach derselben Methode. Das Rohr wurde in die richtige Länge geschnitten. Feiner Sand wurde auf einem Blech, unter dem ein Feuer gemacht worden war, erhitzt, bis er ganz trocken war. Dann wurde in das zu biegende Rohr an einem Ende ein Holzpfropfen hineingeschlagen und in das andere Ende so lange getrockneter Sand eingefüllt, bis es voll war und mit einem Holzpfropfen verschlossen. Anschliessend wurde das Rohr in dem Bereich, in dem es gebogen werden sollte, so lange erhitzt, bis es durch und durch glühte und um einen runden Gegenstand langsam und vorsichtig gebogen werden konnte, bis es die erwünschte Form erhielt. Dabei wurden die Teile des Rohres, die nicht mitgebogen werden sollten, immer wieder mit kaltem Wasser abgekühlt. Das wurde unter Anleitung der Russen so geschickt gemacht, dass meines Wissens nie ein Rohr misslang. Bei dem grossen Rohr dauerte das Erhitzen und Biegen mehrere Tage, wobei Tag und Nacht geheizt wurde. Ich war beim Biegen selbst dabei und zog fleissig mit. Gebogen wurde um einen eingerammten Hartholzpfehl, der immer wieder bespritzt werden musste. Auch das Biegen des grossen Rohres gelang tadellos, dass ich staunte.

Wieder bekam ich schweren, ruhrähnlichen Durchfall und musste ins

Lazarett. Der Durchfall hielt über 2 Wochen an und nahm mich so stark her, dass ich kaum noch aufstehen konnte. Wenn ich von der Pritsche herauswollte, musste ich alle Kraft der Arme anwenden, damit ich auf die Füsse kam. An Liegestütze und Kniebeugen, die ich vorher als Gymnastik immer betrieben hatte, war nicht mehr zu denken. Ich musste vor Schwäche liegen bleiben, bis der Durchfall langsam aufhörte. Ich versuchte nun wieder Liegestütze zu machen, konnte aber vorerst keinen einzigen zusammenbringen, sondern fiel nur auf die Nase. Auch Kniebeugen versuchte ich; das ging etwas besser. Ich musste allerdings die Arme zu Hilfe nehmen, indem ich mich an den Eckstützen der Pritsche anhielt. Langsam kam ich aber doch wieder zu Kräften, denn ich gab nicht nach.

Freilich, gearbeitet habe ich sogar beim Liegen. Man brachte mir die zu reparierenden Elektrogeräte, Tauchsieder, Schalter und Steckdosen ins Bett und ich reparierte sie auf der Bettdecke, bis ich so weit war, sie wieder montieren zu können. Aus dem Lazarett wurde ich nicht mehr als arbeitsfähig, sondern als OK, erholungsbedürftig, entlassen und gleich wieder als Lagerelektriker eingesetzt.

Inzwischen war es Spätherbst und schon sehr kalt geworden und es wurde bereits zeitig finster; dadurch stieg auch der Stromverbrauch rapid an und machten sich Schäden am Lichtnetz besonders störend bemerkbar. Man darf ja nicht vergessen, der Strom wurde im örtlichen Elektrizitätswerk erzeugt, das mit einem rohölgespeisten Einzylinderdieselmotor betrieben wurde. Dann die vielen stromverzehrenden Beleuchtungskörper, die wegen des grossen Mangels an Glühbirnen sehr häufig mit Glühlampen von Kraftfahrzeugen betrieben wurden, von denen so viele hintereinandergeschaltet wurden, dass sie die Spannung von 220 Volt aushielten. Das gibt nach Adam Riese 220 Volt durch 6 Volt 36 Lampen. Wenn man nur 12 Watt-Lämpchen verwendete, brauchte so ein einziger Luster 440 Watt. Sehr häufig wurden aber 40 Watt-Lämpchen verwendet; das ergab einen Verbrauch von 1480 Watt und erwärmte auch schon den Raum ganz schön als Nebenwirkung, die den ständigen Mangel an Heizmaterial leichter ertragen liess. Ein besonderes Problem bildete der grosse Stromverbrauch der russischen Tauchsieder im Lager, der von unseren geschulten Elektrikern nach der Zeit, in der sie einen Eimer Wasser zum Kochen brachten, 10-15 Minuten, mit 12-16 KW errechnet wurde. Inzwischen war es Winter geworden. Jede Nacht wurde es kälter. Die Russen gaben an uns Winterbekleidung aus,

echte russische Filzstiefel, ganz ohne Leder, wattierte Steppjacken, wattierte Stepphosen und Fellmützen. Ich bekam eine weisse, hohe, sibirische Lammfellmütze und eine deutsche Fliegerjacke mit Kapuze, die ich bei strenger Kälte, es gab bis 40°C, über die Steppjacke und die Pelzmütze zog, sodass nur die Augen und die Nasenspitze und ein kleiner Teil der Wangen unbedeckt blieb. Für die Hände erwarb ich mir gegen Machorka Fäustlinge aus dickem Hasenfell. Doch trotz der guten Ausrüstung hatte ich Sorgen wegen des Winters.

Da bekam ich wieder schweren Durchfall, verlor meinen Posten als Lagerelektriker und musste ins Lazarett. Diesmal dauerte es nicht so lange, bis ich wieder herauskam, allerdings wieder nur als OK.

Weihnachten stand vor der Tür; wie konnte man wenigstens ein wenig feiern? Es gelang mir, für meine 30 Rubel, die ich in der Fabrik verdient hatte, ein kleines Stück Selchspeck besorgen zu lassen. Es war ja nicht viel, aber es erinnerte mich an die Heimat, an die Zeit, die ich in den Ferien bei meinen Verwandten am Bauernhof verlebte. Gab es da noch alles wie damals? Werden wir überhaupt und halbwegs gesund zurückkehren? Trotz allem blieb ich zuversichtlich, ich glaubte daran, dass ich wieder heimkommen werde, allerdings erst 1946, wie mir mein Traum am 2. Mai 1941 damals andeutete. Die Russen feiern Weihnachten noch nach dem alten Julianischen Kalender dann, wenn wir den Dreikönigstag feiern. Zur Zeit unserer Feiertage aber hatten sie die normale Arbeitszeit. Es war uns daher die Möglichkeit genommen, in eine sich ständig steigende Feststimmung zu kommen, wie wir sie zu Hause von Kindheit an gewohnt waren.

Der Winter zeigte sich bitterkalt, aber in merkwürdigen Wellen. Zuerst war es einige Tage trüb und es gab Schnee bei 10 bis 15°C unter Null mit ständig kälter werdendem Wind aus dem Nordwesten. Dann klarte es auf, die Temperatur sank ununterbrochen bis auf mehr als 40°C unter Null, wobei der Wind bei etwa -30°C ganz aufhörte. Die grosse Kälte dauerte ungefähr eine Woche. Dann begann der Wind vom Südosten zu wehen, zuerst noch sehr kalt, wurde aber allmählich immer wärmer, bis die Temperatur über Null Grad stieg, an sonnigen Tagen bis +10°C im Schatten erreichte, der Schnee zu schmelzen anfang und sich überall Wasserpfützen bildeten. Innerhalb einer Woche fiel die Temperatur wieder unter Null und der immer 4 Wochen dauernde Rhythmus begann von vorne, bis zur letzten Woche im März. Dann kam rasch der Frühling.

Der Schnee schmolz, überall standen Lachen und kleine Seen, bis der Boden auftaute und sich alles vorerst in Schlamm verwandelte.

Unsere Lagerleitung trug in diesem Winter den Temperaturschwankungen Rechnung und sorgte dafür, dass die arbeitenden Gefangenen nicht durch nasse Filzstiefel krank wurden. Sie gab ihnen bei der ersten Kälteperiode Filzstiefel und tauschte diese, wenn die Temperatur über den Nullpunkt gestiegen war, wieder gegen Schuhe ein. Die Filzstiefel wurden im Entlausungssofen getrocknet und wenn dann der Frost kam, wieder an die Arbeitenden ausgegeben, die Schuhe aber getrocknet. Dieser Vorgang spielte sich meistens noch abends nach der Essenausgabe ab. Wir glaubten, dass dies der neuen russischen Lagerleitung zu danken sei und erfuhren erst viel später, dass dies auf die Initiative einiger tüchtiger Kameraden in der Lagerverwaltung beruhte, wobei die Russen mittaten. An einem Abend, es dürfte am 8. November 1944 gewesen sein, wurde ich wieder einmal ins Offizierskasino in der Baracke unterhalb des Lagers gerufen. Es wurde mir gesagt, die Offiziere sässen schon beisammen, um den Gedenktag an die Oktoberrevolution, den 9. November, zu feiern. Die Beleuchtung war aber ganz schlecht. Ich kam in den Veranstaltungsraum und sah die Offiziere trübsinnig an einem grossen Tisch herumsitzen, denn die Lampen des Lusters in der Mitte des Raumes brannten rötlich und gaben daher nur schwaches Licht. Sie fragten mich, ob ich ihnen helfen könne, damit sie ihren Festtag feiern könnten. Ich erkannte sofort, dass die Stromspannung auf die Hälfte abgesunken war und sagte ihnen, wieder einmal wie im vorigen Jahr, ich müsse die Lampen auswechseln und statt Lampen für 220 Volt Lampen für 110 Volt Spannung einschrauben. Sie besorgten sofort diese Lampen. Ich wechselte sie aus und sie hatten zu ihrer Freude wieder helle Beleuchtung, die hellste im ganzen Bereich unseres Transformators. Ich sagte ihnen neuerlich, sie müssten die Glühlampen nach der Feier gleich wieder austauschen, weil diese sonst am nächsten Tag, wenn im Stromnetz wieder die Normalspannung von 220 Volt herrscht, sofort durchbrennen würden. Sie bedankten sich sehr für die Rettung ihrer Feier.

1945 – Ein Ende des Krieges wird spürbar

Endlich voll arbeitsfähig

Das neue Jahr begann mit grosser Kälte.

Als Lagerelektriker war nichts zu tun, ich wurde arbeitsfähig geschrieben und in die Fabrik als Hilfsarbeiter geschickt. Dort war unsere Aufgabe, leere Munitionskisten zu transportieren, 2 Kisten auf eine Schulter gelegt, auf die andere Schulter bekamen wir zum Drunterstützen einen Stock. Die Kisten hatten ein Gewicht von zusammen ca. 25 kg. Wir mussten sie aus einer Halle in eine weit entfernt liegende, andere Halle tragen und dabei ständig hin und her laufen. Wir rechneten uns aus, dass wir dabei 25 km laufen mussten. Um 17 Uhr nach Arbeitsschluss, wenn wir vom Laufen schon ganz ermüdet waren, gab es für unsere Brigade eine Sonderaufgabe. Wir mussten zum Verladebahnhof der Fabrik und dort noch einen Waggon mit Granaten beladen. Es waren Granaten, wie sie russische Flugzeuge an der Front in der Nacht auf uns immer heruntergeworfen hatten. Diese Arbeit habe ich in schlechtester Erinnerung, denn wir waren häufig am Zusammenbrechen vor Müdigkeit. Wir hatten 8 Stunden Arbeit hinter uns, alle anderen Brigaden waren schon heimgegangen und die Arbeit schien kein Ende zu nehmen. Ich erinnere mich noch genau daran, wie ich die Sonne blutrot am Horizont untergehen sah. Mir schien dies sehr langsam, aber ich wusste, dass sie sicher untergehen werde und sagte mir zum Trost, dass auch diese Arbeit einmal zu Ende gehe, so, wie die Sonne jeden Tag untergeht. An diesem Arbeitsplatz hatte ich ungewohnter Weise nur primitive Arbeiten zu leisten, unser Brigadeführer war primitiv, aber auch der russische Meister. Entsprechend wurden wir behandelt; das merkten wir besonders, wenn wir um eine Gefälligkeit ersuchten. Wir Gefangenen durften den schwarzen Markt, den Basar, nicht besuchen und etwas einkaufen. Das übernahmen für uns normalerweise die russischen Meister, wozu sie sich oft unsere Brigadeführer mitnahmen. Bisher ging es immer ehrlich zu. Keiner betrog uns. In unserer damaligen Brigade aber nahm der Meister unseren Brigadeführer nicht mit und übernahm für uns wohl das Geld für die von uns gewünschten Besorgungen, brachte aber entweder gar nichts mit oder nur zum doppelten üblichen Preis; das übernommene Geld behielt er sich und wurde grob, wenn man ihn erinnerte oder bestritt, Geld überhaupt bekommen zu haben.

Zum Glück blieb ich nur zwei Wochen in dieser Brigade. Man suchte Elektriker für eine Werkstatt, die sich mit der Generalreparatur von Schwachstromgeneratoren, wie Startern, Lichtmaschinen für Autos und Traktoren sowie von Elektromotoren und Generatoren für Starkstrom beschäftigte. Zuerst hatte man dort einschlägig fachlich ausgebildete Gefangene eingesetzt und keine guten Erfahrungen gemacht. Diese scheiterten nämlich an der primitiven Ausstattung der Werkstatt mit Maschinen und Spezialgeräten, denn viele Arbeiten hatten sie mit der Hand ausführen müssen, die sie nur mit Hilfe von Spezialmaschinen oder Geräten auszuführen gewohnt waren. So kam auch ich und mein Gehilfe Sepp Leithenbauer in diesen Betrieb, der sich «Seloelektra» nannte, Dorfelektrik auf Deutsch. Er war ausserhalb der Fabrik in einem nahen Dorf angesiedelt. Wir hatten wohl einige Kilometer zu gehen und mussten schon im Finstern wegmarschieren. Oft war es klirrend kalt. Wir waren aber nicht die Einzigen draussen. Wir kamen durch das Übungsgelände der Roten Armee und sahen die Rekruten beim eisigen Schneesturm durch den Schnee robben. Da waren wir noch besser dran, stellten wir fest. Wir kamen nämlich in eine warme Werkstatt und hatten ganz interessante Arbeiten auszuführen. Wir mussten ausgediente Starter und Lichtmaschinen von Traktoren und Lastwagen, die auf einem der bei jeder Kolchose befindlichen Maschinenfriedhof ausgebaut worden waren, zerlegen, reinigen und nach der Reparatur ihre Teile wieder zusammenbauen. Wir lernten, wie man solche Geräte schonend zerlegt, die Lager erneuert, die neuen Wicklungen wieder einsetzt, die Kollektoren, die auf der Drehbank abgedreht worden waren, in ihren Zwischenräumen auskratzt, damit der dort befindliche Glimmer wieder isoliert. Ich lernte auch die Anschlüsse der neu gewickelten Anker an die Lamellen säurefrei anzulöten, wobei wir vorher den Anker zum Erwärmen auf den warmen Ofen legten. Wir hatten 2 Kameraden, die die Magnete der Lichtmaschinen und deren Anker wickelten, wobei die dazu erforderlichen Drähte in der Werkstatt erst mit Lackanstrich isoliert werden mussten. Einer wickelte die Anker und Magnete für Elektromotoren bis zu mehreren Kilowatt Leistung. Alle Wicklungen wurden mit einem selbst gebauten, einfachen Gerät geprüft, ob die Wicklungen irgendwo Kurzschluss hatten, obwohl zwischen jeder Wicklung eine Isolierfolie aus Guttapercha gelegt wurde. Auch Transformatoren wurden gewickelt. Am besten bewährten sich einschlägige Bastler, die auch zu Hause nicht alle Hilfsmittel hatten. Anfangs herrschte ein ganz gutes Arbeitsklima.

ma, sogar unser Brigadeführer aus Schlesien, der sich nicht ganz klar war, ob er sich als Deutscher oder Pole fühlen sollte, war nicht unangenehm. Er versuchte nur, den Russen möglichst alles recht zu machen. Als der Betrieb annehmbar lief, wollten die Russen die Norm erhöhen. Das war bei einer solchen Tätigkeit oft sehr schwierig, weil wir nur altes, verbrauchtes Material zur Verfügung hatten und das wegen des früher oft sehr verschiedenen Verwendungszweckes meistens sehr unterschiedlich zu bearbeiten war. Das spielte bei einem Bastler keine so grosse Rolle, er freut sich, wenn er trotzdem Erfolg hat, doch darf er die aufgewendete Arbeitszeit nicht zählen. Die Russen wollten aber den unterschiedlichen Zeitaufwand nicht anerkennen und erhöhten die Norm, wodurch sich viel mehr Ausschuss ergab. Die weitere Entwicklung bei «Seloelektra» konnte ich nicht miterleben, weil ich wieder Lagerelektiker wurde, als der Frühling kam.

Ich möchte nur unser Erlebnis mit einem Kamel berichten: Ein grosses Kamel mit langen, zottigen Haaren, an denen die Eiszapfen hingen, brachte uns täglich auf einem Schlitten, wie ihn früher die Marktfahrerinnen hatten, um ihre Produkte auf den Markt zu bringen, das Mittagessen. Ein solcher Schlitten wurde daheim meistens von ihr und einem fröhlich bellenden Hund gezogen, was beiden keine sonderliche Mühe machte. Das Gewicht unseres Essens samt Essbehälter auf dem Kamelschlitten betrug höchstens 30 bis 40 kg. Das Kamel machte gewöhnlich ein aufregendes Theater, schrie, schlug herum, fletschte die Zähne, sah uns zornig mit seinen rotumrandeten Augen an und wollte absolut den Schlitten nicht ziehen. Vielleicht hielt es das Ziehen des Schlittens seiner unwürdig und wollte nur einen Reiter dulden. Manchmal, wenn ich Menschen mit viel eingebildeter «Würde» sehe, muss ich an das Kamel denken.

Ich habe schon vorher berichtet, dass der Winter sehr kalt verlief; die Nächte waren für uns ganz ungewohnt sternklar, denn die Luft hatte nur ein Minimum an Feuchtigkeit. Auch der Mond schien oft so hell, dass man glaubte, jede Einzelheit seiner Oberfläche erkennen zu können. Jeden Tag kamen wir schwer ermüdet heim in unsere Baracke, assen unseren Abendkascha, unsere Suppe, den Fisch und tranken Tee, soweit es einen gab, sonst eben das heisse Wasser ohne Teeblätter. Den ganzen Tag hatten wir kein Bedürfnis gehabt auszutreten, denn unser Herz war zu schwach, um auch den Nieren diese lebenswichtige Funktion zu ermöglichen. Unsere Baracken waren trotz der Kälte ungeheizt

und nur schwach beleuchtet. Wir legten uns daher früh auf unsere zweistöckigen Pritschen, zum Zudecken hatte ja jeder nur eine Decke. Wir mussten mit unseren Kleidern angezogen oder zugedeckt schlafen, wobei wir unsere Decke darüberlegten. Ich machte dem Sepp Leithenbauer den Vorschlag, so nahe nebeneinander zu schlafen, dass wir uns mit einer Decke gemeinsam zudecken können und daher zwei Decken übereinander zum Wärmen verwenden könnten. So froren wir diesen Winter weniger als die anderen. Wir hatten es wärmer, aber wir waren keine «Warmen», denn sexuelle Gelüste hatte von uns sicher keiner, dazu waren alle viel zu sehr durch dauerndes Hungern geschwächt.

Auch in diesem zweiten Winter in Gefangenschaft – fast jeder hatte Hungerödeme am ganzen Leib – mussten wir zuerst, wie im vergangenen Jahr, jede Nacht bei eisiger Kälte immer wieder zur weit entfernten – allerdings nun ganz neu aus Panzerblech gebauten – Latrine laufen und kamen dann morgens ganz geschwächt zur Arbeit. Doch die Lagerleitung reagierte diesmal sehr rasch auf unseren Vorschlag, in jeder Baracke in Eingangsnähe ein Holzschaff aufzustellen, das durch einen kräftigen Nachtdienst, wenn es voll war, zur Latrine getragen und entleert werden sollte. Die Lagerleitung war seit einiger Zeit sehr daran interessiert, dass die Gefangenen für ihre Arbeit in den Betrieben möglichst viele Prozente bekamen (Stachanow-System). Sie mussten daher leistungsfähig sein. Auch der Wechsel unserer Fussbekleidung von schwerem Frost auf Tauwetter und umgekehrt klappte jedesmal, wenn wir heimkehrten. Wir bekamen trockene Walenkis (russische Filzstiefel) bzw. trockene Schuhe, je nach Wetterlage. Man merkte den Einfluss unserer in der Verwaltung tätigen Kameraden.

An einem sehr kalten Tag im Februar riefen die Russen uns alle aus einem ihnen sehr wichtig erscheinenden, besonderen Anlass zusammen. Sie informierten uns über die Gründung der Vereinten Nationen. Das hielten sie für eine so wichtige Sache, dass sie uns sämtliche Paragraphen der Grundsätze der UNO vorlasen. Da sich diese Information bei der grossen Kälte, die herrschte, viel zu lange hinzog, sodass wir schon fürchteten, zu erfrieren, hielt sich unsere Begeisterung in kühlen Grenzen.

Als dann der Frühling kam, brachten uns die Russen öfter einen Heeresbericht und wir wurden ständig über den Stand des Krieges informiert. Wir erfuhren von den deutschen Verlusten, dem ständigen Rückzug, wo-

bei uns jede Stadt bekanntgegeben wurde, die von den Russen oder Alliierten erobert worden war. Diese Berichte wurden anfangs mit Skepsis aufgenommen, dann aber doch im Wesentlichen als wahrheitsgemäss angesehen und immer mehr diskutiert. Sie hatten auch zur Folge, dass die Österreicher aus ihrer Lethargie, in die sie Hitler mit seinen Massnahmen in Zusammenhang mit dem Anschluss und den darauffolgenden Krieg gestürzt hatte, erwachten und neue Hoffnung auf ein Wiedererstehen eines unabhängigen, freien Österreichs fassten. Wir wurden oft durch Deutsche in hitzige Debatten verwickelt, wobei uns vorgeworfen wurde, dass wir jetzt, wo der Krieg offenkundig verloren sei, nicht zur Stange halten wollten. Ich sagte ihnen, dass dies natürlich sei, denn man habe uns durch Gewalt die Freiheit genommen und in den Krieg hineingezwungen, der uns nie etwas angegangen sei und den wir immer, genauso wie viele Deutsche, abgelehnt hatten. Ausserdem seien wir keine Ochsen, die man zwingen könne, nun zur Stange zu halten. Wir seien von ihren Exponenten immer unterdrückt worden. Sie sagten, das sei nicht richtig, da könne man eher sagen, die Deutschen seien von einem Österreicher unterdrückt worden. Ich sagte ihnen, das stimme nicht, denn Hitler sei wohl in Österreich geboren und habe dort seine Kindheit und verkrachte Schulzeit erlebt, dann in Wien das Leben eines erfolglosen Aussenseiters – bei uns «Sandler» genannt – geführt. Er habe aber Österreich immer abgelehnt, dort sogar seine Wehrpflicht verweigert und im Ersten Weltkrieg im deutschen Militär gedient, sei dort Gefreiter geworden und habe von seinem Kommandeur das eiserne Kreuz im deutschen Heer verliehen bekommen. Dieser Kommandeur war im Zweiten Krieg sogar der General der 44. Division, der auch ich angehört hatte. Nach dem Ersten Weltkrieg aber habe er sich in Deutschland und nicht in Österreich parteipolitisch betätigt, in der Feste Landsberg als Häftling sein Buch «Mein Kampf» geschrieben, die Naziartei samt SA, NSKK und SS geschaffen und dann die Deutsche Wehrmacht aufgebaut und mit ihr als erstes Land Österreich überfallen. Viele Österreicher haben ihn wohl zuerst als den Schöpfer des ersehnten Grossdeutschen Reiches begrüsst, das allerdings als ganz anders, als sie sich vorstellten, aussah; statt Freiheit und ein besseres Leben bekamen sie Zwang und Unterdrückung jeder nicht erlaubten Meinung, Polizeispitzel, Gefängnis, Tod und KZ zu spüren und wurden behandelt wie ein Kolonialvolk. Es war ein Staat, der sich auf einen grossen Krieg vorbereitete. Da kam die Ernüchterung.

Unsere Diskussionen entzündeten sich immer wieder an der Frage, was wir als Österreicher hätten tun sollen, als Hitler am 13. März 1938 bei uns einmarschierte. Wir Österreicher bewunderten ja alles, was die Deutschen machten. Nur der durch Hitler wiedererstandene Militarismus mit SA und SS gefiel uns nicht, obwohl wir selbst Heimwehr und Republikanischen Schutzbund hatten. Nur die wenigsten – auch von den gläubigsten Nazis – hatten «Mein Kampf» und Rosenberg gelesen. Ich führte viele Streitgespräche während meiner Hochschulzeit in Wien und meine Gegner waren meistens Lehrer und Akademiker. Ich konnte ihnen die jeweiligen Passagen aus «Mein Kampf» vorlesen, aber sie wollten mich nicht anhören. Ihr einziges Argument war, dass sie mir meine Jugend vorwarfen. Freilich, es gab die grosse Not wegen des riesigen Arbeitslosenheeres. Allerdings, wer Arbeit hatte, war gut bezahlt. Auch hatte die Regierung Dollfuss und sein Nachfolger Schuschnigg begonnen, mit öffentlichen Geldern Arbeit zu schaffen und dazu die österreichische Goldwährung um 25% abgewertet. In Österreich konnte man damals auf Wunsch am Bankschalter 100 S in Papiergeld oder als Goldmünze erhalten. Es gab Goldpfandbriefe mit 8% Verzinsung. Die Grosse Glocknerstrasse wurde gebaut und 1935 eröffnet, in Linz und Wien eine Höhenstrasse, viele Bundesstrassenstücke, zum Teil mit in Lagern untergebrachten Bettlern und Sandlern.

Hitler aber hatte gegen Österreichs Fremdenverkehr eine Tausend-Mark-Sperre verhängt, die jeder Deutsche zahlen musste, wenn er in Österreich Urlaub machen wollte. Eine Reichsmark kostete damals aber 1,32 Schilling; das entsprach dem Preis von 1,5 l Bier im Klosterhof oder 1,3 Maurerstunden. 1.000 RM entsprachen etwa 40.000 Schilling heute. Der Fremdenverkehr spielte auch damals schon eine bedeutende Rolle in der Zahlungsbilanz. Unsere Stahlindustrie, die «Alpine Montan», war in deutschen Händen und bekam von Deutschland keine Aufträge und musste Arbeiter entlassen. Täglich gab es Bombenanschläge in Telefonzellen und vor jüdischen Geschäften durch Nazis. Am 25. Juli versuchten SS-Leute im Bundeskanzleramt zu putschen und erschossen Österreichs Bundeskanzler Dollfuss, wurden aber von der SA im Stich gelassen.

Das war Hitlers erste Niederlage. Er war wütend und verleugnete seine Mitwirkung. Eine zweite wollte er nicht riskieren, als Schuschnigg nach seiner Zitierung auf den Obersalzberg kurzfristig eine Volksabstimmung anordnete, ob die Österreicher selbständig bleiben oder zu Hitlers

Deutschland kommen wollten. Hitler aber verhinderte die ihm riskant erscheinende Volksabstimmung im letzten Moment durch seinen plötzlichen Einmarsch am 13. März 1938.

Ich behauptete immer wieder: Hätte Hitler diese Volksabstimmung verloren und wäre er trotzdem einmarschiert oder hätten wir uns beim Einmarsch gewehrt, hätte dies gravierende völkerrechtliche Folgen gehabt. Sicher hätte es Tote gegeben, aber nicht sinnlose Opfer wie im Zweiten Weltkrieg. Hitler hätte die Österreicher nicht einfach in die Deutsche Wehrmacht integrieren können und jeder, der in ihr mitgetan hätte, wäre ein Kollaborateur gewesen wie nachher in Frankreich, Holland und Belgien nach deren Besetzung. Das Kriegsende wäre eine verdiente Befreiung ohne Besetzung durch die Siegermächte.

Aber die politische Lage in Österreich war damals sehr verworren: Wir hatten eine durch ihr Parteiprogramm grossdeutsch-gesinnte Sozialdemokratische Partei mit dem radikalsten Programm aller sozialistischen Parteien in Europa. Ihre Führer aber waren trotz aufrüttelnder Sonntagsreden mit denen sie ihre Gegner aufhetzten und verunsicherten, total verbürgerlicht. Sie war nach den Ereignissen des 12. Februar 1934 samt ihrer Privatarmee, dem Republikanischen Schutzbund, aufgelöst und verboten worden und grollte der Regierung Schuschnigg, die sich auf Mussolini und die faschistoide Heimwehr, den Privatgarden von Starhemberg, Pfrimer und Steidle, stützten und deren christlich-sozialer Teil einen Ständestaat errichten wollte, wobei immer mehr versucht wurde, das Klima für die Wiedererrichtung einer Monarchie wie in Ungarn zu schaffen. Es tauchte erstmals das Schlagwort von Österreich als Nation auf, die Österreicher seien sogar wegen ihrer längeren Geschichte im «Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation» die echten Deutschen. In der Regierung Schuschnigg aber sass der kurz vorher von Hitler am Obersalzberg aufgezwungene Verräter, der Österreicher Seyss-Inquart, als Minister. Die Bemühungen Schuschniggs, mit den Sozialdemokraten einig zu werden, waren noch nicht erfolgreich abgeschlossen. Da verhinderte Hitler, nachdem er sich mit Mussolini geeinigt hatte, indem er Südtirol opferte, im letzten Moment die Volksabstimmung durch seinen Einmarsch am 13. März 1938, denn er traute den Österreichern auf Grund seiner Erfahrung am 25. Juli 1934 alles zu. Es gab aber keinen Widerstandsbefehl des Bundespräsidenten als oberstem Befehlshaber des Bundesheeres mit der Begründung, er wolle Blutvergiessen vermei-

den. Das erschien mir unlogisch, denn 1934 hatte das Bundesheer auch einen Schiessbefehl erhalten, allerdings gegen einen Feind im Inland; warum gab es 1938 keinen Schiessbefehl gegen den die Unabhängigkeit bedrohenden Feind von aussen? Doch es gab keine Volksabstimmung und keinen Widerstand beim Einmarsch. Der Österreicher war in seinem Denken zwiespältig und fand sich mit den Tatsachen vorerst ab. Doch die unverständlichen Judenexzesse der SS in der «Kristallnacht» am 9/10. November 1938 zeigte das Regime in seiner ganzen Brutalität und löste viele aus ihrer Lethargie, bei uns, in Deutschland, aber nicht in der massgeblichen, übrigen Welt. Diese gab Hitler weiter ständig nach. Hatten die Politiker niemand, der sie warnte, waren auch die Juden blind? Hatte niemand von ihnen «Mein Kampf» gelesen, die Passagen mit der «Endlösung»? Oder die Bücher von Paul Heiden «Hitlers Weg zur Macht» oder «Ein Mann gegen Europa», in denen Hitlers skrupellose Methoden geschildert wurden, aber auch die Unterstützung des Grosskapitals.

Ich hatte dies gelesen und war entsetzt, ich hatte auch in «Mein Kampf» gelesen, dass es Aufgabe der Presse sei, für die Partei zweckmässig erscheinende Nachrichten zu verbreiten, auch wenn sie nicht wahr seien, sie würden schon geglaubt werden, wenn man sie immer wieder wiederhole.

Viele begannen zu überlegen, was sie gegen diese brutale Gewalt tun könnten. Ich beschritt den Weg der passiven Resistenz, soweit es mir möglich war. Ganz am Anfang wollte ich auswandern, bekam aber keinen Pass, weil ich wehrpflichtig war. Trotz des neuen Regimes bewarb ich mich bei der Landesregierung um den mir vor dem Einmarsch zugesicherten Posten, weil ich dort Freunde hatte, trat aber weder der Partei noch der SA, NSKK noch der SS bei und verzichtete auf meine Pragmatisierung, als sie mir angeboten wurde, weil ich sonst hätte beitreten müssen. Das konnte ich mir als Diplomingenieur leisten, ein Jurist allerdings nicht. Ich war sehr viel im Aussendienst und hätte, weil ich nirgends dabei war, an den Wochenenden eine vormilitärische Ausbildung bei der SA machen müssen und wurde schriftlich einberufen. Wenn eine solche Ladung kam, verständigte mich sofort meine Frau und ich liess mich vom Baudirektor schriftlich auf dringenden Aussendienst schicken. Weil ich nicht kam, holte mich die SA ab, traf mich aber nicht an. Meine Frau sagte, dass sie mich selbst kaum noch sehe, weil ich ständig zu dringenden Arbeiten in den Aussendienst geschickt werde. Sie liessen

mich dann in Ruhe. Ich wurde dann dienstlich zu einem Autofahrkurs geschickt, als ich aber erfuhr, dass man beim Militär Kraftfahrer suche, hörte ich sofort mit dem Kurs auf, genauso verhielt ich mich, als man Schifahrer suchte, obwohl ich ein ganz guter war. Schliesslich wurde ich zum Militär einberufen und ein SS-Mann übernahm meine Grossbaustellen.

Ich kam zu den Funkern, blieb 18 Monate Funker und wurde dann nur Gefreiter, aber nie Unteroffizier. Ich achtete immer nur darauf, dass ich meine Kameraden durch mein Verhalten nie schadete. An einen Fahnen- eid fühlte ich mich nie gebunden, denn ich wurde zum Militärdienst in der Deutschen Wehrmacht gezwungen. Eine Verweigerung hätte den sicheren Tod bedeutet. Es wurde nicht bemerkt, dass ich zwar in der Reihe stand, die Eidesformel aber nicht gesprochen hatte. Die Gefangennahme durch die Russen in Stalingrad war für mich das erwünschte Ende der Zwangsmitgliedschaft in Hitlers Deutscher Wehrmacht. Das Kriegsende, die Befreiung und die Besatzung durch die 4 Mächte, eine leider unvermeidbare Folge des Krieges, in dem sich viele Österreicher nicht besser aufführten als die Deutschen und die SS. Ich hörte ja von meinen Kameraden aus Österreich, besonders aus Wien, wie sie sich in Frankreich aufgeführt hatten und die Deutsche Heeresleitung die Zügel schleifen liess, um ihre Mitglieder nicht zu vergrämen, nach dem Leitspruch: «Erlaubt ist alles, nur das Erwischenlassen ist verboten!»

Hitler und sein Regime hätten sicher keinen Erfolg haben können, wenn jeder, der sie ablehnte, nicht «seine Pflicht erfüllt,, sondern nie mehr getan hätte, als er unbedingt musste; denn vor der Pflichterfüllung kommt das persönliche Gewissen.

Ich betonte immer wieder, dass ich in einer österreichischen Wehrmacht alles getan hätte, um Offizier zu werden, obwohl ich jedes Kommando hasse. Auch den Fahneneid lehne ich nicht ab, aber er muss freiwillig geleistet werden. Jeder Staatsbürger muss sich klar sein, dass die Zugehörigkeit zu einem Staat auch die Verpflichtung mit sich bringt, ihn im Ernstfall zu vereidigen. Wer dies nicht will, müsste die Konsequenzen ziehen und in einen Staat auswandern, der solches von ihm nicht verlangt.

Meine Ansichten fanden nicht bei allen volle Zustimmung, machte aber manche sehr betroffen und nachdenklich, ob er selbst immer richtig gehandelt habe.

Diese Diskussionen hatten immer viele Zuhörer, auch ein deutscher

Oberleutnant aus dem Rheinland war unter ihnen. Als viele Umstehende gegen mich auftraten, mischte er sich in die Debatte und sagte, ich hätte schon recht mit der Unterdrückung durch die Deutschen. Er sagte, er sei vorher in Kroatien auf Besatzung gewesen, das einmal zu Österreich-Ungarn gehörte. Er habe ein gutes Verhältnis zu den Kroaten gehabt und öfter mit ihnen diskutiert. Sie sagten zu ihm, ihre Vorfahren gehörten einst zur Österreich-Ungarischen Monarchie; sie hätten sich ihr freiwillig zum Schutze vor den Türken angeschlossen, seien aber enttäuscht worden. Bei der Teilung der Monarchie 1864 kamen sie zur ungarischen Reichshälfte, worauf sie sich unterdrückt fühlten. Als dann 1918 die Monarchie zusammenbrach, gründeten sie mit den Serben und Slowenen einen Staat. Da kamen sie aber von der österreichisch-ungarischen Unterdrückung in eine serbische und fühlten sich wieder schwer enttäuscht. Nun aber wurden sie von den Deutschen «befreit», die ihnen einen eigenen Staat versprochen. Nun hätten sie zu ihrer «Befreiung» auch noch eine deutsche Besatzung. Jetzt wüssten sie erst, was wirklich Unterdrückung ist.

Es gab aber auch andere, die mich fragten, was ich eigentlich gegen Hitler hätte. Er habe doch wieder Ordnung geschaffen und dafür gesorgt, dass es ihnen wieder gut ginge. «Ja, ja!», sagte ich zu ihnen. «Jeder Schweinezüchter sorgt auch zuerst für einen guten Stall und füttert seine Tiere gut, bevor er sie zu Wurst verarbeitet. Ihr seid eben jetzt in diesem Stadium, in Kriegsgefangenschaft, und wisst nicht, ob ihr je noch heil und gesund heimkommt. Wie viele Millionen Leichtgläubige liegen schon unter der Erde! Es wird Zeit, dass ihr auch einmal drüber nachdenkt. Der Krieg wird einmal zu Ende sein und das Leben weitergehen, auch ohne Hitler und Nazis und wir werden vielleicht auch wieder daheim und wir Österreicher wieder frei sein.» «Wenn wir heimkommen, wirst Du baumeln!», riefen sie, «denn Du bist ein Verräter!». «Das werde ich sicher nicht, denn wir werden uns nie mehr von euch überfallen lassen, sondern nur die zu uns hereinlassen, die sich wie Gäste und nicht wie Kolonialherren benehmen!», sagte ich.

Das herannahende Kriegsende führte zu einer immer stärkeren Polarisierung der Gefangenen. Die Deutschen versuchten, ihre Leute im «Neuen Deutschland» zu organisieren (was von den Russen sehr begünstigt wurde). Die Rumänen, die schon immer aus sprachlichen Gründen eine eigene Gruppe bildeten, stärkten noch mehr ihre Volksgruppe, die Kroaten waren schon einige Zeit vorher aus dem Lager verschwunden. Nun

schlossen sich auch die ca. 120 Österreicher im Lager enger zusammen, ohne dabei mit den Reichsdeutschen in allgemeine Reibereien verwickelt zu werden. Wir gründeten einen A-Capella-Chor und sangen mehrstimmig Heimatlieder. Unser Chorleiter war zuerst der Münchner Musikprofessor Kernich und als dieser heimfuhr, der Tiroler Professor für Mathematik Puchwald. Ich selbst sang im österreichischen Chor den zweiten Bass, aber in derselben Zeit auch beim deutschen Chor, was niemand störte. Wir waren uns gegenseitig keine Feinde, nur einzelne Deutsche feindeten uns an. Allmählich bildete sich bei uns ein kleiner Kreis von meistens 6 bis 7 Landsleuten, die sich fast täglich nach dem Abendessen trafen, der Harrer, der Karl aus Grünburg, der Arzt Dr. Wagner aus dem Franz-Josef-Spital in Wien, der Professor Leo Puchwald aus Tirol und ich. Es war ein Kreis, in dem man über alles reden konnte, eine aufgeschlossene Gesellschaft, wie man sie zu Hause kaum findet. Wir besaßen alle nichts ausser unser Leben, das zu erhalten uns bisher gelungen war. Wir hatten am eigenen Leib lange genug erfahren müssen und erkennen können, wie wenig man eigentlich wirklich braucht, um das Leben lebenswert zu finden, dass die Tatsache, dass es überhaupt Leben gibt, ein Wunder der Natur bedeutet, wenn man überlegt, in welchen engen Grenzen es sich abspielt, es nur im engsten Bereich von Temperaturen zwischen höchstens 50°C unter Null und etwa gleich viel Grad über Null möglich ist; nach nur 273°C unter Null, dem absoluten Nullpunkt, hört sogar jede Molekularbewegung auf, jedoch im Inneren von Gestirnen gibt es Millionengrade. Man muss daher das Leben hüten wie eine Flamme, auch wenn sie nur gerade noch glimmt. Leben heisst, mit allen Problemen fertig zu werden, die das Leben bringt. Nicht der materielle Genuss bringt Sinn in unser Leben, sondern das durch die ständige Bewältigung aller auftretenden Schwierigkeiten immer mehr wachsende Gefühl der Sicherheit, mit allen Problemen unseres Lebens fertig geworden zu sein und mit ihnen auch in Zukunft fertig zu werden.

An einem Abend fiel uns bei Willi Harrer auf, dass er ungewohnterweise seine Suppe und Kascha nicht wie bisher mit seinem geschnitzten, russischen Holzlöffel ass, sondern mit einem ganz vornehmen, stilvollen Löffel, der aussah, als ob er aus echtem Silber wäre. Wir fragten ihn, von wem er den schönen Löffel bekommen habe, der aussehe, als ob er sogar aus Silber sei. «Ja», sagte er, «ihr werdet staunen, der ist wirklich aus Silber, den hab ich gestern vom Unteroffizier Nagel eingetauscht gegen

meinen Holzlöffel. Ihr kennt ihn ja, er hat eine eigene Brigade im Werk. Da muss er täglich durch die Kontrolle, wenn er ins Lager kommt. Die Brigadeführer wurden zwar meistens nicht durchsucht, er jedoch sehr häufig. Er hatte immer grösste Mühe, den Silberlöffel zu verbergen. Das erzählte er mir gestern wieder einmal, als wir uns trafen. Er sei gerade wieder durchsucht worden, sagte er. Nur durch Zufall habe er ihn noch einmal durchbringen können. Er sagte zu ihm, es wäre ihm sehr leid, wenn ein Russe den Löffel bekommen würde, den er aus einem Schloss in Frankreich als Souvenir mitgenommen habe. Er habe ihn dann gefragt, ob er ihm nicht seinen Holzlöffel für einen Silberlöffel geben könnte. Dann habe er wenigstens einen Löffel, den ihm bestimmt kein Russe wegnehmen werde und Harrer wurde als Offizier fast nie gefilzt und komme dazu ganz selten aus dem Lager.» So tauschten sie den Löffel. Harrer brachte den Löffel auch glücklich heim und hat ihn noch als Andenken.

«Ich bin überzeugt, dass ihm ein Posten den Löffel nicht nehmen hätte dürfen und er bestraft worden wäre, wenn sich Nagel bei der NKWD beschwert hätte», sagte ich, «denn den Löffel brauchte er ja täglich zum Essen, er hatte keinen anderen und auch die Lagerverwaltung hatte nie einem Gefangenen ein Essbesteck gegeben. Im schlechtesten Fall hätte man ihn als Wertgegenstand beschlagnahmen und als sein Eigentum bei der Lagerverwaltung mit der Verpflichtung zur Rückgabe bei der Heimfahrt deponieren können, ihm aber einen Ersatz geben müssen, etwa einen Holzlöffel.» «Du kann schon recht haben», sagte Harrer, «Nagel hätte sich aber nie getraut, sich zu beschweren, Du aber hättest Dir so etwas von den Russen sicher nicht gefallen lassen. Du hast Deine Rasiersachen und das andere immer noch, ich erinnere mich noch genau, wie Du um Dein Recht gekämpft hast, als sie Dir ein Posten wegnahm», sagte er.

Ich habe mir Übergriffe russischer Posten seit meinem missglückten Fluchtversuch niemals gefallen lassen. Ich hatte immer noch meine Zeugnisse der ersten und zweiten Staatsprüfung der Technischen Hochschule in Wien, meine Familienfotos, meine Zahnbürste, meinen Rasierapparat samt Klingen, Pinsel und Rasierseife und rasierte mich selbst. Der Kapitän der NKWD hatte sie mir damals zurückgegeben und gesagt, dass ich sie behalten dürfe. Ich hatte alles in einem Beutel aus Molino bei mir und liess ihn mir nicht wegnehmen. Ich berief mich immer, wenn es notwendig war, auf den Kapitän der NKWD, der zu mir gesagt habe, dass ich diese Sachen besitzen dürfe; ich würde mich beim Kapitän der

NKWD – den ich auch persönlich gut kannte und der mir sehr korrekt erschien – beschwerten, wenn sie es mir wegnehmen sollten. So viel russisch konnte ich dann schon. Einmal aber wurden wir früh am Morgen so rasch in Hemd und Unterhose aus Molino von unserer Pritsche getrieben, dass ich meinen Leinenbeutel, der neben mir an der Wand hing, nicht mehr mitnehmen konnte. Ich versteckte nur noch schnell mein Taschenmesser, das ich mir in wochenlanger, mühsamer Arbeit aus einem Stück Eisensäge geschliffen und mit einem Bügel aus Kupferblech angefertigt hatte, in der geschlossenen Faust. Für den Besitz des Messers wäre ich mindestens 2 Wochen eingesperrt worden. Den ganzen Körper griffen die Posten ab, nur nicht die geschlossene Faust. Ich verbarg es immer auf die gleiche Weise und brachte es sogar heim, verlor es allerdings dann bald bei einem Spaziergang in einem Wald hinter dem Pöstlingberg, dem Wallfahrtsberg nördlich von Linz.

Meine mitangetretenen Kameraden spotteten damals, nun sei ich meinen Beutel los und könne mich nun nicht mehr selbst rasieren, sondern werde genauso wie sie die Bartflechte bekommen. Ich sagte, das könne schon sein, dass mir die Posten meine Sachen stehlen, aber ich werde mir das nicht gefallen lassen und mich bei ihrem Anführer, Oberleutnant Skowronsky, der mich gut kannte – er war in Zivil Mathematikprofessor – beschwerten. Sie meinten, ich würde dann nur einen Tritt bekommen, aber nicht meine Sachen. Ich sagte ihnen: «Ihr vergesst, dass ihr nicht mehr bei der Deutschen Wehrmacht seid, wo der ein wenig höher Stehende schon über den etwas niedriger Stehenden, z.B. der Gefreite über den einfachen Soldaten geherrscht hat, sondern schon Kriegsgefangene seid, die unter der Genfer Konvention für Kriegsgefangene stehen, die schon gewisse Rechte haben, die noch dazu in 12 Punkten auf einer Tafel im Lager durch die NKWD angeschlagen sind. Ich besitze nicht mehr, als nach diesen Bestimmungen erlaubt ist. Sie müssen es mir zurückgeben, denn sie sind im Allgemeinen korrekt.»

Als die Untersuchung zu Ende war, lief ich sofort in die Baracke und sah, dass, wie ich erwartete, mein Molinosackerl fort war und lief gleich zurück zum Kommandanten, der noch mit seinen Posten beisammen stand. Ich fragte ihn, was sie eigentlich bei uns gesucht hätten. Er antwortete, sie suchten Werkzeuge, z.B. Zangen, die in der Fabrik gestohlen wurden. Ich sagte ihm, seine Posten hätten mich bestohlen und nicht Werkzeug, sondern mein Molinosackerl mitgenommen und zählte ihm

den Inhalt auf. Der Kapitän der NKWD habe mir erklärt, diese Sachen dürfe ich haben. Er gab mir recht, so etwas dürften die Posten nicht wegnehmen. Ich erwiderte, die Posten hätten mir das aber weggenommen, sie hätten mich also bestohlen. Er wurde wütend und schrie, ich beleidige die russische Armee, wenn ich behaupte, dass mich ein Posten bestohlen habe. Ich entgegnete, in jeder Armee gebe es Lumpen, warum nicht auch in der russischen. Da stiess er einen Fluch aus und brüllte, er werde jetzt alle seine Posten antreten lassen und untersuchen, wie vorher uns. Wenn er aber nichts finde, werde er mich drei Wochen einsperren lassen. Ich sagte nur «Nitschewo!». Da liess er alle seine Posten antreten, Hände hoch wie wir vorher, und untersuchte alle gründlich. Beim dritten fand er schon mein Molinosackerl, brüllte den Posten an, gab ihm Schläge ins Gesicht und Fusstritte ins Gesäss, reichte es mir mit der Aufforderung nachzusehen, ob alles drinnen sei. Ich fand alles drin und bedankte mich. Er machte dazu aber die Bemerkung: Die Zeugnisse dürfe man mir wohl nicht wegnehmen, aber ich müsste sie eigentlich in der Kommandantur abgeben und bekäme sie wieder, wenn ich aus dem Lager wegkomme. Er nehme sie mir aber auch nicht weg; ich brachte sie wieder heim.

Immer wieder kamen Neugefangene ins Lager und wir hörten vom Vormarsch der Russen, Amerikaner und Engländer. Doch die Neugefangenen waren nicht gut informiert. Manche redeten von einer Wunderwaffe, die noch alles wenden werde, andere glaubten aber doch nicht mehr so recht an den Endsieg, sie schienen deprimiert und apathisch.

Die Russen dagegen wurden immer zuversichtlicher, dass der Krieg nun bald siegreich zu Ende gehe. Sie waren sehr freigiebig mit ihren Informationen über das Kriegsgeschehen. Immer wieder riefen sie uns zusammen und brachten Heeresberichte. Wir hörten immer mehr uns schon wohlbekannt Namen von Städten, wo die Rote Armee einmarschiert war. Sie näherten sich allmählich auch Österreich. Wir hörten vom Kampf um Budapest, dann mit wachsender Freude, dass die Rote Armee die österreichische Grenze überschritten habe, vom Fall Wiens, von einer ersten provisorischen Regierung Renner in Österreich, dann von dem Versuch des Admirals Dönitz, einen Sonderfrieden zu erreichen, von der Ablehnung durch die Alliierten, vom Tode Hitlers, von der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands.

Nun war der Krieg aus; doch wie wird es weitergehen? Wir sahen die berechtigte Freude der Russen, dass dieser furchtbare Krieg nun doch zu Ende ging. Stalin hatte die Zeit genutzt, um sein Volk durch eine Besinnung auf vergangene Zeiten zum Durchhalten im «Vaterländischen Krieg» zu erziehen. Der Begriff Vaterland war ja früher ein verpöntes Überbleibsel aus der Zeit der «Bürgerherrschaft», der Kapitalisten. Auf einmal war Russland, die Sowjetunion, eine Nation, hatte eine Nationalhymne, in der es hiess:

«Von Russland dem grossen auf ewig verbündet, steht machtvoll der Sowjetrepubliken Bastion, es lebe vom Willen der Völker gegründet, die einig und mächtige Sowjetunion! Ruhm sei und Lobgesang, dir freies Vaterland, Freundschaft der Völker hast fest du gefügt, Fahne der Sowjetmacht, Fahne in Volkeshand, Du sollst uns führen von Siege zu Sieg.» Oder das «Vaterlandslied»; es hatte mehrere Strophen:

«Vaterland, kein Feind soll dich gefährden, teures Land, das unsre Liebe trägt, denn es gibt kein schöneres Land auf Erden, wo das Herz so frei dem Menschen schlägt. Vom Amur bis an die Beresina, von der Taiga bis zum Kaukasus, schreite froh der Mensch mit heiterer Miene, ist das Leben Wohlstand und Genuss! Vaterland...Atme tief den Frieden der Nationen, froh erbaust du eine neue Welt, denn befreit von Kummer und von Sorgen ist das Land, das uns zusammenhält.» Die «Internationale» als Institution des Kommunismus wurde aufgelöst, wurde uns gesagt, weil sie in dieser Form nicht mehr notwendig sei, das Lied verlor seine Bedeutung und wurde nur mehr selten gesungen.

Eine neue Aera hatte für die Sowjetunion begonnen. Doch was war mit uns Kriegsgefangenen? Kamen wir bald heim oder wird man uns als Pressionsmittel zurückbehalten?

Grosse Sorgen hatte Harrer schon früher geäussert, was geschehen werde, wenn der Krieg endgültig verloren und aus war; sie könnten ja alle massakrieren; wer sollte sie hindern. Wir sprachen mehrmals über dieses Problem. Ich machte mir darüber keine Sorgen. Ich hatte mich ja schon vor dem Krieg viel mit den Russen beschäftigt und meine Erfahrungen gemacht. Ich hatten den Eindruck, dass auch ihr Diktator Stalin ein Interesse daran hatte, im Westen nicht als der unberechenbare Schrecken des Ostens dazustehen, sondern als ein Staatsmann, der seine Heimat gegen die Hitleraggression mit allen Mitteln verteidigte, aber internationale Verpflichtungen über die Behandlung von Kriegsgefangenen ge-

wissenschaft einhält. Ich erinnerte auch an die «Moskauer Erklärung», dass die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Österreichs ein Kriegsziel der Sowjetunion sei, weil Österreich als erster Staat von Hitler überfallen und seine Unabhängigkeit verloren habe. Ich glaubte an dieses Versprechen der Russen.

Einige Anzeichen sprachen für eine wenigstens äusserliche Angleichung an den Westen. Auf einmal hörte man statt von Kommissariaten von Ministerien, sogar das Wort Staatspräsident kam auf.

Schliesslich erfuhren wir von einem Abkommen in Jalta, wo zwischen Stalin, Rossevelt und Churchill angeblich ausgemacht wurde, dass die deutschen Kriegsgefangenen so lange in Russland bleiben müssten, bis Russland und insbesondere Stalingrad wieder aufgebaut worden sei. Überall sah man in der Stadt Bautrupps der Kriegsgefangenen Bauschutt wegräumen und zerstörte Gebäude instandsetzen. Auch gab es auf einmal viele gefangene deutsche Mädchen, die als Maurergehilfinnen eingesetzt waren. Sie waren für diese Arbeiten viel zu schwach; in Russland ist die Frau wohl gleichberechtigt, hat aber auch gleiche Leistung zu erbringen. Einige von uns konnten mit ihnen ein wenig reden und hörten, dass sie viel zu wenig zu essen bekamen, weil sie die Norm nicht erreichten. Ich weiss nicht, wie viele von diesen Mädchen dann doch heimgekommen sind.

Die «Kapitulanten», welch merkwürdige Menschen

An einem heissen Nachmittag, es war vielleicht Anfang September 1945, wurde ich mit anderen in einer Brigade zu Baracken ausserhalb des Lagers geschickt, an denen die Strasse vom Bahnhof zum Lager vorbeiführte. Wir hatten die Aufgabe, die Dächer der Baracken mit Teer zu bestreichen und Dachpappe darauf zu legen. Da sahen wir von unserer luftigen Aussicht schon von Weitem einen Zug von vielleicht 150 bis 200 Kriegsgefangenen die ansteigende Strasse langsam herankommen, vorne 2 Posten mit Gewehr, einige seitlich und hinten wieder zwei. Als sie näherkamen, sahen wir, warum sie so langsam vorwärtskamen. Sie waren alle schwer bepackt. Sie trugen rechts einen Koffer, links einen Koffer und manche auch noch einen vollen Tornister. Sie machten ein merkwürdiges Bild, einerseits wie Touristen, dann wegen der Posten und Uniformen doch wieder wie Gefangene. Als sie unter uns auf der Strasse

vorbeizogen, riefen wir hinunter: «Was macht denn Ihr da mit den vielen Koffern? Seid Ihr die Gepäckträger für die Russen? Seid doch nicht so blöd und schleppt Euch für die Russen ab. Die nehmen Euch ja doch alles weg, wenn ihr ins Lager kommt, wie es uns allen ergangen ist, als wir in Kriegsgefangenschaft kamen!» Da riefen sie zurück: «Wir sind keine Kriegsgefangenen, wir sind Kapitulanten.» Da riefen wir zurück: «Trottel seid Ihr, weil Ihr nicht alles getan habt, um abzuhauen. Ihr werdet schon sehen, wie es Euch ergehen wird!»

Nun, als wir ins Lager zurückkamen, sahen wir sie schon im Quarantänelager, das durch dichten Stacheldrahtzaun von unserem Lager getrennt worden war, aus der Aufnahmebaracke herauskommen ohne ihre Koffer und Tornister. Sie sahen etwas kleinlaut aus. Nachher erhielten sie ihr erstes Essen. Wir sahen fast mit Neid, dass sie Weissbrot und ein gut doppelt so grosses Stück Salzfisch als wir bekamen, auch wirklichen Tee, sogar gezuckert, gab es. Doch diese schimpften nur über das Essen, den Saufrass. Einige warfen ihren Salzfisch sogar auf das frisch mit Dachpappe und Teeranstrich vorsorglich abgedichtete Dach der Baracke. Nun ja, nach einigen Tagen hatten sie dann schon so viel Hunger, dass sie alles, auch ihren Salzhering, assen. Nach zwei Wochen hatten viele aber noch viel mehr Hunger, dass sie alles versuchten, um ihre gleich am Anfang auf das Dach geworfenen Salzheringe wieder herunterzubekommen. Schliesslich hatten sie alle Fische wieder herunter und assen sie als luftgetrockneten Hering mit leichtem Teergeschmack.

Nach 3 Wochen im Quarantänelager kamen sie zu uns und wir hörten, was sich am Kriegsende bei uns zu Hause abgespielt hatte. Ein Wiener erzählte, wie er als Gefangener mit einem grossen Zug durch Wien getrieben wurde. Es war ihnen gesagt worden, sie kämen nur bis zur Cechoslowakei und würden dort ihre Entlassungspapiere bekommen. Er kam mit den anderen durch eine Strasse in der Stadt, in der Verwandte wohnten. Er sah sie auch; sie riefen ihm zu, er solle im Wirbel abhauen. Dies wäre ihm sogar möglich gewesen. Er aber glaubte den Russen und riskierte es nicht. Nachher bereute er es bitter.

Ein anderer kam sogar aus Linz. Er lag als Verwundeter im Militärlazarett im Petrinum in Urfahr – in nächster Nähe, wo ich wohnte. Er wurde von den Amerikanern gefangen und dann nach mehreren Wochen, als er gesund war, den Russen übergeben, die ihn zu uns ins Lager brachten. Auch er hätte abhauen können und tat es nicht, weil er sich durch die

Amerikaner sicher vor den Russen fühlte. Er wusste ja nichts von dem kurzsichtigen und unmenschlichen Abkommen, das sie verpflichtete, alle Gefangenen, die in Russland gekämpft hatten, an Russland auszuliefern.

Unter den «Kapitulanten» gab es viele Ungarn und ungarische Offiziere, die sich gleichfalls betrogen fühlten, weil man ihnen bei der Kapitulation zugesagt hatte, dass sie in die Heimat entlassen werden würden, wenn sie ihre Waffen ablieferten. Sie sagten wütend, wenn sie gewusst hätten, dass sie nach Russland und hierher gebracht werden würden, hätten sie sicher weitergekämpft. Wir wussten von den Russen, wie fanatisch diese Ungarn Budapest vor ihnen verteidigt hatten und wie froh sie waren, als die Ungarn doch kapitulierten.

Es besserte sich langsam einiges im Lager. Harrer bekam allerdings schon fast den Lagerkoller, wie er mir erzählte, denn er war immer nur im Lager und sah vor sich den Stacheldraht, Wachtürme und ganz ferne die Wolga. Das war der Nachteil des Offiziers, dass er während des Krieges nicht arbeiten durfte. Mir ging es als Gefreiten diesbezüglich besser, denn ich hatte, ausser wenn ich krank war, immer Arbeit, oft ausserhalb des Lagers, sogar in Privatwohnungen. Als Ablenkung half Willi manchmal dem Feldwebel Döring von der Baracke 2 bei der Verrechnung seiner Arbeitsbrigaden, damit jeder das ihm auf Grund seiner Leistung zustehende Brot erhielt.

Einmal, als keine Arbeitskräfte im Lager waren, brachte er auch die gefangenen Offiziere dazu, dass sie sich bereit erklärten, zur Wolga zu fahren, um Holz zu holen, natürlich mit einem Posten. Leutnant Richter nahm die Harmonika mit und so fuhren sie aus dem Lagertor hinunter zum Holzlagerplatz an der Wolga. Der Posten fuhr mit dem Auto wieder weg, während sie den Anhänger aufluden. Zurück blieb zu ihrer Bewachung nur ein Kalmücke in Russenuniform, der ganz ohne Waffen war und mehr Angst vor ihnen hatte als sie vor ihm. Während der Lastwagen das Holz ins Lager brachte, blieben sie am Holzlagerplatz und versuchten gleich, in der Wolga zu schwimmen, nach Jahren wieder das erste Mal. Leutnant Richter aber ging inzwischen zu dem nahen kleinen Häuschen und spielte auf seiner Ziehharmonika lustige Weisen. Gleich kamen von der ganzen Umgebung Frauen daher und hörten begeistert zu. Da kam ein russischer Leutnant mit einigen Soldaten um die Ecke und schimpfte die Frauen zusammen, dass es ungehörig sei, sich von einem Kriegsgefangenen unterhalten zu lassen. Die Frauen aber bombardierten

ihn mit saftigen Ausdrücken, sodass der Leutnant mit seinen Soldaten Reissaus nehmen musste.

Im August hatte er sich einmal gemeldet, als man Hilfskräfte suchte, um Fische für das Lager aus Stalingrad zu holen. Er fuhr mit drei anderen Gefangenen hinten auf der Ladefläche eines 3 Tonnen Lastwagens zur Ausgabestelle. Ein Verpflegungsbeamter, der abenteuerlich aussah, was seine Maschinenpistole noch unterstrich, ein Georgier, war ihr Begleiter; er sass vorne im Führerhaus. Sie kamen bei glühender Hitze in die Stadt. Sie sollten eine Fracht von Salzfischen, Selotke, übernehmen, die von Astrachan heraufkamen. Als sie einige Fische genauer ansahen, bemerkten sie, dass fast jeder Fisch unter den Kiemen eine Made hatte. Das bewog ihren Verpflegungsbeamten, die Fracht abzulehnen; darauf gab es ein grosses Geschrei und sie hörten, wie der Beamte des Fischmagazins schrie: «Von diesen Fischen wird niemand hin. Die Gefangenen sollen froh sein, dass sie überhaupt so etwas zu essen bekommen!» Aber der so wild aussehende Georgier blieb beinhart und lehnte die Übernahme der Fische ab. Sie mussten in der glühenden Hitze warten. Das ganze Ufer war mit Stahlplatten belegt, er aber war blossfüssig und hatte das Gefühl, dass seine Sohlen geröstet werden. Er konnte nur rasch darüber ins Wasser laufen. Dann endlich wurde ihnen ein Frachtkahn zugewiesen. Er musste als grösster durch die Ladeluke hinunter in den Kahn. Der ganze Frachtkahn war vollgeschichtet mit Salzfischen, Selotke, Kopf gegen Schwanz. Es wurden Weidenkörbe heruntergereicht. In diese musste er die Fische hineinschichten und durch die Luke hinaufstemmen. Diese Hitze unter Verdeck, der penetrante Fischgeruch und das Brennen an den Händen, die von den Flossen der salzigen Fische aufgescheuert wurden, war, als ob er ständig in Brennessel griffe, fast unerträglich. Aber er musste einfach durchhalten. Schliesslich ging auch diese Arbeit zu Ende und der Lastwagen war bis zur Oberkante der Ladefläche mit Fischen vollgefüllt. Sie mussten sich hinter dem Führerhaus direkt auf die Fische setzen, als sie endlich heimfuhren.

Das erinnerte mich an die Fahrt auf einem Lastwagen im Frühling 1943, der mit nackten Toten beladen war, die wir zum Begraben auf den Kotluban brachten. Allerdings war damals eine Plane über die Toten gelegt worden, die sich durch den Fahrtwind immer wieder abhob, sodass vorbeigehende Russen entsetzt aufschrien. Auch an die Fahrt auf der Ladefläche eines Lastwagens im Herbst desselben Jahres musste ich denken. Wir hatten als Elektriker eine zerstörte Starkstromleitung abmontiert

und mussten auf der Heimfahrt auf Säcken mit Krebsen sitzen. Es ist ein etwas eigenes Gefühl, wenn man auf einer ehemals lebenden Unterlage sitzt. Mich hat das jedesmal mit Gruseln erfüllt.

Da immerhin drei Tonnen Fische auf der Ladefläche lagen, dachten sie, dass es auf ein paar Fische nicht ankomme und sie einmal so viel Fisch essen konnten, wie sie Lust hatten, nicht nur die kleine Lagerportion von 70 Gramm. Also nahm sich jeder einen Fisch und biss hinein in das beste Fleisch hinter dem Nacken. Der Fisch schmeckte aber sehr salzig, sodass sie in kürzester Zeit unerträglichen Durst bekamen. Zu ihrem Glück blieb der Lastwagen plötzlich stehen, weil der Verpflegungsbeamte noch irgendetwas zu besorgen hatte; da sprangen sie gleich vom Lastwagen herunter und suchten nach Wasser, fanden aber nur ein paar Pfützen vom letzten Regen bei einem Gewitter am Vortag. Einige stürzten zu den Pfützen und schlürften das Wasser. Er selbst hielt es noch bis zum Verpflegungslager aus. Dort gab es einen Hydranten. Den schraubte er auf und liess ihn mit vollem Strahl in seinen Mund hineinlaufen, dass er glaubte, es zerresse ihm den Bauch vor lauter Wasser. Einer konnte sich nicht zurückhalten, zwei Selotke mitzunehmen. Er hängte sich rechts und links je einen Fisch an das Unterhosenbandl und liess sie am Oberschenkel herunterhängen und wollte damit bei der Wache am Tor durchkommen. Sie klopfen und tasteten ihn, wie üblich ab, wobei sie seine zwei Fische fanden. Er musste die Fische herausholen. Der Posten nahm einen Fisch beim Schwanz und klatschte ihm damit mehrmals rechts und links ins Gesicht. Dann gab er ihm noch mehrere Fusstritte. Willi ahnte das und nahm sich daher keinen Fisch ins Lager mit. Was man ausserhalb des Lagers ass, war den Russen gleichgültig. Nur ins Lager durfte man nichts mitnehmen oder gar verschachern.

An einem anderen Tag, es gab eine totale Sonnenfinsternis, gingen sie ganz offiziell nur zum Schwimmen an die Wolga; da wäre ihnen der Rudi Kirschke fast ertrunken. Willi lief über die Insel und stand vor dem Hauptstrom der Wolga. Er war beeindruckt von dem riesigen Strom. Am anderen Ufer sah man kaum die Fenster der Häuschen, so breit war er. Er schwamm etwa 50 Tempi hinaus und dachte nicht daran, dass der Fluss eine so starke Strömung habe. Als er zurückschwimmen wollte, war er schon 100 m abgetrieben und musste sich sehr anstrengen, dass er wieder ans Ufer zurückkam; er war davon so ausgepumpt, dass er kaum heraussteigen konnte.

Es war kein Wunder, dass viele unserer Kameraden die Nerven verloren, als das Gerücht herumging, dass man nur dann Aussicht habe heimzukommen, wenn man so krank war, dass man zur Arbeit nicht mehr zu gebrauchen war. Uns war allen bekannt, dass es für uns sehr schädlich war, zu viel Salz zu essen, denn da bekam man geschwollene Glieder, Wasser überall, richtige Wassersucht. Darauf hatte ich sogar nach meiner Heimkehr noch Jahre zu achten. An und für sich bekamen wir ja schon mehr als genug Salz durch den täglichen Salzfisch, der immer ungewässert war. Gar mancher kaufte sich am freien Markt das grobe, russische Salz und ass immer wieder davon. Auch die Raucher hatten einen Grund mehr, ihr Brot gegen Tabak herzugeben und mehr zu rauchen. Es gab immer wieder Tote, insbesondere bei den Neuangekommenen. Wie viele davon aus dem Grunde starben, weil sie sich mutwillig krank gemacht hatten, weiss ich nicht, aber es waren sicher nicht wenige. Viele der Neuangekommenen litten auch ganz besonders am ständigen Mangel an Trinkwasser. Die grosse Hitze im Sommer, oft bis $+40^{\circ}\text{C}$, verlangte natürlich ihre Flüssigkeit. Die Flüssigkeit, die wir durch unsere Nahrung in Form von Suppe, Kascha, Brot und abends den Becher mit $1/3$ Liter Tee bekamen, war für die meisten zu knapp, schon gar im Sommer. Gefangene, die in Arbeit ausserhalb des Lagers Verwendung fanden, hatten öfter Gelegenheit, trinkbares Wasser zu bekommen, da sie meistens in Verbindung mit den Russen beschäftigt waren, aber nicht immer. Ich selbst arbeitete einige Zeit mit einer Brigade im Werk an einem Arbeitsplatz, an dem es nur eine Nutzwasserleitung gab, die mit Wolgawasser gespeist wurde. Es war streng verboten, dieses Wasser ungekocht zu trinken; man bekam unweigerlich schweren Durchfall. Aber was tut man, wenn man glaubt, es vor Hitze nicht mehr aushalten zu können und keine Möglichkeit hat, es zu kochen? Man trinkt es dann halt doch; ich tat es auch hie und da und bekam jedesmal schwersten Durchfall. Genau so erging es den Neuangekommenen, wenn sie aus der Quarantäne kamen und aus irgendeinem Grunde das Lager nicht verlassen konnten oder auch am Arbeitsplatz nicht ausreichend Trinkbares bekamen. Im Lager gab es wohl einen Brunnen, der allerdings nicht immer Wasser lieferte. Zuerst war es weder als einwandfreies Grundwasser noch als «nicht trinkbares Wasser» erkennbar gemacht. Seit dem Gewitter aber, das die Toten ausgeschwemmt hatte, war es sicher verseucht. Bei Tag konnte keiner an dieses Wasser heran, jedoch nachts kam mancher und stillte heimlich seinen unerträglichen Durst. Jeder bekam da-

von schweren Durchfall. Wie viele an den Folgen eines solchen Durchfalls gestorben sind, weiss ich nicht, schwerer Durchfall führte aber bei uns immer zu lebensbedrohenden Schwächezuständen, von denen man sich dann nur langsam erholen konnte. Ich lernte bei diesen «Kapitulanten» einen älteren Wiener kennen, der mir sagte, er sei Kapellmeister beim Ronacher in Wien gewesen und mit über 60 Jahren noch zum Schluss zur Landwehr eingezogen worden. Er sagte mir, er halte die unerträgliche Hitze nicht mehr aus, weil er viel zu wenig zu trinken bekomme. Er sagte mir auch, dass er in der vergangenen Nacht aus der heissen, verwanzten Baracke geschlichen sei und Wasser von dem verbotenen Brunnen getrunken habe. Er spüre schon, dass es ihm nicht gutgetan habe. Nächsten Tag traf ich ihn nicht mehr und erfuhr, dass er wegen schweren Durchfalls ins Lazarett gekommen sei. Das war für ihn sehr gefährlich, er war immerhin schon über 60 Jahre alt und psychisch gebrochen durch die Gefangenschaft. Ich sah ihn später nie mehr. Ich erfuhr nie, ob er den Durchfall überlebt hat und wieder heimgekommen ist.

Unter den «Kapitulanten» befand sich auch der Gutsbesitzer Dombrowsky aus Ostpreussen, ein netter Kerl. Er erzählte von seinem Gut und seinem Pferdegestüt, das auch mir namentlich aus Illustrierten bekannt war. Dort hatten sich inzwischen die Russen niedergelassen und er war sich klar, dass er diesen Besitz nie mehr sehen würde. Ich sagte ihm, dass ich die Memoiren des Freiherren von Vogelsang gelesen habe, der in Ostpreussen ein Rittergut dieses Namens hatte und von dort fortmusste, weil er katholisch geworden war. Er schilderte die damaligen Verhältnisse, dass ganz reiche Gutsbesitzer nur zwei Berufe ergreifen konnten: entweder Gutsbesitzer oder Offizier. Ein anderer Beruf, sogar wenn er ein Hochschulstudium erforderte, galt nicht als standesgemäss. Der andere Teil der Bevölkerung aber war arm und von den Gutsbesitzern ganz abhängig. Er meinte, da habe sich leider nicht viel geändert. Ich antwortete, dass dadurch die deutsche Besiedlung in Ostpreussen versagt habe und dieses Land wahrscheinlich kommunistisch werden würde. Er sagte, das glaube er auch, denn die Gutsbesitzer seien geflohen, die Offiziere durch den Krieg diskreditiert und die Bevölkerung sei gewohnt, beherrscht zu werden. Auch ein Prinz war unter den Neuangekommenen, ein Seyn Wittgenstein. Ich glaube, er war irgendwo aus dem Rheinland. Auch mit ihm war angenehm zu plaudern. Die Russen behandelten aber beide so wie alle anderen.

Mit ihnen kam auch noch ein SS-Offizier. Er wurde von den Russen nicht wie bisher üblich abgesondert und als besonderer Feind behandelt, der einer der Hauptschuldigen von Naziverbrechen war, sondern als Leiter einer Gefangenenbaracke eingesetzt. Auf unsere Frage bei der NKWD, ob sie nicht wüssten, dass dies ein SS-Offizier sei, sagte man uns, das wüssten sie wohl, aber diese Politik würden wir nie verstehen. Wir verstanden die Politik sehr wohl, denn einen willigen SS-Offizier konnten sie sehr gut gebrauchen. Dass sie von seiner SS-Vergangenheit wissen mussten, war uns klar, denn jeder Gefangene musste sich ja nackt ausziehen und wurde auf das tätowierte SS-Zeichen unter dem Arm untersucht.

Wir kamen öfter auf die betrübliche Tatsache zu sprechen, dass keiner von uns eine Uhr hatte und eine einigermaßen richtige Zeitangabe nicht möglich war. Wir konnten uns nur nach dem Kommando der Russen richten, wann wir aufstehen mussten, es zum Essenholen ging und das Kommando kam, dass sich die Arbeitenden bei der Budka anstellen müssten, um abzumarschieren oder wann Powerka war. Da die meiste Zeit im Jahr Sonnenschein herrschte, sagte ich mir, könnte ich eine Sonnenuhr bauen. Ich hatte zuerst Bedenken, da wir nicht am Meridian von Moskau lagen und ich nicht einmal wusste, wieviel Grade zwischen dem Meridian von Moskau und Stalingrad lagen, doch das liess sich beheben. Ich musste nur den Mittagspunkt nicht nach dem Sonnenstand, sondern die Zeit von 2 Uhr Mittag von den Russen angeben lassen und eine Latte mittels einer Visiervorrichtung wie Kimme und Korn aus Nägeln nachts zum Polarstern ausrichten. Wenn ich dann auf diese eingerichtete Stange ein Brett mit einer Teilung in 24 Stunden aufsteckte und senkrecht zum Stab drehbar machte, brauchte ich nur abzuwarten, bis die Sonne den kürzesten Schatten warf und hatte die örtliche Mittagszeit. Dann musste ich mir durch einen Schrei aus Budkanahe, in der die Russen eine Uhr hatten, die Moskauer Mittagszeit angeben lassen und den Schatten des Stabes als 12 Uhr-Punkt markieren und von dort einen Halbkreis in je 6 Teile vor 12 Uhr und nach 12 Uhr teilen.

Ich baute nach diesem System eine Sonnenuhr im oberen Teil des Lagers und dann über aller Wunsch noch eine zweite im unteren Teil. Sie gaben erstaunlich gleiche Zeiten an.

Das war aber nur eine kleine Nebenbeschäftigung für mich, denn ich war wieder Betriebselektriker. Da hatte ich wieder einmal Krach mit meinem russischen Posten, der mir immer die Arbeitsaufträge gab.

Ein Leitungsdraht, der Nullleiter, unserer Lagerzuleitung war gerissen und hing herab. Ich bekam den Auftrag, ihn sofort herunterzuholen und nachher wieder zusammenzuflicken. Ich sagte, ich könne das schon, man müsse aber vorher die ganze 380 Volt-Leitung im Transformator abschalten, denn sonst wäre die Arbeit lebensgefährlich.

Ich hatte gerade ein paar Tage vorher ein sehr gefährliches Erlebnis gehabt. Ich war auf einen Beleuchtungsmast im Lager geklettert, um eine durchgebrannte 1.000 Wattlampe auszuwechseln. Ich hielt diese Arbeit nicht für gefährlich, da die blanke Zuleitung oberhalb der Lampe vorbeiging und nur eine isolierte Leitung zum Schalter herabführte, die ich allerdings nicht selbst gelegt hatte, sondern jemand anderer während der Zeit, als ich krank und nicht Lagerelektriker gewesen war. Als ich die Lampe ausgewechselt hatte und mit meinen primitiven Steigeisen herunterstieg, kam ich etwas oberhalb des Schalters in den Stromkreis und wurde ganz schwindlig, zum Glück konnte ich mich rasch losreißen, sonst wäre ich sicher herabgestürzt. Ich sah dann auch die Ursache für mein Missgeschick. Die Schalterleitung war ca. 20 cm oberhalb des Schalters gekuppelt, die Leitungsdrähte blank und nicht isoliert. Auf diese blanken Stellen hatte ich mich beim Herabsteigen nichtsahnend gestützt. Der Mast war offenkundig auch noch feucht gewesen. Ein anderes Mal war ich auch in der Küche wegen eines Isolierungsmangels in den Stromkreis gekommen. Ich glaubte, nicht unbedingt abschalten zu müssen, um den Küchenbetrieb nicht unnötig zu stören. Damals flog ich in weitem Bogen davon und es wurde mir ganz elend. Mir reichten jedenfalls solche Erlebnisse. Nun sollte ich diesen gerissenen Draht reparieren ohne abzuschalten. Dabei hatte ich nur einen Sicherheitsgürtel aus blankem Kupferdraht und nicht einmal eine gut isolierte Kombizange.

Ich machte daher den Russen aufmerksam, dass man diese Arbeit nicht machen könne ohne auszuschalten, weil sie so lebensgefährlich sei, dass man sicherlich mit einem schweren, wahrscheinlich tödlichen Unfall rechnen müsse. Da schrie der Russe wütend, wenn ich diese Arbeit nicht mache, sei das Arbeitsverweigerung und er lasse mich drei Wochen bei Wasser und 200 Gramm Brot einsperren. Ich sagte ihm, ich sei Kriegsgefangener und dürfe nicht zu einer so lebensgefährlichen Arbeit gezwungen werden. Wenn er mich deshalb einsperren lasse, würde ich wahrscheinlich auch die 3 Wochen überleben, wenn ich aber diese Arbeit mache, sei ich sicher tot. Da stiess er den typischen russischen Fluch aus und setzte mich als Lagerelektriker ab.

Ich kam am nächsten Tag über Vermittlung meines Freundes Karl aus Grünburg in eine Schlosserbrigade ganz in der Nähe des Lagers mit einem Brigadeführer aus dem Burgenland. Er war ein Bauer aus einem kroatischen Dorf in der Nähe des Neusiedlersees. Ich glaube, er hiess Umann und war für mich in jeder Hinsicht der angenehmste Vorgesetzte. Unser russischer «Meister» war angeblich Mitglied der Kommunistischen Partei, Jude, sehr intelligent und geschäftstüchtig. Die ganze Brigade war von früh bis spät mit Schlosserarbeiten beschäftigt. Mir war anfangs nicht klar, was sie eigentlich machen sollten. Ich sah zuerst nur, wie sie versuchten, ca. 7 mm dicke Bleche mit dem Schrotmeissel in Teile zu zerlegen. Ein Gefangener hielt den Schrotmeissel am Stiel und ein anderer schlug mit einem schweren Schmiedehammer drauf. Das gab immer ein grosses Getöse, hatte aber wenig Erfolg. Ihre Arbeit mussten sie im Freien, bei grösster Sonnenhitze ausführen und sie waren abends ganz erschöpft. Mich aber steckte der Meister in einen schattigen Raum, der nicht so heiss war, und er versuchte gleich herauszufinden, was ich könne. Es hatte jedenfalls nichts mit der Arbeit der anderen zu tun, wie ich rasch merkte. Mich brauchte er zum Pfuschen. Von meinem Freund aus Grünburg erfuhr ich nachher, dass er einen besonderen Spezialisten als Elektriker gesucht und er mich als solchen empfohlen hatte. Er brachte gleich am ersten Tag so merkwürdig gerippte, gusseiserne, oben geschlossene Behälter, die auf Rollen liefen und am Deckel dicke und dünne Leitungsdrähte hatten. Ich hatte keine Ahnung, was das für Elektrogeräte waren; ich hatte so etwas nie gesehen. Er sagte, dass sie kaputt seien, ob ich sie reparieren könne. Ich dachte mir, ich werde sie vorerst einmal zerlegen und dann schon sehen, was kaputt ist, wahrscheinlich nur Drähte. Ich sagte daher, ja, ich würde versuchen, sie zu reparieren. Ich erfuhr dann von unserem Brigadeführer, dass diese Dinge, er kannte sie auch nicht, in Massen auf den Abfallhaufen der Fabrik lägen. Ich bekam als Werkzeug Schraubenschlüssel, Kombizange, Hammer und Meissel, Schraubenzieher usw. und machte den ersten Kasten auf. Ich sah darin zwei ineinandersteckende Wicklungen aus blankem Kupferkabel, die äussere Wicklung bestand aus ca. 5 mm starkem Kupferkabel, die innere, die an einer Stelle durchgeschmolzen war aus ca. 10 mm Kupferkabel. Ich löste die innere Wicklung aus der Verankerung, zog sie heraus, verband die abgeschmolzenen Enden der einzelnen Kupferdrähte durch Drillen mit der Kombizange und baute alles wieder zusammen. Dann sagte ich dem Meister, er solle das Gerät wieder mit Öl

füllen und ausprobieren. Das machte er sofort und stellte erfreut fest, dass es wieder funktionierte. Nun erfuhr ich erst, dass es sich um kaputte Schweissdrosseln handelte, die dazu dienten, beim Schweißen den Lichtbogen an die Blechstärke anzupassen, und deren Sekundärwicklungen durch Überbelastung durchgeschmolzen waren.

Als wir abends vom Werk zum Lager marschierten, kam uns ein russischer Posten entgegen, der ganz aufgeregt nach mir fragte. Ich erkannte in ihm meinen früheren Chef als Lagerelektriker. Er sagte, ich solle gleich mit ihm kommen. Ganz kleinlaut sagte er mir, was geschehen war. Er hatte sich nach mir einen anderen Elektriker gesucht, der Saarländer war, Gierlinger, glaube ich, hiess er. Er war gelernter Elektriker, ich kannte ihn als netten Menschen. Auch ihm gab der Russe den Auftrag, den herabhängenden Nullleiter abzubauen und zu reparieren, ohne den Strom auszuschalten. Er habe das zu Hause im Beruf schon öfter gemacht, soll er gesagt haben. Das kann sein, sagte ich, aber da hatte er sicher andere Kleidung, nicht einen Sicherheitsgürtel aus blankem Kupferdraht wie hier, sondern einen, der gut isoliert war. Mein Nachfolger sei tot, sagte mir der Russe. Er sei hängengeblieben und unter Strom gekommen. Wie grauenhaft es dabei zugeing, erfuhr ich erst nachher von Zeugen, die mit ansehen mussten, wie der Kamerad eine halbe Stunde lang immer wieder unter Stromschläge kam und ihm niemand helfen konnte, während er langsam verkohlte. Als mich der Russe holte, war es längst zu spät. Der Strom war aber inzwischen schon abgeschaltet worden. Ich sagte erregt zum Russen: «Du bist schuld, dass der Kriegsgefangene sterben musste, du bist ein Mörder, ich habe dir doch gesagt, dass man tot ist, wenn man diese Arbeit ohne Ausschalten der Leitung ausführt. Für dich sind eben Kriegsgefangene keine Menschen, aber stell dir vor, du wärst ein Kriegsgefangener und dein Auftraggeber hätte so gehandelt wie du.» Er war derart fertig, dass er mir fast leidtat.

Ich reparierte dann noch die Leitung und schaltete im Transformator die Zuleitung wieder ein.

Am nächsten Tag ging ich wieder in die Schlosserwerkstatt. Der Meister brachte mir immer wieder kaputte Schweissdrosseln. Ich reparierte alle nach gleichem Schema, ich weiss nicht wie viele, und der Meister verkaufte sie am schwarzen Markt mit angemessenem Gewinn. Mir aber und der ganzen Brigade schrieb er bis zu 150% Leistung wie bei einem Stachanowarbeiter, meine Arbeitsleistung brachte allerdings nur ihm

Gewinn. Auf Grund unserer Prozent bekamen wir im Lager Zusatzbrot und Zusatzkascha. Es kam in der Folge dann auch vor, dass ich mich mit ihm zerstritt, weil er etwas von mir wollte, was mir nicht möglich war auszuführen; dann bekam ich und auch alle 12 Mann der Brigade keine Prozente mehr, wenn sie auch noch so fleissig gearbeitet hatten.

Ich musste dann Motore, soweit keine Neuwicklung erforderlich war, und Transformatoren reparieren, sogar kleinere neu wickeln, schliesslich kam er mit dem Wunsch, ich solle ihm einen Lautsprecher bauen. Ich besprach dies im Lager eingehend mit einem Radiobastler, bis wir uns klar wurden, wie und mit welchem Material ich einen Lautsprecher anfertigen könne. Die Einzelteile eines Freischwingers machten keine besonderen Schwierigkeiten, aber der Magnet. Wir kamen auf Autozündspulen. Man musste aber 2.000 Wicklungen mit haardünnem, lackisoliertem Draht anfertigen. Da man bei 2.000 Wicklungen mit dem Zählen sich immer wieder irrte, baute ich erst eine Wickelmaschine, die zugleich die Wicklungen zählte. Wie oft riss der Draht und ich musste ihn zusammenlöten, wieder mit Lack isolieren und zwischen jede Lage Gutapercha (spezielle Isolierfolie) legen. Schliesslich war ich mit dem Wickeln fertig. Da wurde mir die Spule gestohlen und ich musste eine neue wickeln, hatte aber nicht mehr so viel Draht, um die richtige Spannung zu erhalten. Da ich auch nicht wusste, für welche Spannung der Lautsprecher Verwendung finden sollte, baute ich einen kleinen Transformator, der mit 6 Volt beginnend mehrere Anschlüsse mit jeweils verdoppelter Spannung besass. Als der Lautsprecher fertig war, konnte ich ihn aber nicht ausprobieren, weil wir keinen Radioanschluss hatten. Auch die wenigsten Russen hatten selbst einen Radioapparat. Sie schlossen ihre Lautsprecher an eine Radio-Freileitung an. Diese gab es allerdings in der Werkstätte nicht. Ich konnte den Lautsprecher nur an einen Elektroschweissapparat zur Probe antupfen und hörte sofort einen Brummtönen. Die Spule hatte jedenfalls Durchgang, das war das Einzige, was ich nun wusste. Den Lautsprecher in der Wohnung des Russen auszuprobieren, erlaubte er mir nicht. Mein Brigadeführer musste ihn in seine Wohnung bringen. Nächsten Tag sagte der Russe zu mir, der Lautsprecher funktioniere nicht. Mein Brigadeführer, der ihn geliefert hatte, aber sagte zu mir, der Lautsprecher ginge sehr gut, der Russe wolle sich nur das Kilo Brot ersparen, das er mir versprochen hatte, wenn ich ihm einen Lautsprecher baue und dieser funktioniere. Mich interessierte mehr, dass

er funktionierte, das befriedigte mich; das versprochene Brot aber musste ich verschmerzen.

Inzwischen waren die anderen Mitglieder unserer Brigade mit einem besonderen Auftrag beschäftigt. Sie bauten aus 7 mm starkem Stahlblech 2 Latrinen für unser Lager. Jede bestand aus einem oben offenen Kasten, der ca. 5 m lang und 3 m breit war und 1,5 m hohe Seitenwände hatte. Die Stirnseite bestand aus je einer 2 m hohen und 3 m breiten, gleich starken Blechtafel, die in der Mitte eine Öffnung als Eingang hatte. Innen hatte der Kasten einen ca. 1 m breiten Gang, um den rechts und links in 30 cm Höhe gleich starke ca. 1 m breite Stahlbleche angeschweisst waren, welche die erforderlichen Löcher aufwiesen, sodass 12 zugleich zu ihrem dringenden Bedürfnis kommen konnten. Es gab wie in den Palästen des alten Roms keine Trennwand zwischen den Löchern. Stahlblech war anscheinend in Krassnoarmeisk dafür leichter zu haben als Holz.

Ich dachte mir, dass es Transportschwierigkeiten geben könnte, wegen des Gewichtes und der Sperrigkeit des Möbels. Aber da unterschätzte ich die Improvisationsgabe der Russen. Sie liessen vorne und hinten an die Kante des Bodenbleches einen schmalen, etwas abgerundeten Blechstreifen anschweissen, sodass eine Art Schlitten entstand. Dann wurde es an einen ausrangierten T 34 Panzer, der keine Kuppel hatte, angehängt und in einer grossen Staubwolke über die unbefestigte Strasse ins Lager gezogen. Das ganze Gefährt sah etwas ungewöhnlich aus, als es mit donnerndem Getöse daherkam. Vorne rissen die breiten Raupen des Panzers die Strassendecke auf und hinter ihm glättete das stählerne Latrinhaus wieder die Strasse. Sie sah nachher fast besser aus als vorher. Sie hatte keine Schlaglöcher mehr, bestand aber aus noch mehr Staub.

Nach diesem Muster baute unsere Schlosserbrigade aus Panzerblech, das sie mit dem Schweissbrenner in die erforderlichen Stücke und die für den Zweck notwendigen Löcher schnitten, vorerst eine zweite, dann aber auch noch eine dritte Latrine. Doch bei der dritten gab es Schwierigkeiten ab Werkstor mit der Werkswache, denn nur für zwei lag ein offizieller Bestellschein vor; die dritte wollte er heraus schmuggeln. Ob er einen Weg fand, sie doch herauszubringen, entzieht sich meiner Kenntnis. Er hatte sicher dafür einen Abnehmer, der aber vorerst höchstwahrscheinlich den illegalen Weg wählte, um weniger Kosten zu haben.

Für mich hatte er gleich neue Aufgaben. Der Krieg war wohl schon eini-

ge Zeit zu Ende, die sowjetische Wirtschaft allerdings noch nicht in der Lage, auf die besonderen zivilen Bedürfnisse seiner Staatsbürger einzugehen. Was zu erzeugen war, wurde ja in Fünfjahresplänen von oben, von der alleinbefugten Zentralbürokratie festgelegt. Da kann man doch nicht die einfachen Staatsbürger mit ihrem beschränkten Untertanenverständnis zuerst auch noch fragen und die leitende Oberschicht hatte so banale Mangelerscheinungen wie z.B. das Problem der Beschaffung des Heizmaterials, um sich sein Essen zu kochen, auch im Krieg nie kennengelernt, geschweige denn nachher. In der «kapitalistischen» Wirtschaft wird und wurde ein solches Problem dadurch gelöst, dass sich viele Menschen für dessen Lösung den Kopf nur deshalb zerbrechen, weil sie wissen, dass sie daran verdienen können. Doch das ist für Kommunisten Ausbeutung nach Karl Marx, jeder Gewinn ist verwerflich.

Nun ja, auch in einem kommunistischen Land gibt es Leute, die nicht so orthodox denken und handeln. So einer war unser Natschalnik, wenn auch Parteimitglied, allerdings ein Jude. Hatte er bisher mit meinen Reparaturarbeiten an Elektrogeräten verdient, sich dann von mir einen Lautsprecher anfertigen lassen, kam er nun auf die Idee, den Hausfrauen zu «helfen», indem er von mir einfache Heizplatten anfertigen liess, um sie auf dem freien Markt zu verkaufen. Ich sagte ihm, den Isolierkörper aus Schamott samt den Rillen zu erzeugen, sei kein besonderes Problem, auch die Anschlussbuchsen anzufertigen ginge noch, aber zu den Heizspiralen brauchte ich unbedingt Widerstandsdraht, Nickelindraht. Er kannte diesen Draht nicht und sagte, ich solle verzinkten Eisendraht nehmen, der brenne nicht gleich durch. Also blieb mir nichts anderes übrig, als solchen Draht über einen kurbelförmig gebogenen Kern aus Schweissdraht über einen Schraubstock als Heizspirale zu drehen und einzubauen. Einer unserer Schlosser machte dazu ein Gestell aus Blech. So fertigten wir etwa ein Dutzend Heizplatten an und er brachte sie reisend an. Nach einer Woche aber kamen die ersten Reklamationen, die Spiralen waren durchgebrannt. Wir mussten sie reparieren und dafür neue Spiralen anfertigen, aber wieder aus verzinktem Eisendraht. Die brannten natürlich wieder durch. Jetzt erst glaubte er mir, dass wir Nickelindraht brauchten, aber wo hernehmen?

Da erfuhren wir von Kameraden, dass ins Fabriksgebäude ständig Lastzüge kämen, deren Waggons voll mit erbeuteten Maschinen aus besetzten deutschen Gebieten beladen waren, unter anderem mit modernsten

Spezialdrehbänken. Sie wurden sorgsam abgeladen und in leere Fabrikhallen gestellt, die von eigens dafür vorgesehenen Posten ständig bewacht wurden. Die Russen erfuhren erst von unseren Kameraden, was das für Maschinen waren, die in den Fabriken der Gebiete, die sie eroberten, als Kriegsbeute demontiert worden waren. Wir erfuhren daher auch im Lager von diesen Maschinen, aber auch, dass diese komplizierten Maschinen fein abgestimmte Steuerungsmechanismen hatten, damit sie überhaupt funktionierten, und dass bei diesen Mechanismen Nikelindraht eine entscheidende Rolle spielte. Das sagten wir auch unserem Nat-schalnik. Der hatte nur mehr den Gedanken, wie er an diese Maschinen herankommen könne, um deren Nikelinspulen in den Steuerungsmechanismen auszubauen. Dass dadurch die Maschinen unbrauchbar wurden, machte ihm kein Kopfzerbrechen. Er stellte einen Spezialtrupp von 2 sachverständigen Gefangenen mit einem Posten zusammen und es gelang ihm mit deren Hilfe so viele Nikelinspulen zu beschaffen, dass wir eine grosse Anzahl von einwandfrei funktionierenden Heizplatten anfertigen konnten, die er gewinnbringend am Basar verkaufen konnte. Der Sommer war wieder glühend heiss. Das bekam ich bei der Arbeit weniger zu spüren, da ich in einer verhältnismässig luftigen Werkstatt arbeitete; wenn wir morgens zur Arbeit gingen, war es noch nicht so heiss und abends, wenn wir heimgingen, war die grösste Hitze auch schon vorbei; aber unerträglich waren die Nächte im heissen Steingebäude, in dem früher die Rumänen hausten; diese waren schon fast alle heimgefahren. Sie wurden von den Russen sehr umworben, weil sich ihr Land zeitgerecht von den Deutschen getrennt hatte. Dann aber stockte die Heimfahrt der restlichen Rumänen. Wir wussten anfangs nicht warum. Schliesslich erfuhren wir, dass die Russen nicht mehr so gut auf die Rumänen zu sprechen seien und ihnen nicht mehr trauten, weil Rumänen einen russischen General erschossen hätten, der ihnen «nur zu Hilfe bei der Reorganisation ihres Landes in freundschaftlicher Absicht» geschickt worden war.

Wanzen und Malaria

In diesem Steinbau wohnten wir nun. Die steinernen Mauern heizten sich während des Tages immer unerträglicher auf, dazu waren sie scheusslich verwanzt. Wir konnten keine Nacht vor Hitze und Wanzen-

bissen schlafen. Schliesslich nahmen wir unsere Strohsäcke und schliefen im Freien. Aber das habe ich ja schon geschildert.

Ich bekam plötzlich wieder schweren Dünnpfiff und ging in die Ambulanz, denn ich fühlte mich nicht arbeitsfähig, da ich alle Augenblicke zur Latrine musste. Der diensthabende deutsche Arzt Dr. Lütge, der mich schon lange kannte und wusste, wie oft ich schon wegen Durchfalls bei ihm war, sagte, er glaube nicht, dass bei mir der Durchfall meine einzige Erkrankung sei, er sei nur eine Randerscheinung, er glaube, ich hätte Malaria. Als er dann von mir hörte, dass ich wegen der Hitze und der Wanzen im Steinbau schon seit einiger Zeit im Freien geschlafen habe, fühlte er sich in seiner Diagnose bestärkt und sagte, ich solle gleich im Lazarett bleiben, denn ich würde sicher bald einen Anfall bekommen und Malaria könne man nur heilen, wenn man sofort beim ersten Anfall mit der Behandlung beginne. Sonst seien die Malariaerreger, die Trepanosomen, in der Leber verkapselt und unangreifbar. Ich glaubte ihm seine Diagnose nicht ganz, aber ich blieb im Lazarett, meiner Ansicht nach, um den schweren Durchfall auszukurieren. Nun, der Durchfall wurde verhältnismässig rasch besser, aber am dritten Tag um ½ 11 Uhr nachts hatte ich plötzlich über 39° Fieber, es schüttelte mich heftig und ich fühlte mich scheusslich. Meine Kameraden neben mir riefen nach der Krankenschwester; sie hiess Nina, eine nette, blonde, junge Ukrainerin. Sie war schon vom Arzt informiert worden, dass ich unter Malariaverdacht stehe und sie ihn gleich holen sollte, wenn ich einen Anfall haben sollte. Er kam auch sofort. Ich kann mich trotz des hohen Fiebers noch genau erinnern, wie er zu mir fast zufrieden sagte: «Ich sagte ja, es ist Malaria.» Ich bekam sofort grüne Tabletten. Er sagte, es sei ein grüner Farbstoff, ein russisches Medikament, und wirksamer als unser Atebrin, das nur vorbeugend wirke. Ich müsse das Mittel längere Zeit nehmen, vorerst alle zwei Stunden, Tag und Nacht. Die Schwester werde es mir immer bringen. Nun, die Schwester brachte mir alle zwei Stunden tagelang die Tabletten und war immer wohltuend freundlich. Wann sie schlief, ist mir unerklärlich. Sie war jedenfalls alle zwei Stunden da. Nach jedem Anfall, der mich immer sehr hernahm, hatte ich einen Tag ohne Fieberanfälle, dann wieder einen Tag mit Anfall, jeweils um ½ 11 Uhr nachts. Sie wurden langsam immer schwächer und blieben dann ganz aus. Der Arzt liess mich nach einer Abtastung der Leber das Mittel in geringerer Dosis, nicht mehr alle zwei Stunden, noch einige Wochen einnehmen. Dann waren meine Malariaanfalle vorbei. Ich bekam das

Gefühl, vielleicht ausgeheilt zu sein. Körperlich hatte mich die Malaria aber sehr geschwächt. Ich musste daher noch einige Zeit im Lazarett bleiben und mich schonen, war jedoch schon wieder in der Lage, alles zu erkennen, was sich um uns abspielte. Wir bekamen eine wohl russische, aber gute, schmackhafte Verpflegung mit Weissbrot und fetter Kascha aus Hirse, Graupen oder Buchweizen. Diese wurde von der Küche in Eimern geliefert und vom Leiter des Lazaretts, einem typischen Berufssoldaten aus Ostpreussen, einem Oberwachtmeister, persönlich mit einem Normschöpfer ($\frac{1}{4}$ l) ausgeteilt. Dabei machte ich die Bemerkung, dass er nicht die ganze im Eimer befindliche Kascha austeilte, sondern jeweils eine Menge von mindestens einem Liter zurückbehält. Auch die anderen Kameraden hatten dies bemerkt und murrten, wenn er wieder einmal mit dem Kascharest abgezogen war, dass dies eine Schweinerei sei, die Kascha für uns gehöre, denn er bekomme ohnehin von der Küche direkt seine ihm zustehende Lazarettverpflegung, da dürfte er uns nicht auch noch bestehen. Sie wüssten ja, was er mit der uns gestohlenen Kascha mache. Man brauche ihn nur anzusehen, wie er daherkomme, nicht wie ein Kriegsgefangener im Lager, nein, wie ein Berufssoldat, Oberwachtmeister mit Reitpferd, geschniegelt und parfümiert, in massgeschneiderter Uniform und spiegelblanken Offiziersstiefeln. Solcher Aufwand koste Geld, in Gefangenschaft als Kurantwährung dafür unsere Lazarettkascha. So murrten sie, es waren Deutsche, den ganzen Tag dahin. Ich sagte ihnen, wenn ihnen sein Tun nicht passe, dann sollten sie es ihm sagen. Das lehnten sie ab, weil sie sich nicht getrauten.

Mich ärgerte auch, dass er seine so offen gezeigten Luxusbedürfnisse auf unsere Kosten befriedigte. Mich ärgerte schon sein provokantes Auftreten, wie auf einem Kasernenhof; wie hasste ich schon immer den Kasernenhof und das Geschrei herumkommandierender Berufssoldaten, denen es gelingt, jeden Staatsbürger zum Militärfeind zu machen, auch wenn er vorher absolut einsieht, dass es ohne Militär leider auch nicht geht. Er will sich aber nicht von Primitivlingen schleifen und beleidigen lassen.

Nun, ich ärgerte mich auch, ich hatte es vorher nur nicht bemerkt, weil ich durch die Malaria noch zu apathisch war. Aber es widerspricht meiner Natur, ich kann einfach nicht jammern und hinterrücks über etwas schimpfen, was mir nicht passt. Ich überlege immer, ob man etwas ändern könne, dann tue ich es auch, da ist es mir gleich, gegen wen ich et-

was unternehmen muss; wenn ich aber einsehe, dass man tatsächlich nichts tun kann, dann nehme ich es zur Kenntnis und rede gar nicht darüber.

Im vorliegenden Fall aber konnte man etwas tun, das Recht war auf unserer Seite und auch die Möglichkeit, es durchzusetzen, freilich mit etwas Risiko. Als er am nächsten Tag mittags wieder beim Austeilen der Kascha einen Teil zurückhielt, fragte ich ihn, warum er nicht alles austeilte. Da fuhr er mich an, das gehe mich überhaupt nichts an, ich solle das Maul halten. Ich sagte ihm, wenn er nicht in Zukunft die ganze Kascha austeilte, werde ich es Oberleutnant Kleinemann von der NKWD melden, den ich noch dazu gut kenne. Darauf teilte er sofort den ganzen Rest aus und zeigte uns den leeren Eimer, und das von nun an jeden Tag. An einem der nächsten Tage bei der Visite machte mich der behandelnde Arzt auf einen Kranken aufmerksam, der seitlich in meiner Nähe lag. Er sagte, dieser sei ganz apathisch, spreche mit niemand und schaue nur den ganzen Tag düster drein. Er werde nicht klug aus ihm. Ich solle versuchen, mit ihm in Kontakt zu treten, um ihn vielleicht aus seinem jetzigen bedenklichen Zustand herauszubringen. Ich verliess meine Pritsche, setzte mich zu ihm auf den Rand seiner Pritsche und sprach ihn an. Ich wusste ja nicht einmal, welcher Nation er angehörte. Aber er reagierte sehr rasch und sah mich vorerst ganz erstaunt an. Ich sagte ihm, dass ich Österreicher sei, aus Linz, von Beruf Diplomingenieur für Vermessungswesen. Er sagte mir, er sei Rumäne und von Beruf Bauingenieur und Inhaber einer Baufirma in Bukarest. Ich fragte ihn, warum er in so deprimierter Stimmung und so schweigsam sei. Er war einer der wenigen Rumänen, die noch zurückgeblieben waren. Er sagte, er leide sehr unter der Kriegsgefangenschaft, in die er in Stalingrad ganz zum Schluss gekommen sei, besonders unter den für ihn unmenschlichen Verhältnissen. Sein Leben gehöre ausser seinem Beruf der Musik und er könne ohne Musik nicht leben. Ich tröstete ihn, dass die Gefangenschaft nicht mehr lange dauern und er bald heimkommen werde. Dann könne er wieder für seine Arbeit und seine Musik leben. Gerade das mache ihm Sorgen, denn Rumänien gehe einer sehr unsicheren Zukunft entgegen. Ich sagte, auch wir wüssten nicht, was die Zukunft bringe, aber man werde sie schon bewältigen.

Er antwortete, da würden wir es als Österreicher leichter haben, denn wir seien ein homogenes Land mit einer gesunden Gesellschaftsstruktur,

Rumänien aber habe es viel schwerer. Es bestehe aus konträren Gesellschaftsklassen. Da seien einmal die echten Rumänen, die ihre Abstammung bis auf die Römer zurückführen und einige Deutsche. Beide bildeten die Oberschicht, aber auch das Regime, das nun gestürzt wurde. Dann gebe es noch im krassen Gegensatz die Unterschicht, die primitiven rumänischen Zigeuner, arme Teufel, halbe oder ganze Analphabeten. Nun sei in Rumänien das frühere Regime gestürzt. Die Russen seien bestrebt, das neue Regime in ihrem Sinne zu beeinflussen. Was werde aus ihm und seiner Gesellschaft werden, wenn die Unterschicht herrsche? Was werde mit ihm als Unternehmer, als Inhaber einer Bauunternehmung in Bukarest und seiner Familie? Ich sagte ihm, wir wüssten alle nicht, was uns die Zukunft bringe und könnten uns nur Vorstellungen machen, wie sie sein könnte. Wir freuen uns nur, dass wenigstens der Krieg aus ist und sich die Menschen nicht mehr gegenseitig auf Befehl umbringen müssen. Wir werden uns alle anpassen müssen, auch bei uns zu Hause liege vieles in Trümmern.

Wir sprachen dann oft noch miteinander und stellten bald fest, dass wir beide humanistische Gymnasien besucht und Latein und Griechisch gelernt hatten, wir philosophierten und deklamierten die Anfänge Homers Ilias und Odyssee. Ich hatte in meinem Leben auch nach der Gefangenschaft immer das Gefühl einer Gemeinschaft, wenn ich zufällig feststellte, dass mein Gesprächspartner Absolvent eines humanistischen Gymnasiums war. Denn nichts bindet Menschen mehr als echter Humanismus.

Es war mir gelungen, ihn aus seiner Isolierung zu bringen und ihm wieder Lebensmut zu geben. Unser Arzt freute sich sehr darüber und fragte mich, wie ich das gemacht habe. Ich erzählte es ihm und durch meine Erzählung kamen wir darauf, dass auch er Humanist war und ein humaner Arzt, der nicht mitansehen konnte, wie ein Mensch sichtlich seelisch litt.

Doch am nächsten Tag stand mein Freund aus Bukarest plötzlich an meiner Pritsche und setzte sich zu mir, er sah so merkwürdig drein. Die anderen Zimmergenossen sassen beieinander und diskutierten laut über Gerüchte um unsere Zukunft, die im Lager umliefen. Ich lag in meiner Pritsche und las ein Buch von Turgenjew. Als nun so unerwartet mein Nachbar aus Bukarest neben mir sass, bemerkte ich, dass ihn noch ein Problem drückte, von dem er mir noch nichts erzählt hatte. Ich fragte ihn, wieso er ein so gutes Deutsch spreche. Er sagte mir, er sei wohl ru-

mänischer Staatsbürger und daher zum rumänischen Militär einberufen worden, seine Familie aber stamme aus Siebenbürgen und sei deutschsprachig. Er habe aber in Bukarest studiert und dort seine jetzige Frau kennengelernt. Seine besondere Liebe aber galt immer der Musik. Er sei Violinvirtuose, konnte sich aber nicht entschliessen, diesen Beruf zu ergreifen und habe dann über Wunsch seines schon unverhältnismässig alten Vaters, er war ein sogenannter Spätling, Bauingenieur studiert, da er auch mathematisch sehr begabt sei. Ich sagte ihm, dass auch ich als Absolvent einer Hochschule mit Fachrichtung angewandte Mathematik viel für Musik übrig habe, allerdings nicht ausübend ein besonderer Künstler sei, aber gerne schöne Musik höre; ich hätte zu Haus ein Buch von James Janes, dem Chefastronom der Sternwarte in Dorking, über «die mathematischen Grundlagen der Musik» gelesen, das diesen Zusammenhang eingehend erläutert. Es hat mich sehr beeindruckt, denn die Gedankengänge waren mir neu.

Ich ahnte ja, dass er mit mir nicht so sehr über Musik reden wolle, sondern über ganz andere Probleme, die ihn bedrückten. Um auch einen Brotberuf zu haben, habe er Bauingenieur studiert und bei einer gesellschaftlichen Veranstaltung, eigentlich einer Tanzschule, ein Mädchen kennengelernt, das ihn durch ihr charmantes Wesen und Belesenheit sehr beeindruckte. Sie trafen sich öfter bei irgendwelchen Veranstaltungen, so auch in ihrem Elternhaus. Ihre Familie aber waren Rumänen, die nur Rumänisch und wenig Deutsch sprachen. Ihr Vater und ihre Mutter gehörten der rumänischen Oberschicht an. Sie waren Inhaber einer grossen Baufirma, die Tochter aber sprach perfekt Deutsch, da sie oft ihre Ferien bei ihrer Tante – einer Deutschprofessorin – in Hermannstadt verbrachte. Ihre Eltern führten ein grosses Haus mit mehreren Dienstboten. Er selbst aber kam auch nicht aus ganz kleinen Verhältnissen, aber aus einer deutschen, fleissigen, sparsamen Familie. Er gefiel ihren Eltern, sie selbst glaubten auch, gut zusammenzupassen und sich zu lieben. Sie heirateten und er wurde Mitarbeiter in der Firma ihres Vaters, der schon älter war und sich nicht mehr voll leistungsfähig fühlte. Die Firma aber hatte viele Bauaufträge in ganz Rumänien, auch für das Militär, und der Krieg hatte zu einem hektischen Arbeitsstil geführt, auch trat rasch ein Mangel an Facharbeitern auf. Er konnte oft am selben Tag nicht heimfahren und wenn er heimkam, war es oft spät und er ganz erschöpft. Er hätte dann vorerst Ruhe gebraucht; dafür aber hatte seine junge Frau we-

nig Verständnis. Sie wollte reden, wollte Vergnügen, wollte Unterhaltung. Ihre Mutter, die nur die Annehmlichkeiten des Lebens kannte, und ihre Grossmutter, eine würdevolle Matrone, die auch bei ihnen lebte, aber hielten immer zu ihrem «armen Kinde».

Dann kamen auch noch sexuelle Schwierigkeiten, denn die Frau war wohl sehr hübsch und pflegte ihre Schönheit, weil sie das Aussehen einer Frau für die wichtigste Eigenschaft hielt, neben der Belesenheit und dem Reichtum aber vollkommen vergass, dass beides vergänglich und ganz andere Werte für das Zusammenleben von zwei Menschen entscheidend sind, nicht das Ich, sondern das Du, nicht der Reichtum, der Genuss, sondern Liebe und Verständnis zum Partner. Auch zeigte sich in den Schwierigkeiten, die der Krieg mit sich brachte, dass die nach aussen getragene Freundlichkeit, der heitere Charme nur Tünche waren, die im engen Kreis sofort entschwand, wenn es nur die geringsten Schwierigkeiten gab, dass sie rasch ungeduldig wurde und alle, insbesondere ihn, durch stärkstes Geschrei tyrannisierte. Dann funktionierte auch ihr Intimleben nicht mehr, denn wer kann schon einer stets fauchenden Katze schön tun, wenn ihm selbst nicht danach zumute ist und im Grunde war sie durch eine verfehlte Erziehung in einem strengen Pensionat und in der Familie frigide geworden und betrachtete alles, was zu einem Sexualeben gehörte, als im Grunde unmoralisch und entehrend für eine Frau. Sie kam ihm nicht im Geringsten entgegen, sondern liess alles nur passiv über sich ergehen. So klappte auch das Zusammenleben nicht mehr, wenn sie Zeit füreinander hatten. In ihrer Wut sagte sie ihm, er sei kein Mann, sei impotent und wusste nicht, dass sie als Frau versagt hatte, oder wollte dies nie zugeben.

Da kam dann der Einberufungsbefehl zur Wehrmacht. Dies wurde von ihm fast als Erlösung empfunden. Nun kam seine Frau darauf, dass sie ein Kind wolle, er tat ihr den Gefallen, aber ohne innere Anteilnahme. Er zog in den Krieg und bekam nie Urlaub. Sie schrieb ihm von ihrer Schwangerschaft und dann von der Geburt ihres Sohnes. Er sah ihn nie, denn er wurde in Stalingrad gefangen. Die ganzen Strapazen des Vormarsches im Kampf um Stalingrad habe er mitgemacht, die Not im Kessel von Stalingrad, die Gefangenschaft, das grosse Sterben, das langsame sich bessernde kümmerliche Leben im Lager, allerdings in einem anderen Lager, er kam erst vor nicht langer Zeit zu uns. Er weiss, so wie ich, schon jahrelang nichts von seiner Familie, seiner Frau, seinem Sohn,

nicht einmal, ob sie noch lebten. Auch ihn sehe man sicher für tot an, er sei ja schon lange verschollen. Was werde kommen, wenn man ihn aus der Gefangenschaft heimschickt? Was ist eigentlich seine Heimat, da er als Rumänendeutscher von den Rumänen als Nazi angesehen werden wird? Was würden die neuen Beherrscher von Rumänien mit ihren Deutschen, mit ihm, machen? Wie wird sich seine Frau zu ihm verhalten, sie die Rumänin aus gesellschaftlicher Oberschicht, die ihm damals schon das Leben so schwer gemacht hatte, die nie gelernt hatte, mit weniger zufrieden zu sein, nur Luxus und Wohlleben kannte? Wie könne das Leben mit ihr einen neuen Anfang haben? Ihm graue vor seiner Zukunft. Am liebsten bliebe er in Russland und würde als Bauingenieur arbeiten. Das Land könnte ihn sicher als Fachmann brauchen, aber er sehe sich auch in Russland keine Zukunft, denn es sei kommunistisch, eine Gesellschaftsordnung, die jedem Menschen die Freiheit nehme; das könne er auf keinen Fall für erstrebenswert halten. Es sei immer noch besser, nach dem Westen zu gehen und die ganze Unsicherheit auf sich zu nehmen, die der grausame und sinnlose Krieg gebracht hat, jede Chance, die das Leben bringt, zu nutzen. Arbeit in Freiheit zu leisten, auch wenn sie seiner Vorbildung und seinen Wünschen vorerst nicht entsprechen sollte, als gegen seine Natur in der Unfreiheit des Sowjetstaates bis zu seinem Lebensende zu verkümmern.

Das Leben wird für uns wahrscheinlich weitergehen, aber nicht mehr so wie bisher. Das ist sicher das Problem für fast alle von uns, doch so ist eben das Leben, dass es sich ständig ändert, wie das Wasser in einem Fluss. Schon im alten Griechenland sagte ein Philosoph: «Man kann nie zweimal in denselben Fluss steigen, denn das Wasser in dem Fluss ist nicht mehr dasselbe.» Auch die Probleme der zurückgelassenen Frauen und der Familien haben den meisten von uns Sorgen gemacht, hat das doch schon Homer in der Odyssee so eindrucksvoll besungen. Aber nicht alle haben eine Penelope zurückgelassen; griechische Dramen schildern sehr eingehend, wie grausam es anderen «Helden» von Troja nach ihrer Heimkehr ergangen ist. Aber auch Homer schildert uns nicht, ob Penelope mit Odysseus, ihrem nach 20 Jahren heimgekehrten Mann, glücklich wurde. Gar mancher fragte sich, ob er nach dem langjährigen Hungern überhaupt noch ein vollwertiger Mann sein könne. Diese Frage hatte uns bisher nicht besonders interessiert, da wir nur ans Überleben dachten. Sexuelle Probleme hatten bisher nur einige Lageraristokraten.

Gar mancher Gefangener von Stalingrad weiss oder ahnt, was ihn erwartet, wenn er heimkommt. Das Leben im Frieden wird ganz anders aussehen als vor dem unmenschlichen Krieg. Auch wir sind andere Menschen geworden. Wir können nur hoffen, dass wir zu Hause wenigstens einen Menschen finden, der für uns Verständnis hat und nicht nur an die eigenen furchtbaren Erlebnisse denkt, die Bombenangriffe, die Not, die Zerstörung, die sicher auch schwer zu ertragen sind, aber Menschen in der Heimat waren immerhin in Freiheit, allerdings in der beschränkten Freiheit einer rücksichtslosen Diktatur.

Aus der Ecke des Raumes, in der alle anderen beisammen sassen, hörten wir immer lauter diskutieren. Wir hörten, dass auch die anderen über ihre Zukunft sprachen, viele in grosser Sorge. Wir hörten, wie sie einen Berliner fragten, welchen Beruf er einmal ergreifen wolle, da er doch Berufssoldat gewesen sei, sonst nichts gelernt habe, Deutschland geteilt wurde und in Berlin die Russen herrschten. Er sagte, in jedem Staat, bei jedem Regime brauche man irgendeine Einrichtung, die für Ruhe und Ordnung Sorge. Er habe bisher nur Uniform getragen, er werde es sicher auch wieder tun. Der Staat und die Regierungsform, für die er das tue, sei ihm gleichgültig. Er wolle nur leben können, weiter leben nach allem, das wir hinter uns haben.

Ich glaube, er hat schon recht, wir alle wollen dieses so schwer gehütete Leben weiterführen, aber nicht jeder von uns war bereit, dafür jede Konzession zu machen und dann das Leben noch lebenswert zu finden.

Die Diskussion hatte sich daran entzündet, dass einer aus ihrer Mitte das Gerücht vorgebracht hatte, es werde bald Krankentransporte in die Heimat geben. Am Ende war aber nicht festzustellen, wo das Gerücht seinen Ursprung hatte, in der überhitzten Phantasie eines Gerüchteverbreiters oder ob es einen realen Hintergrund besass. Wir erfuhren bald darauf, dass es im ganzen Lager umging und es dafür sehr wohl einen sehr realen Hintergrund gab. Immer mehr Fragen machten uns zu schaffen. Das ganze Leben in Krieg und Gefangenschaft war eine grosse Zerreihsprobe gewesen; hatten wir sie ohne entscheidende Schäden physisch und psychisch überstanden? Waren wir ein «Material», das auch im zivilen, freien Leben noch brauchbar war, unter Menschen, die auch oft einer Zerreihsprobe ausgesetzt waren? Wie könnten wir jemals vergessen, was wir erlebt hatten und wieder ein normales Leben führen?

Als ich dann aus dem Lazarett entlassen wurde, war ich nicht arbeitsfä-

hig und wurde wieder einmal OK geschrieben, osterowje Kommando, erholungsbedürftig.

Doch bei der Entlassung aus dem Lazarett sagte mir mein Arzt, es bestehe für ihn die Möglichkeit, mich als Kranken heimzuschicken, da in Kürze ein Transport kranker Österreicher nach Österreich abgehen werde. Er habe mich dazu vorgeschlagen. Mir erschien diese Aussicht ganz unwirklich, ganz unglaublich. Hatte ich doch immer meinen Traum vom 2. Mai 1941 in Wien in der Meidlinger Kaserne in der ersten Nacht meines Soldatseins lebhaft vor mir, dass ich heimkam und mein Sohn neben mir ging mit einer Schultasche auf dem Rücken; das konnte doch frühestens erst im Spätsommer 1946 sein, denn da wurde er schulpflichtig, wenn er überhaupt noch lebte. Ich war ja schon über zweieinhalb Jahre verschollen.

Ich wurde vor eine russische Kommission gerufen, bei der Frau Dr. Krinkhaus und auch der Oberleutnant der NKWD die Hauptrolle spielten. Beide kannten mich gut, waren mir wohlgesinnt und wussten von meinen vielen Erkrankungen, auch von meiner letzten, der Malaria, und sahen, wie mich diese Krankheit hergenommen hatte. Es gab keine Debatte, ich wurde dazu bestimmt, als Kranker und Arbeitsunfähiger heimzufahren. Das Heimschicken der Kranken und Arbeitsunfähigen darf man aber nicht nur vom positiven Gesichtspunkt der Menschlichkeit betrachten, sondern auch von der nüchternen Überlegung: «Der ist für uns keine Arbeitskraft, sondern nur ein unnötiger Esser. Der Krieg ist aus, der Gegner soll sich um seine Leute selbst kümmern, gesundpflegen und ernähren.»

Ich wurde zur Magazinbaracke geschickt und bekam eine andere, saubere Uniform und bessere Schuhe. Mir schien alles irgendwie unwirklich. Am nächsten Tag wurden wir, alle Österreicher, die heimfahren sollten, zur Budka gerufen, weil wir zum Bahnhof marschieren sollten. Es war Sonntag früh. Dann wurden alle namentlich aufgerufen, nur ich nicht. Auf meine Frage, warum ich nicht aufgerufen wurde, sagte man mir, ich sei als Deutscher registriert und könne daher nicht mitfahren, da nur kranke Österreicher heimfahren dürfen. Ich sagte, das sei ein Fehler bei der Registrierung, denn ich hätte immer angegeben, Österreicher zu sein, auch könne ich sogar als einziger im Lager durch Dokumente beweisen, dass ich Österreicher sei. Ich zeigte ihnen meine Staatsprüfungszeugnisse. Sie sahen sie an und sagten, sie könnten nichts machen, weil Sonntag sei und es im Büro keinen Dienst gebe. Nächsten Tag konnte ich sofort Klarheit über meine Nationalität schaffen und man versprach

mir, dass ich beim nächsten Krankentransport mitkommen werde. Nun, der nächste Krankentransport ging wenige Wochen später ab. Er war ein Transport von Deutschen. Da durfte ich nicht mitfahren, weil ich Österreicher war.

Als ich damals von der Budka wieder heraufkam, trauten sich meine österreichischen Kameraden kaum, mich anzureden. Sie glaubten, ich sei ganz am Boden zerstört. Sie wunderten sich, dass ich es nicht war. Ich sagte ihnen, dass es mich sehr gewundert hätte, wenn alles problemlos verlaufen wäre; die lange Fahrt hätte für mich wegen meines Gesundheitszustandes sicherlich ein hohes Risiko bedeutet.

Ich erinnerte sie daran, dass ich in schweren Stunden unserer Gefangenschaft, wenn wir darüber sprachen, ob wir je einmal wieder heimkommen werden, immer gesagt habe, ich hoffe und glaube, dass auch sie wieder heimkommen werden, bei mir sei ich mir sicher, nämlich bei Schulanfang meines Sohnes 1946. Ich hatte ihn ja 1941 zuletzt gesehen, als er 10 Monate alt war, im Traum vom 2. Mai 1941 aber ging er neben mir, hatte einen blauen Matrosenanzug an, eine Matrosenmütze auf dem Kopf und eine Schultasche auf dem Rücken. Genauso gekleidet begrüßte er mich, als ich am 15. August 1946 tatsächlich heimkam. Nur die Schultasche lag in seinem Zimmer und er trug sie noch nicht auf dem Rücken; das war erst drei Wochen später bei Schulanfang.

Als ich jetzt, September 1945, mit dem Krankentransport mitfahren sollte, hatte ich das unbestimmte Gefühl, dass dies nicht gutgehen könne und wurde etwas irre an dem Traum, der mir in den 4 Jahren des Krieges und der Gefangenschaft zuerst Sorge und dann immer wieder Hoffnung und Kraft zum Durchhalten gegeben hatte. Schliesslich erklärte ich mir den Traum so, dass er mir nur andeuten wollte, dass es sehr lange dauern werde, bis ich wieder heimkomme, dass ich aber überleben und auch meine Angehörigen wieder sehen werde. Für mich war es nicht so ungewöhnlich, dass ich ein zukünftiges Ereignis vorausahnte, oft unglaublich vehement; diese Gabe hatte ich immer schon, auch heute noch. Ich bin im Sternbild des Schützen geboren und es heisst, dass diese Menschen solche Anwandlungen haben können.

Die Kunde über mein Missgeschick wegen der unrichtigen Registrierung verbreitete sich im ganzen Lager und hatte zur Folge, dass auch andere Österreicher sich dafür interessierten, mit welcher Nationalität

sie registriert worden waren. Das betraf besonders die schon sehr lange Gefangenen, denn damals hatten wir bei der Registrierung einen Deutschen aus dem Rheinland als Dolmetsch, den Augustin, einen an und für sich gemütlichen Kerl. Er musste jeden nach der Nationalität fragen. Das war für ihn sehr einfach, wenn er hörte: Italiener, Holländer, Rumäne, Jugoslawe. Wenn man aber Österreicher sagte, wie ich von Anfang an, denn ich fühlte mich immer als Österreicher, sagte er, die gibt es nicht mehr, «ihr seid Deutsche wie wir»; ich widersprach ihm wohl jedesmal, aber was er in die Liste eintrug, konnte ich natürlich nie kontrollieren. Auch mein Freund aus Grünburg nahm dies zum Anlass, um für sich nachzusehen, was ihm in seiner Stellung nicht schwierig war. Er musste feststellen, dass auch er als Deutscher registriert war und er konnte vielen Landsleuten helfen, dass ihre Nationalität im Registrierungsblatt richtiggestellt wurde; auch sie waren Opfer des lieben Augustin.

Harrer war über Veranlassung von Frau Dr. Krinkhaus, die ausgesprochen österreichfreundlich war, auch zu dieser Kommission gerufen worden. Bei ihm aber ging es wesentlich anders zu und es gab einen ganz anderen Grund, dass er nicht mitgenommen wurde. Er erzählte es mir resigniert. Er wusste schon viel früher als wir von diesen Krankentransporten in die Heimat, und nährte stille Hoffnung. Auch er wurde vor die entscheidende grosse Kommission, die «Bolschoi Kommissia», in die «Poliklinik» gerufen. Er musste sich wie üblich nackt ausziehen – wir nannten das Fleischbeschau – und vor die Kommission hinstellen, die aus mehreren Zivilisten und Uniformierten, aber auch aus Frau Dr. Krinkhaus und Oberleutnant Kleinemann von der NKWD bestand. Als er drankam, erklärte Frau Dr. Krinkhaus, dass er Invalide sei, nichts taue für die Arbeit, dass er schon die verschiedensten Krankheiten gehabt habe wie Ruhr und Malaria, sie zählte alle Krankheiten auf, dann auch mehrere Unfälle. Er sei absolut keine Arbeitskraft. Sie würde daher vorschlagen, dass er nach Hause geschickt werde. Er verstand das russisch geführte Gespräch und war schon in freudig hoffnungsvoller Stimmung, bald daheim zu sein. Er bemühte sich aber so dreinzuschauen, als ob er kein Wort verstünde. Dann wurde ihm gesagt, er solle gehen, er drehte sich um und wollte schon glücklich hinausgehen. Da verstellte ihm Oberleutnant Kleinemann den Weg und sagte: «Leutnant Harrer, sie sind doch Offizier?» Er sagte: «Ja.» Da fuchtelte er wie ein Schulmeister vor seiner Nase herum und sagte: «Offiziere kommen nicht nach Hause!»

Das war ein fürchterlicher Schlag für ihn, dass er vorerst sprachlos war. Dann brachte er nur heraus: «Einmal wird sicher auch noch der Tag kommen, an dem auch die Offiziere heimfahren können. Auf diesen Tag muss ich halt noch warten.»

Als er dann die Poliklinik mit ihrer Kommission verliess, rannten ihm die Tränen über die Wangen. Aber die trübe Stimmung verliess ihn rasch, als er wenig später von meinem Missgeschick hörte, als wir uns schon vor der Budka verabschiedet hatten.

Einer kam allerdings bei diesem Transport mit, ein Wiener, der knapp vor Kriegsende einen Fluchtversuch gemacht hatte und dabei erwischt worden war. Er wurde damals, wie üblich, blutüberströmt ins Lager zurückgebracht und 3 Wochen bei Wasser und 200 Gramm Brot pro Tag im Bunker eingesperrt. Er war durch diese Hungerkur natürlich ganz herabgekommen, kam dann als Dystrophiker ins Lazarett und wurde als Arbeitsunfähiger mit diesem ersten Transport nach Hause geschickt. Das war wohl eine wahre Ironie, wenn man bedenkt, dass er für seinen Fluchtversuch durch frühzeitige Heimfahrt belohnt wurde und sonst als Arbeitsfähiger noch lange in Gefangenschaft hätte bleiben müssen. Harter sehe noch heute vor sich die drei Viehwaggons, in die Leute vom Lager Stroh bringen mussten und wie die «Glücklichen» einstiegen, um als Erste heimzukommen. Er tröstete sich mit dem Gedanken, wer weiss, in welche Verhältnisse sie kommen. Vielleicht ist es besser, noch hier zu bleiben. Vielleicht würde man den Lieben daheim das Leben noch schwerer machen, als wenn man noch hierbleibt.

Im Lager besserten sich die Verhältnisse immer mehr. Wir wussten aber damals nicht, dass daran die korrekte und intensive organisatorische Tätigkeit unserer Kameraden in der Lagerverwaltung entscheidend war, denen es gelang, das Vertrauen der russischen Verwaltungsbeamten zu gewinnen und diese zum Teil sogar zu ihren Freunden machen konnten, sodass bei ihnen auch Wünsche Gefangener öfter Verständnis fanden. Mein Freund aus Grünburg war einer von ihnen, aber ich wusste nicht, welche positive Rolle er dabei spielte, denn er sprach in seiner Bescheidenheit nie davon.

Von der Malaria konnte ich mich nur langsam erholen, ich ging aber bald wieder zur Arbeit, aber nur als Lagerelektriker. Ständig war irgendetwas kaputt. Aus der Fabrik wurden immer wieder Motoren für irgendeinen Zweck eingeschmuggelt, sodass die Kapazität unserer Zuleitung aus dem Transformator weit überschritten war. Einmal brachten sie ei-

nen Motor mit 15 KW Leistung, um eine Pumpe in unserem Brunnen zu montieren, die nur 2 bis 2,5 KW höchstens benötigte. Sie machte nur einen schwachen Brummer und der Strom war im ganzen Lager aus, der Elektromotor machte aber keine einzige Umdrehung dabei. Wie die den grossen, schweren Motor trotz Kontrolle durch das Fabrikator schmuggeln konnten, ist mir ein Rätsel. Was tut man nicht alles für einen Laib Brot! Warum sie das Wasser mit einer elektrischen Pumpe herausholen wollten, war mir unerklärlich. Das Wasser war ja durch Oberflächenwasser und Leichengift verseucht und schwer gesundheitsschädlich.

Eines Tages im Oktober gab es wieder grosse Aufregung, ein neuer Krankentransport in die Heimat sollte abgehen, diesmal ein Transport kranker deutscher Gefangener. Die grosse Kommission trat wieder zusammen und suchte die Kranken aus. Ich meldet mich auch, weil man mir versprochen hatte, dass ich beim nächsten Krankentransport, er sollte nach München gehen, mitfahren könne. Man nahm mich aber auch diesmal nicht mit, weil ich nun als Österreicher registriert worden war und nur Deutsche mitfahren durften.

Meine Tätigkeit als Lagerelektriker wurde immer unangenehmer, weil es rasch kälter wurde. Da kam eines Tages Harrer zu mir und erzählte mir, dass er sich als Automechaniker gemeldet hat, da nach der Zählung durch Vitus ein solcher Aufruf erfolgte. Er habe erfahren, dass eine deutsche Zugmaschine zu reparieren und in Betrieb zu setzen sei. Drei kaputte Zugmaschinen seien vorhanden und aus Bestandteilen dieser drei solle eine funktionsfähige zusammengebaut werden. Er sagte, er traue sich schon darüber, denn er habe bei der deutschen Wehrmacht öfter solche Zugmaschinen repariert, er könne sich einen Gehilfen suchen und habe an mich gedacht. Meine Arbeit sei ohnehin sehr vom Wetter abhängig und man müsse danach trachten, im Winter unter Dach zu sein. Ich gab zu bedenken, dass ich so etwas noch nicht gemacht hätte, aber gerne mit ihm arbeiten würde, wenn er mich brauchen könne. Er erwiderte, er habe genug, ständig im Lager herumzusitzen und es sei ihm nach Kriegsende auch als Offizier erlaubt, sich zu einer Arbeit zu melden.

Am nächsten Morgen marschierten wir los in eine ganz nahe beim Lager liegende Autowerkstätte mit Tankstelle. Dabei erzählte er mir noch einiges von dem, was sich vorher abgespielt hatte.

Er habe sich beim polnischen Brigadeeinteiler Vitus gemeldet, der ihm vorerst eingehend vorhielt, welche Schäden die Deutschen in Russland

angerichtet hätten und dass sie verpflichtet seien, diese Schäden wieder gutzumachen. Wenn sie aber das tatsächlich machen würden, müsste jeder Gefangene 60 Jahre in der Sowjetunion zu diesem Zwecke bleiben. Als Offizier müsse er wohl nicht arbeiten, es sei aber für jeden deutschen Gefangenen eine moralische Verpflichtung, gute Arbeit zu leisten, um diese Schäden beheben zu helfen. Dieses Sprüchlein konnte man von dem Polen öfter hören. Er war dies auch seiner Position schuldig, als treuer Diener der Russen.

Willi wurde von ihm zuerst mit einer Maurerbrigade auf einen Bau geschickt, bei dem die Maurerarbeiten schon durchgeführt waren. Sie hatten stählerne Dachkonstruktionen aufzustellen. Dabei mussten sie auf einer schmalen Ziegelmauer ober dem zweiten Stockwerk stehen und die tonnenschweren Stahlteile in Empfang nehmen, die mit Seilwinden heraufgezogen wurden. Schon die Höhe machte ihn so schwindlich, dass er kaum stehen konnte. Sein Bein war aber noch nicht ausreichend beweglich; obwohl ihm die Behandlung durch den Masseur ein wenig Beweglichkeit verschafft hatte, konnte er es nur sehr wenig abbiegen. Für Arbeiten, bei denen er sich bücken oder das Knie abbiegen und Gleichgewicht halten musste, war er noch ganz ungeeignet. Von Arbeit war bei ihm daher keine Rede. Er war seinen Kameraden sehr dankbar, dass sie ihn mit Arbeiten verschonten, zu denen er nicht fähig war, sonst wäre er sicher schon am ersten Tag abgestürzt. Er versuchte, seine Arbeit soweit als möglich zu leisten, dass der erste Tag schliesslich ohne Unfall vorüberging. Die anderen mussten natürlich seine Arbeit mitmachen. Einen zweiten Tag wollte er auf keinen Fall bei dieser Arbeitsbrigade mitmachen, denn da wäre er sicher heruntergefallen. Die Rettung sei abends nach der Zählung gekommen, als Vitus ausrief, Automechaniker würden gesucht.

Harrer war schon einen Tag vorher, bevor er mit mir sprach, in der Werkstatt gewesen, hatte sich alles angesehen, mit dem Werkstättenleiter gesprochen und ihm gesagt, dass er einen Gehilfen brauche. Er wurde vom Russen ersucht, sich um einen Gehilfen umzuschauen, worauf er gleich an mich dachte. Nun waren wir in der Werkstatt, kaum 300 m vom Lager, dicht am Bahndamm. Er zeigte mir die Zugmaschine, die wir reparieren sollten und auch die anderen zwei, die als Lieferanten der Ersatzteile zur Verfügung standen. Sie waren zum Unterschied von der zu reparierenden, die frei dastand, durch den Wind vom Sand so verweht, dass nur kleine Teile herausragten. Er hatte sich aber von diesem wohl deprimierenden Anblick nicht abschrecken lassen, sondern wollte die

Arbeit in Angriff nehmen. Doch da gab es gleich Schwierigkeiten, denn es war praktisch kein brauchbares Werkzeug vorhanden. Ja, das kannte ich; es belustigte mich immer, wenn ich von den Russen den Befehl hörte: Wasmir Instrumenta! (nehmt das Werkzeug!) und damit Brechstange und Vorschlaghammer meinten. Beide spielten auch bei unserer Arbeit in der Autoreparaturwerkstätte eine unverhältnismässig grosse Rolle. Es gab einige stumpfe Meissel, abgebrochene, stumpfe Feilen, ausgeleierte Schraubenschlüssel, aber nichts Brauchbares. Ich habe ihm leidgetan, wenn ich abends müde und abgekämpft von der Arbeit ins Lager kam, sagte er, weil das schlechte Werkzeug die Arbeit so erschwerte. Wir bildeten nun eine eigene 2 Mann Unterbrigade der Brigade Görke und arbeiteten einen Monat miteinander, dann war die Zugmaschine so weit, dass sie fahrbar war und auch ansprang. Er wusste genau, dass die Lager, die er nur händisch glätten und zuschleifen konnte, nicht lange halten würden und hatte nur die Angst, dass die Maschine noch bevor sie eine gewisse Anlaufzeit hinter sich hatte, kaputt gehen könne. Doch diese Angst war unbegründet; es kam wieder einmal ganz anders.

Er startete die Maschine und fuhr in den Hof hinaus. Er wusste, wie die Maschine zu fahren war, denn ihm stand als Offizier auch so eine Maschine zur Verfügung und war damit öfter gefahren, sodass er sich mit ihr im Gelände bewegen konnte. Er hatte jedoch keine Gelegenheit mehr, dem russischen Meister Informationen über die Behandlung der Maschine zu geben, denn kaum war sie draussen im Hof, stürzte sich der Russe auf die Maschine, wollte sofort losfahren und liess sich nichts mehr sagen. Er wusste daher nicht, dass man auch mit den Ketten lenken musste und wollte nur mit den Vorderrädern allein lenken. Das gelang ihm aber bei dem Tempo, das er gleich angeschlagen hatte, nicht. Er fuhr, eigentlich das Fahrzeug mit ihm, mit voller Geschwindigkeit die Böschung des hohen Bahndammes, der Eisenbahnlinie vom Kaukasus über Stalingrad nach Moskau hinauf, überquerte die Dammkrone samt den Gleisen und raste die Böschung auf der anderen Seite wieder hinunter, dann blieb er stehen, denn die Benzinpumpe war gebrochen. Käseweiss stieg er vom Fahrzeug herunter. Er hatte unglaubliches Glück dabei gehabt. Was wäre geschehen, wenn gerade ein Zug dahergekommen wäre oder sich das Fahrzeug überschlagen hätte?

Harrer sagte ihm natürlich, dass er durch sein unvorsichtiges Fahren die-

se Situation selbst verschuldet habe, dass nun das Fahrzeug nicht mehr funktionierte und dass man es daher neuerlich reparieren müsse. Dieser hatte jedoch, als er sah, dass die Maschine bald fertig sein werde, schon beim Lager gemeldet, dass er uns nicht mehr brauche; wir hätten daher schon am nächsten Tag eine neue Arbeit bekommen können. Jetzt war die Maschine wieder kaputt und er hätte uns doch noch einige Zeit gebraucht. Er bekam uns aber nicht mehr, weil er, wie Vitus sagte, dem Lager für unsere Arbeit die ganze Zeit nichts gezahlt hatte.

Die Zeit blieb Harrer in bester Erinnerung, denn es war Erntezeit und in der nahen Kolchose machten Studentinnen vom Kraftfahrtechnischen Institut von Stalingrad ihre Praxis und kamen mit ihren Lastwagen öfter vorbei, wenn sie Schwierigkeiten mit ihrem Fahrzeug hatten. Er behob ihnen die Schäden. Die netten Mädchen waren dafür sehr dankbar und brachten ihm für seine Dienstleistung Gurken und Tomaten, grobes Steinsalz oder ein Stück Schwarzbrot. Sie waren hübsch und immer gut gelaunt und es war ein erfreulicher Anblick, wenn sie in luftigen Kleidern blossfüßig daherkamen.

Mit dem Russen hatte er ausgemacht, dass er täglich nur 101% als Leistung schreiben müsse, denn das bedeute für uns 200 Gramm Brot und einen Schlag Kascha zusätzlich. Er müsse für das Lager keinen zusätzlichen Geldbetrag als Prämie leisten. Durch sein Verhalten war er nun uns als Arbeitskraft und wir unsere Arbeit los. Doch das dauerte nicht lange, da neben unserer Werkstatt eine zweite war, die auch von unserer Brigade Görke bedient wurde. Deren Leiter war häufig herübergekommen und hatte uns bei der Arbeit zugeschaut.

Als er dann von Görke hörte, dass wir ab nächsten Tag frei sein würden, holte er uns in seine Werkstatt.

Die Mechanikerwerkstätte bestand aus einer Halle mit einer Putzgrube zur Pflege von Lastautos und war mit eisernen Türen zu verschliessen. Ausserdem gab es auch noch eine zweite, geschlossene Halle mit Maschinen, die zur Reparatur von Kraftfahrzeugen notwendig sind. In dieser Werkstatt wurden Lastautos repariert, Motoren ausgebaut und zerlegt. Überall lagen zerlegte Motoren herum, die nicht fertiggestellt werden konnten, da ein Bestandteil fehlte. Die Hallen hatten aussen noch ein breites vorspringendes Dach, unter dem auch verschiedene Arbeiten verrichtet wurden, z.B. der Ausbau des Motors eines Lastwagens mit dem Gliederzug unter einem stählernen Rundbogen. Auch im Raume unter dem vorspringenden Dach lagen offene Motoren herum, wurden Moto-

ren zerlegt und zusammengebaut, wenn die fehlenden Ersatzteile beschafft werden konnten. Die herumliegenden Motoren wurden oft nur als Ersatzteillieferanten verwendet. Mancher Ersatzteil konnte nicht beschafft werden, weil sie viel zu häufig benötigt wurden, z.B. Triebbling und Tellerrad bei Lastautos, denn ständig kamen Lastautos herein, bei denen das Differential kaputt war. Meine Aufgabe war es, das Differential auszubauen und die Bestandteile mit Kerasin zu waschen. Da fielen mir meistens die zersprungenen Zähne des Triebblings, manchmal auch des Tellerrades in die Hand. Ersatztriebblinge hatten wir einigermaßen, aber kaum ein Ersatztellerrad. Doch da gab es eine blutjunge, 15jährige Elektroschweisserin, die die abgebrochenen Zähne des Tellerrades mit einem Schweisstransformator, also unter Wechselstrom, schweisste. Jeder, der etwas von Autos versteht, weiss, mit welcher Genauigkeit die evolventengefrästen Zähne des Triebblings und des Tellerrades angefertigt werden, und kann sich vorstellen, dass ein so repariertes Differential bald wieder kaputt gehen muss. Freilich wurden bei den geschweissten Nähten der Zähne die Schweissnähte mühsam händisch weggeschliffen. Die so reparierten Bestandteile wurden dem Natschalnik' gezeigt, von ihm begutachtet und denn wieder eingebaut. Sie hielten natürlich nicht lange. Daher kamen die Fahrzeuge bald wieder.

Harrer spezialisierte sich auf die Reparatur von CIC-Lastwagen. Diese schweren Laster mussten häufig in Feldern schwer überladen herumfahren, sodass immer wieder die Differentiale draufgingen, die dann meistens in ähnlicher Weise repariert wurden.

Auch mit der Bereifung gab es grosse Schwierigkeiten, denn wir hatten keinen geeigneten Luftdruckmesser. Man konnte den Luftdruck nicht messen, sondern nur schätzen. Das wirkte sich oft verheerend aus. Nicht selten kam ein Lastauto nach einem Reifenplatzer auf den Felgen daher. Meine Aufgabe war aber auch, unter Anleitung Motoren zu zerlegen, die Kurbelwellen auszubauen, neue Lagerschalen einzubauen und meistens auch die Kolben mit neuen Dichtungsringen zu versehen. Wir hatten einen guten Brigadeführer, einen Polen natürlich, der bestens mit den Motoren umgehen und sie auch unter primitiven Verhältnissen reparieren konnte. Es fiel mir daher nicht schwer, solche mir ungewohnten Arbeiten auszuführen, wenn er oder Harrer sie mir vorher erklärt hatten. Freilich, schmutzig sahen wir alle aus, denn eine eigene Arbeitskleidung gab

es nicht. Jeden von uns erkannte man auch im Lager sofort als Angehörigen der Brigade Görke, weil wir mit Abstand die Schmutzigsten waren. Besonders schmutzig wurde Harrer oft, wenn er in der Montagegrube stehen musste, um das dick gewordene alte Motorenöl abzulassen. Immer wieder rann ihm das schwarze Öl über Hand und Unterarm auf seine Uniform, wenn er die Ablassschraube geöffnet hatte. Diese Arbeit war ihm natürlich nicht angenehm, aber sie hatte einen Vorteil. Jeden Tag war es kälter geworden und immer mehr tauchte das Problem der Heizung auf. Zuerst wurde Altöl verheizt, natürlich mit starker Rauchentwicklung. In der Montagegrube war es noch am annehmbarsten. Man war vor der Kälte einigermaßen geschützt, einen halben Meter über dem Boden der Werkstatt war noch eine verhältnismässig gute Luft und Sicht, darüber aber ein einziger Qualm. Die Garagen waren aus zweiwandigen Brettern und der Zwischenraum war mit Sägespänen gefüllt. Diese Bretter wurden heruntergerissen, die Sägespäne herausgenommen, mit Altöl übergossen und angezündet. Man kann sich vorstellen, mit welchem Qualm das gebrannt hat. Doch der Vorrat an Sägespänen wurde rasch weniger. Man suchte Ersatz und fand ihn an der Telefonleitung der vorbeiführenden Strasse. Einer stieg bei dickem Nebel mit Steigeisen an einem Mast hinauf, sägte ihn unterhalb der Isolatoren ab und stieg wieder herunter. Dann wurde der Mast auch unten abgeschnitten, schnell zersägt und mit dem Holz geheizt. Wenn dann der dicke Nebel wegging, das dauerte oft mehrere Tage, gab es einen seltsamen Anblick. Man sah zwischen zwei Masten eine Mastspitze mit seinen Isolatoren an den Leitungsdrähten baumeln, sodass nur jeder zweite Mast stand. Auch alle hölzernen Zäune und jede Säule, die brennbar war, verschwand bei dichtem Nebel und wurde verheizt.

Harrer Willi, er hiess bei den Russen Wassili, war beim Natschalnik wegen seiner vorbildlichen Leistungen bestens angeschrieben. Eines Tages holte er ihn in sein Büro. Dort sassen schon 3 andere Russen. Er sagte zu ihm, er solle sich setzen, holte aus einer Tischlade ein Glas hervor, brachte eine Flasche mit Wodka, füllte das Glas voll und sagte, er solle trinken. Obwohl er darauf: «ne moschnu, (ich darf nicht!) wojna plenni (Kriegsgefangener)» sagte, liess er ihm keine Ruhe, er müsse trinken. Da wollte er ihn auch nicht kränken, sie gaben ihm auch noch Brot; also trank er dann doch den Wodka und ass das Brot dazu. Dem Schnaps war

er aber nicht gewachsen. Er kam mit Mühe in die Garage zurück, kurz darauf war der Abmarsch ins Lager. Er war kaum in der Lage zu gehen, auf keinen Fall allein. Er sagte uns, was vorgefallen war. Alkohol zu trinken war ja uns Kriegsgefangenen streng verboten und er wäre einige Tage eingesperrt worden. Wir beschlossen, ihn stützend in die Mitte zu nehmen und sagten der Wache an der Budka, er habe soeben einen Malariaanfall und brachten ihn zu seiner Pritsche. Er war dann nicht mehr in der Lage, sein Abendessen zu holen, sondern legte sich nur hin und schlief sogleich ein. Am nächsten Tag hatte er glücklicherweise das Wodkaabenteuer ohne Folgen überstanden.

Harrer erzählte mir, dass er schon Anfang dieses Jahres von Oberleutnant Kleinemann in sein Büro gerufen wurde, der ihn fragte, was er eigentlich tue. Er sagte, er sei Invalide mit einem steifen Fuss und könne nicht arbeiten, er könne nur irgendwo mithelfen. Der NKWD-Mann antwortete ihm, die Offiziere hätten ihre Mannschaften in den Krieg getrieben, sie ins Verderben geführt, aber in Gefangenschaft kümmerten sie sich um ihre Landsleute nicht. Es wäre ratsam, dass er sich etwas um die gefangenen Österreicher kümmern würde. Er gab ihm zugleich ein Heftchen, das vom Antifaschistischen Komitee österreichischer Kriegsgefangener herausgegeben wurde.

In diesem Heftchen waren auch einzelne Beiträge österreichischer Kriegsgefangener enthalten, die in anderen Lagern lebten, auch über die politische Entwicklung in Österreich und die Kriegslage. Er las unter anderem von einer ersten österreichischen Regierung Renner; wer der Herausgeber dieser Heftchen war, erfuhr er allerdings nie. Wenn er solche Heftchen erhielt, rief er möglichst viele Österreicher zusammen und las ihnen vor, woraus sich lebhaft Debatten ergaben. Er wurde dann öfter zu Kleinemann gerufen, der ihn fragte, wie die Kameraden auf diese Nachrichten reagiert hätten. Er schilderte ihm ganz allgemein die geäußerten Ansichten, womit dieser nicht zufrieden war, denn er wollte ganz genau wissen, wer was gesagt hatte. Willi wollte aber niemandem schaden, denn er wusste aus Erfahrung, was dieser aus ihm machen wollte – einen Denunzianten – und nannte keine Namen.

Ich kann mich erinnern, dass dieser NKWD-Mann auch mich zu sich gerufen und mir solche Fragen gestellt hat. Auch von mir bekam er nur allgemeine Ansichten unserer Kameraden, aber nie einen Namen zu hören. Schliesslich hat er mich in Ruhe gelassen.

Harrer wurde von ihm über die Einstellung unserer Landsleute zur Sow-

jetunion befragt. Er wusste aber aus vielen Diskussionen, dass man von einem Kriegsgefangenen nicht wohlüberlegte, reife, politische Ansichten erwarten konnte und gab auch auf solche Fragen nur allgemein geäußerte Ansichten, sagte aber nie, von wem sie seien. Der Russe musste daher den Eindruck gewinnen, dass er entweder nichts sagen wolle oder nichts sagen könne, weil er für diese Aufgabe doch nicht geeignet, vielleicht zu dumm sei. Jedenfalls hatte auch er von dieser Zeit an Ruhe, wie ich.

Dann kam der November und er musste wieder zur NKWD kommen. Dort sass diesmal ein junger Mann, der ein gutes, sogar österreichisches Deutsch sprach, offenkundig kein Kriegsgefangener, sondern eher eines der im Februar 1934 geflüchteten Arbeiterkinder. Er plauderte mit ihm über Verschiedenes, aber nichts Persönliches, und sprach dann auch über die in Österreich in nächster Zeit stattfindenden Wahlen. Er fragte ihn, welche von den drei antretenden Parteien – Sozialisten, Christliche Volkspartei, Kommunisten – er wählen würde. Er antwortete, er würde die Sozialistische Partei wählen. Darauf wurde er über die Gründe gefragt und er erklärte ihm seine Argumente. Darauf fragte er ihn über seine Eindrücke in Stalingrad, insbesondere über das Lager. Willi äusserte Ansichten, die für den Fragesteller nicht gerade angenehm waren. Darauf fragte er ihn, ob er politische Interessen habe, ob er sich weiterbilden wolle. Er entgegnete, dass er sich gerne weiterbilden wolle. Dadurch, dass er Invalide sei, habe er nicht arbeiten können und genügend Zeit gehabt, viel zu lesen. Es habe ihn alles interessiert, was ihm angeboten wurde. Er würde jede Gelegenheit wahrnehmen, um weitere Informationen zu bekommen. Dann war das Gespräch zu Ende. Diesen Mann sah er erst viel später wieder, im Dezember 1945 im Lager 165 Talizin.

Auch ich wurde zur selben Zeit zur NKWD gerufen, dort vom gleichen jungen Mann in ein politisches Gespräch verwickelt, das gleichfalls anregend verlief. Ich äusserte ausserdem, dass ich den Nationalsozialismus schon von Anfang an ablehnte, nachdem ich Hitlers «Mein Kampf» gelesen und auf eine Pragmatisierung als Landesbeamter verzichtet hatte, weil ich sonst zur NSDAP als Mitglied, zumindest vorher einer Parteigliederung wie SA, NSKK oder SS, hätte gehen müssen. Ich wusste aus diesem Buch, dass Hitler und seine Leute nur den Krieg vorbereiteten, aus dem für sie unerwarteterweise der Zweite Weltkrieg wurde. Ich kannte auch ihren unmenschlichen Judenhass, wusste aber nichts von deren Massenvernichtung. Ich sagte mir auch, dass es auch aus reiner

Überlegung für mich untragbar wäre, mich pragmatisieren zu lassen, denn wenn sie den Krieg gewinnen sollten, würden sie mich als pragmatisierten Beamten in eine entfernte Gegend schicken, als schwarzes Schaf würde ich sicherlich registriert bleiben, wenn sie aber den Krieg verlieren sollten, wie ich hoffte, würde ich als Nazi für eine Gesinnung büßen, die ich immer verabscheute. Das aber hält kaum jemand aus; viel leichter lässt sich das Leid für eine echte eigene Gesinnung tragen. Er fragte mich schliesslich, ob ich mich weiterbilden wolle; es gebe für mich die Möglichkeit, einen «Antifaschistenkurs» zu besuchen. Ich sagte sofort zu. Natürlich war mir von Anfang an klar, dass die Russen versuchen würden, aus uns Kommunisten und Mitarbeiter zu machen. Dazu würden sie uns ihre Ansichten über Marxismus und Kommunismus vorbringen. Genau das interessierte mich. Ich kam ja aus einer politisch aktiven, streng katholischen Familie, hatte dann den Nationalsozialismus studiert und erlebte seine unmenschlichen Folgen. Nun sollte ich Gelegenheit bekommen, die dritte aktuelle Weltanschauung kennenzulernen. Ich wusste allerdings nicht, ob ich auch mit negativen Folgen rechnen musste, wenn sie mir draufkamen, dass ich den Kommunismus als Theorie nur studieren wolle. Ich verpflichtete mich ja nur für einen «Antifa»-Kurs und der entsprach ganz meiner Gesinnung.

Die Fahrt zum Antifa Kurs

Am 21. November 1945 war es soweit. Willi und ich wurden mit einer Reihe anderer Österreicher und auch Deutscher namentlich zur Budka gerufen, wo man uns mitteilte, wir kämen in ein anderes Lager. Vorerst konnten wir noch unsere schmutzigen Uniformen gegen saubere vertauschen; dann wurde unser Transport zusammengestellt und wir kamen am selben Tag ins Lager 108 Beketowka. Dort gab es abends noch ein Variété, das von Gefangenen veranstaltet wurde. Wir hatten das Gefühl, dass nun nach der langen Zeit der Gefangenschaft im Lager Krassnoarmeisk 108/1 – einer öden Gegend, die im Sommer von über 40°C Hitze ganz verbrannt war und im Winter bei oft mehr als 40°C unter Null in Schnee erstarrte – ganz leise für uns ein neues Leben beginne. Vielleicht trug dazu auch ein wenig das Variété bei, vielleicht das Hambur-

ger Lied «Unter der roten Laterne von St. Pauli», das viele von uns das erste Mal hörten. Das Variété und ganz besonders das gesungene Lied erhöhten noch die erwartungsvolle Stimmung, die schon in vielen von uns beim Verlassen des Lagers Krassnoarmeisk aufzukommen begonnen hatte.

Nächsten Tag wurden wir in Waggonen verfrachtet. In jedem Waggon war in der Mitte ein kleiner Blechofen mit einem Rohr oben zum Dach hinaus und aussen herum die hölzernen Pritschen. Es war schon sehr kalt. Dieser Waggon sollte für uns während der nächsten zwei Wochen unsere Unterkunft werden. Die Leitung des Transports hatte ein russischer Unterleutnant. Die Fahrt ging durch eine kalte, schneebedeckte Winterlandschaft, und je weiter es nach Norden ging, umso mehr Schnee lag überall. Anfangs gab es kein Problem mit dem Essen, dann aber bald mit dem Heizen, denn dafür war nicht vorgesorgt. Also musste zur Selbsthilfe gegriffen werden; beim Militär nannte man das «organisieren». Das spielte sich manchmal so ab: Der Zug hielt in irgendeiner einsamen Station. Der Bahnbeamte kam aus seinem Dienstraum zum Zug und verrichtete seinen Dienst. Da sprangen ein paar Gefangene so heraus, dass er sie nicht sehen konnte, liefen zum leeren Dienstraum, hängten dessen Türe aus und brachten sie in ihren Waggon. Dort wurde sie sofort durch kräftige Tritte mit den Füßen zerlegt, zu Kleinholz gemacht und als Heizmaterial verwendet. Auch mit dem Essen war es nicht anders; es wurde immer weniger und zum Schluss war nichts mehr vorhanden.

Ob die Ursache der Misere beim russischen Unterleutnant zu suchen war, weil er die Tagesrationen schlecht einteilte oder er die Lebensmittel anderweitig verwendete, konnten wir nicht feststellen. Jedenfalls hatten wir die letzten Tage nichts zu essen. Es hiess, wir hätten für eine Woche Proviant mitbekommen, die Fahrt dauerte aber zwei Wochen. Das war keine angenehme Lage, nichts zu essen, nichts zu heizen und die Fahrt nahm kein Ende. Auch da musste man sich selbst helfen. Wenn unser Zug, wie so oft, in einem Bahnhof hielt und wir sahen, dass in der Nähe ein Lastzug stand, der Getreide enthielt, krochen einige von uns unter solche Waggonen und suchten Schwachstellen im Holzboden. Dort bohrten sie mit einem spitzen Eisen ein Loch und verbreiterten eine Ritze so weit, dass Getreidekörner herausrieseln konnten. Da hielten sie ihre Kochgeschirre bzw. Konservendosen darunter, bis sie voll waren. Dieses Getreide wurde dann mit Schnee vermischt, weichgekocht und gegessen. Dann gab es oft Waggonen mit beinhartgefrorenen Zuckerrüben.

Die holten wir uns, tauten sie auf, schnitten sie in Stücke und assen sie, nachdem wir sie weichgekocht hatten. Schliesslich fuhren wir über Rjasan Wladimir in die Gegend der Oka.

In Wladimir standen wir einen grossen Teil der Nacht auf dem riesigen Güterbahnhof. Wir sahen ein uns ganz unbekanntes System, wie die Russen die Waggon für Lastenzüge zusammenrangierte. Die Lastgüter wurden auf einen Hügel gezogen, auf dem vom Hauptgleis mit Wechselln mehrere Gleise herabführten, die unten jeweils einen ebenen Teil aufwiesen, auf denen neue Lastzüge zusammengestellt wurden. Vom Zug am Hügel wurde nacheinander jeder Waggon einzeln angekuppelt, die Lokomotive schob den ganzen Zug zurück, bis der letzte Waggon auf die Gefällsstrecke kam und mit eigener Kraft über die Weichen in das Gleis fuhr auf dem der Güterzug, zu dem er gehören sollte, zusammengestellt wurde. Auf diesem Gleis bremste er sich durch die Reibung und den Bremser im Waggon ab, bis er an der richtigen Stelle zum Stehen kam. Zur Vorsicht legte man ihm vor einem eventuellen Aufprall einen Bremsschuh auf das Gleis. Die auf diese Art sortierten Waggon wurden allmählich von dessen Lokomotive zusammengeschohen, sodass sie zusammengekuppelt werden konnten.

Am 5. Dezember kamen wir ganz ermattet in unserer Endstation Wjasniki (V'azniki) 300 km östlich von Moskau, 120 km vor Gorki, an und verliessen die Waggon. Um uns war eine wunderschöne Winterlandschaft, alles tief verschneit, ringsherum Wald und darüber strahlende Sonne am tiefblauen Himmel. Wir mussten vom Bahnhof einige Kilometer zum Ort gehen, der in einer kleinen Senke lag. Endlich war uns nicht mehr kalt, denn die Sonne und die Bewegung wärmten, wenn auch der Schnee knirschte. Wir sprachen davon, dass daheim der Krampustag gefeiert werde, der für uns als Kinder ein besonderes Erlebnis war und es an diesem Tag oft den ersten Schnee gab. Hier aber war voller Winter. Wir mussten in ein Haus und bekamen etwas zu essen. Es gab 2 dag Salo (Salzspeck), Zucker und 20 dag Brot. Viel war es ja nicht, aber wenigstens etwas. Ein kleiner, etwas buckliger Oberleutnant der Roten Armee in hohen Walenkis (Filzstiefeln) sagte uns, wir kämen in ein Lager, dort sei es warm und wir bekämen auch genug zu essen, aber wir müssten dort hingehen. Er werde vorausgehen und wir müssten nur hinter ihm nachgehen. Wir fragten ihn, wie weit es sei und wir erfuhren 45 Kilometer; da wussten wir, dass es für manchen von uns ein Todesmarsch

werden könnte. Willi nahm sich seinen gewohnten Stock mit und wir marschierten los. Zuerst ging es über einen gänzlich zugefrorenen Fluss, den Kl'az'ma, einen Nebenfluss der Oka und kamen nach einiger Zeit durch das erste Dorf mit richtigen russischen Holzhäusern, auf deren Dächern dicke Schneepölster lagen; alles war tief verschneit. Dort blieben schon einige zurück, weil sie nicht mehr weiterkonnten. Wir aber, Willi und ich, entschlossen uns, weiter zu gehen, das heisst, wir schleppten uns weiter. Es wurde dunkel und tiefe Nacht. Es dürfte ungefähr 10 Uhr nachts gewesen sein, als wir wieder in ein Dorf kamen. Wir waren ganz erschöpft und hatten uns wie im Traum dahingeschleppt.

Einige von uns, die noch in der Lage waren, etwas rascher zu gehen, waren vorausgegangen und hatten versucht, in einigen Häusern Einlass zu bekommen. Man machte ihnen aber nicht auf, denn die Russen fürchteten, als sie erfuhren, dass wir Kriegsgefangene seien, dass wir ihnen die Häuser anzünden könnten. Unser russischer Offizier konnte schliesslich doch erreichen, dass wir in der Gemeindestube übernachten durften. Das Haus war wie die anderen Häuser des Ortes aus Holz. Der Raum war mit ca. 30 m² für uns 60 Gefangene wohl sehr knapp, aber wir konnten, wenn auch dicht gedrängt, am Boden sitzend die Nacht verbringen, um neue Kräfte für den Rest des Weges zum Lager zu sammeln.

Willi hatte sich in einem Eck niedergelassen. Dort war aber ein Loch im Holzboden, das ins Freie führte, um das Wasser beim Schrubben des Bodens abrinnen zu lassen, durch das es stark hereinzog. Er stellte sein Kochgeschirr darauf, um es abzudichten. Der Raum war wohl nicht geheizt; nur die animalische Wärme unserer Leiber machte den Raum erträglich. Draussen aber hatte es so um -20°.

Am nächsten Morgen hiess es aufstehen und weitermarschieren. Es waren noch 25 Kilometer zu bewältigen. Nur mit aller Anstrengung konnten wir uns aus der halbsitzenden, halbliegenden Lage, in der wir die Nacht verbracht hatten, erheben. Draussen erwartete uns wieder ein wunderbarer, strahlender Wintertag. Eine von Füssen in einem 10 Meter breiten, baumlosen, geradlinigen Streifen ausgetretene Spur führte durch den Fichtenwald mit Bäumen, deren schneegepolsterten Äste bis zum Boden reichten, in die ebene Weite. Wir gingen und gingen unserem russischen Anführer nach. 25 Kilometer ist ein weiter Weg, wenn man so wie wir schon so lange nicht mehr ordentlich gegessen hat, die Nacht nicht richtig schlafen konnte, obwohl man vom Vortag noch ganz erschöpft war und durch den weichen Pulverschnee gehen muss. Wirklich

fit waren wir schon am Anfang unserer Reise nicht. Willi nicht und ich auch nicht. Wir sollten ja noch vor zwei Monaten als Kranke, Arbeitsunfähige heimgeschickt werden, wir zwei Klappergestelle. Und nun mussten wir diesen Marsch mitmachen, der auch für Gesunde unter den gegebenen Bedingungen eine besondere Anstrengung war. Der Russe aber ging ganz flott dahin und hinter ihm die körperlich Stärkeren. Die anderen folgten in einer lang hingezogenen Kolonne. Uns war klar, dass wir unser Ziel, das Lager, erreichen mussten, denn sonst gab es als Alternative nur Verhungern oder Erfrieren.

Einer unserer Kameraden, der Miedler, ein Wiener, konnte einfach nicht mehr. Er wankte vom ausgetretenen Weg zur Seite, wo er einen tief verschneiten Heuhaufen sah. Er scherte mit seinen Armen den Schnee zur Seite und grub sich in dem trockenen Heuhaufen ein. Er hatte dann das Glück, dass er am nächsten Tag noch lebend gefunden und ins Lager gebracht wurde; seinetwegen war sogar ein eigenes Suchkommando ausgeschickt worden. Wir zwei, Willi und ich, konnten gleichfalls nicht mehr weiter. Wir konnten uns selbst nicht mehr erklären, was uns überhaupt noch weitertrieb. Da packte es mich plötzlich, ich musste mich auf einen schneefreien, dunklen Baumstumpf setzen, der so einladend und beruhigend neben dem ausgetretenen Weg im Kahlschlag stand. Vermutlich war schon vor mir ein müder Kamerad auf ihm gesessen. Und so strahlend warm schien die Sonne herab. Da musste man doch rasten. Willi sah dies mit grosser Besorgnis, setzte sich aber nicht, denn er wusste, dass er dann nicht mehr aufstehen konnte und blieb nur auf seinem Stock gestützt stehen. Dann sass ich und war weg. Es gelang Willi trotz allen Zuredens nicht, mich wieder hochzubringen. Wir mussten aber weiter, sonst wäre ich sicher erfroren. Da nahm er seinen Stock, den er wegen seines steifen Knies noch immer zum Gehen brauchte, und schlug damit ein paar Mal auf mich ein. Er wusste als erfahrener Bergsteiger, was man in solchen Situationen tun muss, um dem Kameraden das Leben zu retten. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er sich damals als wahrer Kamerad erwiesen hat, denn er brachte mich dadurch wieder in Bewegung. Von den Schlägen spürte ich allerdings nichts, nur meine Lebensgeister erwachten wieder und wir wankten weiter. Die Dämmerung kam heran. Wir mussten nun fürchten, noch eine Nacht in diesem Wald verbringen zu müssen.

Auf einmal hörten wir das vertraute Glockengeläute von Pferdeschlitten.

Wir kamen auf eine ausgefahrene Schlittenbahn. Von beiden Seiten sahen wir typisch russische Schlitten – leere und voll mit Holz beladene – daherkommen, deren kleine, zottelige Pferdchen unter dem Gebimmel der Glocken munter dahertrabten. Auf dem Bock der Schlitten sassen rumänische Gefangene mit hohen Fellmützen und dicken, braunen, rumänischen Uniformmänteln. Die uns entgegenkommenden Schlitten waren unbeladen, die mit Brennholz beladenen fuhren in die gleiche Richtung wie wir; gingen an uns jedoch vorbei. Da sagte Willi, dass wir nun rasten könnten, denn irgendwer werde uns schon mitnehmen. So sassen wir einige Zeit und winkten mehreren Schlitten, uns mitzunehmen. Aber keiner nahm uns mit, wir mussten uns aufraffen und weitergehen, denn es wurde immer dunkler. Kurze Zeit darauf kam eine grosse Lichtung. Wir sahen Blockhäuser mit sanft beleuchteten, kleinen Fenstern, Wärme verheissenden, rauchenden Kaminen, einen Zaun, ein Lager mit einem hell erleuchteten Vorplatz, ein freundliches Bild. Wir waren im Lager 165 angekommen, einem ehemaligen Lager für jugendliche Verbrecher, das bei Kriegsbeginn aufgelassen und in ein Kriegsgefangenenlager umfunktioniert worden war. Alle Not hatte nun ein Ende. Über ein halbes Jahr sollten wir dortbleiben. Wir wankten zum Tor und wollten ins Lager. Der Posten liess uns aber nicht hinein, sondern wir mussten den Zaun entlang zur Banja, zum Bad. Wir machten die Türe auf und waren plötzlich in dampfender Wärme. Wir schleppten uns noch die paar Schritte bis zur nächsten Bank und setzten uns hin. Keiner von uns konnte mehr aufstehen. Wir mussten von den Badewärtern, auch Gefangenen, aufgerichtet und ausgezogen werden. Dann wurden wir, wie üblich, mit heissem Wasser in Holzschaff ein gewaschen, während unsere Kleider im Desinfektionssofen entlaust wurden. Nachher mussten wir durch den Entlausungsofen gehen, dessen Steinfussboden so heiss war, dass uns die Füsse brannten, um unsere Kleider zu holen. Darauf wurden wir zu einem Blockhaus gebracht, das innen nicht beleuchtet war. Im Scheine des durch die kleinen Fenster eindringenden Lichtes der Scheinwerfer sahen wir, dass rings um die Wände Holzpritschen angeordnet waren. Wir legten uns jeder auf die nächste Pritsche und waren weg, verloren vor Erschöpfung das Bewusstsein.

1946 – Leben im Propagandalager, Stalin will uns umerziehen

Als wir wieder wach wurden, war draussen schon heller Tag. Noch bevor Willi die Augen aufmachte, hörte er: «Das ist doch der Willi Harrer!» Er starrte den Sprecher an, erkannte ihn aber nicht. Erst als er ihn fragte, wieso er ihn kenne, sagte dieser, dass er der Seiser Heinrich sei. Den hatte Willi aber in ganz anderer Erinnerung, als jungen Gefangenen, der als ganz schwerer Dystrophiker, ein Klappergestell, wir nannten sie Friedhofskandidaten, aus unserem Lager weggekommen und in das Erholungslager Uriopinsk geschickt worden war. Dort wurde er so aufgefüttert, dass er bald 80 Kilo wog. Von dort wurde er in dieses Lager überstellt. Es war daher nicht verwunderlich, dass Willi ihn nicht gleich erkannte, umgekehrt schon, denn Willi behielt sein Format, seine Schlankheit.

Wir bekamen unser Essen, zusätzlich auch das vom Vortag, das wir uns aus Erschöpfung nicht mehr abholen konnten, ein Kochgeschirr eben voll mit Roggenkascha, einen dunkelbraunen Brei mit etwas Zucker drinnen und etwas Brot dazu und waren endlich wieder einmal satt, wenn auch durch einseitige Kost. Nun war die Welt für uns wieder in Ordnung nach der schweren Zerreißprobe der letzten Tage. Wir hatten warme Räume, hausten nun in einem riesigen Waldgebiet, hatten zu essen und konnten uns von den Strapazen der letzten Tage im Lager 165 Talizin wieder erholen.

Es begann für uns eine sehr interessante Zeit, die, glaube ich, keiner von uns missen möchte. Wir machten uns daher auch nie darüber Gedanken, ob wir die Chance gehabt hätten, früher als Kranke heimzukommen, wenn wir im Lager Krassnoarmeisk geblieben wären, obwohl das Heimfahren für uns der alles beherrschende Wunsch war. Wir hatten eine strenge, geregelte Zeiteinteilung einzuhalten, verbrachten die Zeit halb in Arbeit und halb im Unterricht, der sich in Form von Seminaren abspielte. Dazu wurden wir in 4 Gruppen von 15 Mann eingeteilt, die zusammen ein Kollektiv bildeten, in dem jeder veranlasst wurde, sich zum vorgetragenen Stoff zu äussern, aber auch persönliche Angelegenheiten zur Sprache kamen. Man konnte sich darüber ein Bild machen, wie so eine kollektive Gesellschaft funktioniert, z.B. eine Kolchose, ein Kollektiv in einem Wohnhaus. Theoretisch bildet ein Kollektiv unter idealen Menschen und Bedingungen eine sehr positive Form von Demokra-

tie. Aber was ist, wenn alle an der Gemeinschaft und ihren Problemen uninteressiert sind? Dann wird das von ihnen bewohnte Haus mit der Zeit immer mehr herabkommen und alles kaputtgehen, denn es gehört nicht ihnen, sondern dem Staat, dem Volk, einem Niemand, das Bürokraten, Beamte verwalten, für die ihre Tätigkeit nur ein Broterwerb ist, die keine Beziehung zu den Häusern und zu den Menschen, die darin wohnen, haben und nur auf Weisungen und Erlässe der zuständigen Zentralstellen warten. Die Zentralstellen aber sind zu schwerfällig und können die echten Bedürfnisse gar nicht erkennen. Das andere Extrem in einem Kollektiv kann darin bestehen, dass Ehrgeizlinge, ewige Besserwisser oder streitsüchtige Mitglieder das Leben im Haus zur Hölle machen, besonders, wenn sie von aussen her, z.B. einer Partei, dazu aufgestachelt werden. Das Kollektiv kann in einem autoritären Staat zur Waffe gegen politisch verdächtige Staatsbürger werden. In so einem Hauskollektiv soll alle Schmutzwäsche gewaschen werden. Doch vorerst waren wir noch alle kollektive Neulinge. Im Laufe der Zeit wurde jeder von uns aufgefordert, über sich zu reden, seine Vergangenheit, seine Tätigkeit im Betrieb, seine Ansichten über den Krieg, die Kriegsgefangenschaft, über die Zukunft der Menschheit nach dem Krieg, seine eigenen Zukunftsabsichten. Es war erwünscht, dass sich jeder an solchen Debatten beteiligte. Jedem, der gewohnt war, eigene Gedanken zu haben, war klar, dass diese Gespräche nicht zur Überwindung der Scheu vieler Menschen, in einem grösseren Kreis ihre Meinung zu äussern, sondern auch zu deren Beurteilung durch den Gruppenleiter dienen sollten.

Ich selbst zog mir mehrmals dessen Tadel zu, als ich darstellte, wie ich als Leiter des Bunkerbaues für unsere Winterstellungen im grossen Donbogen vor Stalingrad die mir zur Verfügung gestellten russischen Kriegsgefangenen behandelte. Bei den Mannschaftsbunkern hatte ich nur die Oberleitung zu führen, da ich mir für jeden Bunker einen Leiter aus dem Kreis der Kameraden ausgesucht hatte, die später in dem Bunker wohnen sollten; ich selbst hatte den Bau einer unterirdischen Garage für unsere Kraftfahrzeuge übernommen und dafür Kriegsgefangene erhalten. Ich erwähnte, dass ich mich darum kümmerte, dass sie ordentlich zu essen bekamen, dass ich aus dem Verpflegungsmagazin Säcke mit Hirse und Buchweizen mitbringen liess, die ohnehin kein deutscher Landser essen wollte, dann Pferdefleisch von Pferden, die wegen Räude geschlachtet werden mussten, deren Fleisch aber essbar war und dass ich

die Stumpen und den Landtabak in jeder Funkstelle absammelte, Tabaksorten, die niemand mochte und in Haufen liegen blieben; wie ich mit einem Trupp Gefangener, die mit Äxten und Sägen ausgerüstet waren, in die Steppe ging, um Bäume als Bauholz für die Garage fällen zu lassen, selbst aber keine Waffe mithatte, sie morgens hinausführte, abends aber wieder abholte. Keiner lief mir davon und keiner tat mir etwas an. Ich erzählte auch, dass dann, als ich an Ruhr erkrankte, unter meinen Nachfolgern, deutschen Offizieren, die Gefangenen starben wie die Fliegen, weil sie schlecht behandelt wurden und nichts zu essen bekamen und dass ich dies bei meiner Rückkehr vom Lazarett sofort wieder abstellte und Krach mit den Offizieren bekam.

Auf meine Erzählung bekam ich kein Lob oder Anerkennung des Gruppenleiters, sondern er sagte, ich hätte gegen die Interessen der Sowjetunion gehandelt, denn ich hätte in den Gefangenen die falsche Meinung erzeugt, dass unter den deutschen Feinden, den Helfern des Kapitalismus, auch Menschen seien, die zu ihnen positiv eingestellt sind. Die deutschen Offiziere aber hätten sich ganz im Sinne der Sowjetunion verhalten.

Ein zweites Mal wurde ich von einem Kameraden, der mit mir den ganzen Krieg und die ganze Kriegsgefangenschaft mitgemacht hatte, angegangen, dass ich mich so absondere und mich unkollektivistisch benehme. Ich solle Selbstkritik betreiben. Das Wort Selbstkritik hörte man oft, es ist ein Gegenstück zur Beichte bei den Katholiken, es ist eine bequeme Methode im Kollektiv, sich reinzuwaschen, wenn man das Gefühl hat, dass man in Widerspruch zur allgemeinen Meinung gekommen ist. Man muss nur zeitgerecht den Mut zur Selbstkritik aufbringen, dann bekommt man die Absolution und kann dann wieder untertauchen.

Ein drittes Mal, schon am Ende der Seminare, wurde ich, nachdem wir aufgefordert worden waren, uns über unsere Zukunftsabsichten zu äußern, wieder von demselben Kameraden gefragt, warum ich nicht sage, dass ich daheim zu den Kommunisten gehen werde. Das war natürlich eine riskante Frage, denn ich hatte von Anfang an gewusst, dass man uns am liebsten alle zu geschulten, aktiven Kommunisten gemacht hätte, die Seminare aber nur Antifaschistenkurs genannt hatte. Mich interessierte, wie ein kommunistisches Land den Kommunismus darstellt und den Materialismus und Atheismus begründet.

Man fragte mich auch über meine Ansichten zum Krieg. Ich sagte, dass ich jeden Krieg für eine Verirrung der Menschheit halte und es als unsere vordringliche Aufgabe ansehe, dafür zu sorgen, dass es nie mehr zu einem Kriege komme. Ich musste zu meinem Erstaunen hören, dass diese Ansicht gänzlich falsch sei, das führe zu einer Schwächung des Wehrwillens der Staatsbürger, denn Kriege müssten sein, um die kapitalistische Gesellschaft zu stürzen und die «fortschrittliche sozialistische» überall zu schaffen.

Ich sagte auf die Frage des Kameraden, dass ich in dem Kurs sehr viele neue Argumente kennengelernt habe, die es für mich erst zu verdauen gäbe, denn jeder wisse, dass ich aus einer streng katholischen Familie komme und man erwarte von mir aufgrund meiner Vorbildung mehr als von den meisten anderen. Auch sei ich gegenwärtig noch Kriegsgefangener und dürfe laut der Genfer Konvention keine politischen Erklärungen abgeben. Sie liessen mich dann in Ruhe, auch nachher zu Hause.

Dass Hochschulabsolventen besonders überwacht wurden, zeigte der Fall eines Professors aus Graz bald am Anfang unseres Aufenthaltes in diesem Lager anlässlich einer Arbeit, die wir ausführen mussten und die einige Anstrengung erforderte. Einige der dabei Beschäftigten erweckten dabei den Eindruck, dass sie sich besonders anstrebten und wurden ihm, der selbst klein und schwächig war – dabei war er zu Hause sogar auch Turnprofessor, aber durch lange Gefangenschaft geschwächt – als nachahmenswerte Beispiele für besonderes Engagement vorgehalten. Er machte darauf die unvorsichtige Bemerkung, dass nicht jeder, der so auffallend sein Engagement betont, sich echt anstrengt, sondern mancher nur Theater spielt und andere, die sich nicht so hervortun, für ihn arbeiten lasse. Diese Bemerkung, die ihm, wie er mir selbst entrüstet erzählte, vom Gruppenleiter vorgeworfen wurde, genügte, dass er wenige Tage darauf aus dem Lager versetzt wurde, angeblich nach Sibirien.

Die Leiter unserer Gruppe = Kollektive waren meistens Österreicher, ehemalige Arbeiterkinder, die im Februar 1934 mit ihren Eltern, die Sozialdemokraten waren, manchmal auch ohne ihre Eltern in die Sowjetunion flüchten mussten. Sie machten dort ihre schulische Ausbildung durch, manche bis zur Matura bzw. Hochschule. Sie wurden im Krieg dann als Propagandisten ausgebildet und eingesetzt. Einige hatten auch in Spanien den Bürgerkrieg auf Seiten der Franko-Gegner mitgemacht und mussten nach Beendigung des Bürgerkrieges nach Russland flüch-

ten. Über die angebotenen Vorträge und Seminare möchte ich später berichten.

Angenehm empfanden wir, dass die Küche, das Personal war sehr stark mit Österreichern durchsetzt, trotz der üblichen Produkte in das Essen einen etwas österreichischen Charakter brachte. Im Fasching gab es sogar echte Faschingskrapfen. Sonst gab es immer wieder die übliche Kascha, aber nicht wie gewohnt aus Hirse, sondern oft aus Sojagries. Der schmeckte allerdings meistens etwas nach Kerasin. Viele, die noch nicht so lange gefangen waren, assen sie deshalb nicht. In meiner Gruppe war auch noch ein echter «Stalingrader», ein Bauer aus dem Waldviertel; der teilte sich mit mir die zurückgewiesenen Portionen der Sojakascha. Auch gab es oft statt Salzheringstücke Portionen von Salzsprotten. Auch diese Fischlein wiesen viele zurück, sie waren meistens nur 10-12 cm lang, schmeckten stark salzig und etwas bitter von der Galle, oft knirschten beim Essen die Zähne von etwas Sand, wenn wir – der «Stalingrader» und ich – jeder eine mehrfache, ungeputzte Portion samt Kopf und Schwanz verspeisten. Sie waren ja meistens das einzige tierische Eiweiss. Wir erholten uns ganz gut bei dieser Nahrung und empfanden es als etwas belustigend, dass man bei unserer späteren Ankunft in Wien, als man «Stalingrader» suchte, nicht uns für in Stalingrad Gefangene ansah, sondern die Neugefangenen, die wegen ihres Verzichtes auf Sojakascha und Salzsprotten in wenigen Monaten stark herabgekommen aussahen, wie man sich halt «Stalingrader» vorstellte, doch wir waren assimiliert. Zum Frühstück gab es sogar einen kleinen Würfel Butter, wie zu Hause in einer Fremdenpension.

Wir lebten nun schon einige Zeit in Blockhäusern, die innen mit dem in Russland üblichen Mörtel verputzt waren; auch die Wanzen hatten wir wieder. Da die Räume mit riesigen Kachelöfen, in die wir grosse Scheiter legten, geheizt wurden, war es auch im strengen Winter angenehm warm. Das spürten allerdings auch die Wanzen, die in jeder Fuge, in jeder Ritze sassen und uns jede Nacht so arg bissen, dass wir oft stark geschwollen aufwachten. Wir erlebten einen echt russischen Winter. Draussen war alles tief verschneit und die Sonne ging erst gegen Mittag auf und bald wieder unter. Im Winter waren wir meistens vor- und nachmittags im Seminar. Oft schneite es ununterbrochen, meistens bei 20 bis 25° unter Null und bedeckte alles mit feinstem Pulverschnee. Da brach dann der Nachschub zusammen, denn kein Lastwagen kam mehr durch. Alles war verweht. Wir spürten es allmählich immer stärker, denn es gab

immer weniger zu essen. Sogar die Brotportion wurde immer kleiner, schliesslich gab es nur mehr 100 Gramm Brot pro Tag. Es hiess dann, wenn wir Verpflegung haben wollten, müssten wir sie uns mit einem Schlitten von der Station einer Schmalspurbahn in 20 km Entfernung selbst herschaffen. Pferdeschlitten gab es keinen und so mussten wir ihn selbst ziehen; zehn Mann waren erforderlich, auch Willi und ich meldeten uns als Freiwillige. Vormittag zogen wir den Schlitten hin und nachmittags schwer beladen wieder zurück, immerhin 40 Kilometer weit durch den Schnee. Wir wussten, es gab keine andere Möglichkeit, wollten wir nicht alle verhungern. Wir erreichten die Station und bekamen 5 Säcke mit Kleie mit je 80 Kilo aufgeladen und zogen mit ihnen den Schlitten wieder durch die tief verschneite ebene Sumpf- und Waldlandschaft ins Lager zurück. Obwohl es auch an diesem Tag etwa 20-25° unter Null hatte, fühlten wir uns dabei ganz wohl. Der Schlitten lief leicht und die Luft war erfrischend und trocken. Die ganze Fahrt in der freien Natur hatte psychisch für uns eine stimulierende Wirkung, war für uns nicht nur Anstrengung durch die 40 Kilometer Wegstrecke, sondern auch ein besonderes Erlebnis. Wir hatten uns alle freiwillig für eine sinnvolle Tätigkeit gemeldet. Da ist man auch bereit, sich voll einzusetzen, allerdings nicht alle zehn. Dabei gab es das schon angeführte Erlebnis des Professors aus Graz, das für ihn so negative Folgen hatte.

Die meist sehr einseitige Ernährung hatte einen allgemeinen Vitaminmangel zur Folge und führte bei vielen zu Nachtblindheit. Auch in den Blockhäusern in unserem neuen Lager gab es keine Abortanlagen, sondern wir mussten für solche Zwecke zur Latrine laufen, auch in der Nacht bei 30 Grad unter Null. Die Latrine war aber immer ein Stück von den Häusern entfernt, schon aus sanitären Gründen, denn sonst wären in der warmen Jahreszeit die Fliegen von dort in die Wohn- und Küchenräume geflogen und hätten Seuchen verursacht. Die Fliegen sind ja faul und fliegen nicht weiter als 25 Meter. So weit entfernt müssen daher die Latrinen mindestens angebracht werden; sie lagen aber überall viel weiter entfernt. Das war besonders bitter im Winter oder wenn man es sehr eilig hatte, was nur zu oft vorkam, und machte es den Nachtblinden unmöglich, in der Dunkelheit dorthin und zurück zu finden, denn die einzige Beleuchtung war beim Eingangstor. Sie mussten beim Eingang des Hauses warten, bis einer kam, der denselben Weg machte und nicht nachtblind war. Der musste sie bei der Hand nehmen, sie zur Latrine und wieder zurückführen.

Ähnlich war es mit den Zähnen; manche bekamen Skorbut, auch Willi. Seine Schneidezähne z.B. wurden so locker, dass er sie ohne Schmerzen hin und her bewegen konnte, als ob sie in Gummi gelagert gewesen wären. Ich aber litt nicht unter solchen Ausfallserscheinungen. Diese Krankheiten versuchte man mit amerikanischen Vitamintabletten zu bekämpfen. Leider hatte man dafür viel zu wenig. Mit Anbruch des Frühlings, Ende April, wurde die Situation gleich besser. In der letzten Aprilwoche begann wohl schon das Tauwetter, aber wir konnten zu unserer grossen Freude noch das letzte Mal das Brennholz mit den Schlitten ins Lager transportieren.

Am 1. Mai fand schon ein Sportfest im Freien statt. Im Lager gab es vielerlei Möglichkeiten einer kulturellen Betätigung, unter anderem einen Chor mit 40 österreichischen und 80 deutschen Sängern, der sehr eindrucksvolle Darbietungen bringen konnte. So brachten wir, ich selbst sang den zweiten Bass, bei der Festfeier am 1. Mai aus den Meistersingern «Wachet auf!» vierstimmig, dann unter der Anleitung von Fred Steinmassl aus Steyr den Walzer «An der schönen blauen Donau», gleichfalls vierstimmig. Wir studierten eine komplette Operette ein und hatten grossen Erfolg bei den Russen. Das Theater war wohl ein Holzbau, jedoch mit Atmosphäre und wir fühlten uns dort wieder als Menschen angesprochen und nicht so sehr als Gefangene; wir hatten Arbeit, die uns nicht überforderte, konnten uns geistig und künstlerisch betätigen und mussten nicht mehr um unser Leben bangen.

In diesem Holzbau gab es manchmal auch für uns einen russischen Film zu sehen. Sie liefen in Schwarz-weiss und behandelten Themen aus der russischen Geschichte der Zarenzeit, z.B. Boris Godunow oder den gescheiterten Einmarsch Napoleons. Wir sassen mit Russen gemeinsam im Kino; lustig war es nur nachher anzusehen, wenn der ganze Fussboden mit den Schalen gerösteter Sonnenblumen-, Kürbis- und Melonenkernen bedeckt war. Die Russen hatten, wie manche Kinobesucher bei uns Konfekt lutschen, die Gewohnheit, geröstete Samen, Sámitschki, zu essen; sie nannten diese lächelnd uns gegenüber «Russki Schokolad», denn echte Schokolade gab es kaum und sie hatten gelernt, darauf zu verzichten.

Auch um unsere Gesundheit war man sehr besorgt, besonders bezüglich unseres Vitaminmangels. Der Frühling kam rasch, die Sonne schien warm den ganzen Tag, der Schnee schmolz weg; der helle Tag dauert dort oben sehr lange; das Sprossen geht sehr schnell vor sich und bald

gibt es überall frisches Grün. Das war genau das, was wir brauchten. Daher schickte die Lagerleitung mit einem Posten Vitaminkommandos aus, die in Polsterüberzügen essbares Grün, Bärlauch und Brennessel bringen sollten.

Das brachte Freund Willi ein besonderes Abenteuer ein, als er auch mitkommen durfte. Am ersten Tag brachten sie nur wenig heim, weil sie in Lagernähe und beisammenblieben. Am zweiten Tag abertrennten sie sich an einem Fluss; Willi ging als einziger über die Brücke und suchte vorerst nach Brennesseln, deren Wohlgeschmack er schon von zu Hause als Spinatersatz kannte, Bärlauch aber war in Österreich ein nicht sehr geachtetes «Unkraut» mit dem Verdacht, giftig zu sein. Erst von den Volksdeutschen lernten wir dessen Wert kennen. Mit den Brennesseln aber gab es Schwierigkeiten, denn sie wuchsen nur in der Nähe eines Dorfes, das in etwa 5-6 km Entfernung lag. Dort aber hatten sie Hunde, die sie nicht heranliessen. Also musste er sich auf den Bärlauch konzentrieren, der in dem Wald und im Sumpfgebiet reichlich vorhanden war. Er zog die erste Wurzel heraus, streifte mit den Fingern die moorige Erde ab und ass sie mit grösstem Appetit. Dann ging er von einem Fundort zum anderen und füllte seinen Polsterüberzug prall an. Da dachte er plötzlich daran, dass er ja um Mittag an einem vereinbarten Platz sein müsste, wo der Posten sie alle erwartete. Uhr aber hatte er natürlich keine. Er suchte eine lichtere Stelle im Wald, fand einen halb umgestürzten Baum, stieg hinauf und sah die Sonne; er erschrak, denn er musste feststellen, dass die Zeit schon weit fortgeschritten war, es fast Mittag sein müsste und er eigentlich schon am Treffpunkt sein sollte. Aber er wusste nicht, wo er war, musste zu seinem Schrecken feststellen, dass er beim Herumsuchen nach Bärlauch, dem ständigen Ausweichen von Wasserlöchern immer tiefer in den Sumpf hineingeraten war und die Orientierung verloren hatte. Er überlegte und konnte sich erinnern, dass er an einem Fluss über eine Brücke und nachher an ihm entlang immer flussaufwärts gegangen war. Er versuchte daher, vorerst den Fluss zu finden und orientierte sich nach der Sonne. Er fand ihn auch bald. Nun musste er nur mehr flussabwärts gehen, wusste allerdings nicht, wie weit. An seinem Ufer konnte man aber wegen des starken Bewuchses und der ständigen Einbuchtungen nicht rasch genug weiterkommen. Da gab es daher nur eine Möglichkeit; er musste im Wasser weiterkommen, auch wenn es noch sehr kalt war. Er stand am Ufer und zögerte etwas. Da sah er am Ufer einige Holzstämme liegen, die beim Flössen ange-

schwemmt worden waren. Er riss Weidenruten ab und band einige Stämme zu einem einfachen Floss zusammen, legte seinen Sack mit dem Bärlauch drauf, zog seine Kleider bis auf seine Unterhose aus, legte sie auf den Sack und stieg ins Wasser. Dann schwamm er flussabwärts, indem er mit seinen Händen das Floss immer vor sich herschob. Aus ständiger Angst vor einer Bestrafung, wenn er nicht zeitgerecht zum Treffpunkt kommen würde, spürte er die Kälte des Wassers fast nicht. Es kam dann eine Furt im Wasser, die so seicht war, dass er nicht mehr schwimmen und nur mit Mühe sein Floss weitschieben konnte, da kamen Hunde ans Ufer und bellten ihn zähnefletschend an, denn ein Dorf war ganz nahe am Ufer. Aber die Hunde kamen nicht ins Wasser, vielleicht war es ihnen zu kalt. Er trachtete nur danach, schnell weiterzukommen, schob sein Floss über die seichte Stelle, stieg wieder ins Wasser und schwamm weiter.

Da hörte er schon von der Weite seinen Namen rufen und sah einige Leute am Ufer entlanglaufen. Er kroch mit seinem Sack aus dem Wasser ans Ufer und stieg sofort – noch ganz nass – in seine Kleider und Schuhe. Er fürchtete, der Posten werde ihm mit dem Gewehrkolben einige herunterhauen, doch der stand in stoischer Ruhe, nur seine Kameraden schimpften mit ihm; ich war auch dabei und hatte mir grosse Sorgen gemacht. Willi war über eine Stunde zu spät gekommen. Der Posten hatte auf ihn gewartet und nur gesagt, er werde warten bis er komme und niemand werde etwas zu essen erhalten, bis er da sei. Wir gingen zurück ins Lager, vorbei an der Lagerwache, einer Frau, die wohl martialisch einen Revolver umgehängt, aber das Strickzeug in der Hand hatte. Sie machte das Lagertor auf, liess uns herein und strickte an ihrem Pullover weiter. Willi hatte die Schwimmtour im kalten Wasser nicht geschadet. Die Bewachung in diesem Lager war überhaupt sehr human. Ich hatte später ein ähnliches Erlebnis. Wir wurden mit unserem Posten oft in den Wald geschickt, um abgestorbene und wipfellose Bäume zu fällen und zu meterlangem Brennholz zu verarbeiten. Die Norm war 10 m³ pro Mann. Die Norm erfüllten wir leicht und hatten dann meistens noch Zeit, im Wald und Sumpf Beeren zu sammeln. Wir fanden Beeren, die auch bei uns in Sumpfbereichen wachsen wie Moosbeeren und Rauschbeeren, die aussehen wie grössere Heidelbeeren, aber innen hell und nicht wie Heidelbeeren dunkel sind. Von letzteren füllten wir uns oft ein ganzes Kochgeschirr voll, getrauten uns aber nicht viel davon zu essen, weil es

hiess, dass sie leicht giftig seien und man von ihnen rauschig wurde, daher der Name. Ich ass schon öfter eine ganze Hand voll, wurde jedoch nie rauschig. Im Lager teilten wir die Beeren. Wir fanden im Wald sogar richtige schwarze Ribisel, wie ich sie von zu Hause her kannte, sie waren allerdings etwas kleiner.

Einmal waren wir wieder nach der Holzarbeit Beeren suchen gegangen. Ein Wiener, Alfred Ratzek, ein von den Russen abgeschossener Flieger, war bei mir. Wir hatten im Eifer des Beerensuchens ganz vergessen auf die Zeit zu achten und sahen bei einem Blick auf die Sonne, dass es schon höchste Zeit war, zum vereinbarten Treffpunkt bei der Brücke am Fluss zu kommen. Auch wir hatten die Orientierung verloren. Ich orientierte mich wie vorher Willi nach der Sonne und hatte immer das richtige Gefühl, in welche Richtung wir zwischen den Bäumen und den Wasserlöchern im Sumpf gehen mussten. Mein Kamerad war nervlich schon ganz fertig. Er was als Flieger nur gewohnt, sich mit Instrumenten und Karten zu orientieren. Er konnte es mir nicht glauben, dass ich mich nach einer inneren Orientierung richtete. Wir gingen sicher länger als eine Stunde, dann sahen wir den Fluss und hörten die Rufe unserer Kameraden, die schon zum Abmarsch angetreten waren. Wir hatten uns nur um 20 Minuten verspätet. Auch mit uns schimpften die Kameraden, aber der Posten sagte zu uns kein Wort, sondern gab nur den Befehl zum Abmarsch. Wir erfuhren von ihm, dass schon öfter ein Gefangener in das riesige Wald- und Sumpfgebiet geriet und tagelang herumirrte. Geflohen sei noch nie jemand. Es wäre auch aussichtslos durchzukommen, man würde eher verhungern, denn Beeren, Bärlauch und Brennesseln reichen nicht zum Überleben.

In diesem Lager wurden wir auch gleich am Anfang registriert. Ich gab alles wieder richtig an, nur als Beruf sagte ich Hilfsarbeiter. Ich dachte mir, Hilfsarbeiter würden sie früher heimfahren lassen als Facharbeiter, weil sie selbst genügend Hilfskräfte hatten. Als Hilfsarbeiter musste ich allerdings viele primitive Arbeiten machen. Das musste ich eben in Kauf nehmen, um früher heimzukommen. Mancher sagte zu mir, er habe gehört, dass ich Diplomingenieur sei, das glaube er aber nicht, denn wenn er selbst das wäre, würde er als Diplomingenieur und nicht als Hilfsarbeiter arbeiten. Wie recht ich hatte, bewies mir ein Kamerad, ein Linzer, der HTL-Ingenieur war und voll Stolz sagte, dass er in einem Werk als Ingenieur arbeite, der aber, als ich heimfuhr, als Fachmann noch bleiben

musste und erst viel später heimkam. Ich konnte seine Angehörigen informieren. Der Zeitpunkt der Heimfahrt für gute Fachkräfte war uns natürlich unbekannt.

Ich war zuerst einige Zeit in einer nahen Kolchose tätig, wo wir Gemüsepflanzen setzen und täglich giessen mussten, bis sie ordentlich angewachsen waren. Nachher kam ich zu einem Kommando, das die Aufgabe hatte, 5 Meter lange, 7 mm starke Stahlrohre mit einem Durchmesser von 50 cm und einem Flansch an beiden Enden durch ein trockenes Moor kilometerweit zu transportieren; anfangs wussten wir nicht, wozu die Russen die Rohre brauchten. So ein Rohr hatte mindestens 400 kg. Zehn Gefangene waren zum Transport für jedes Rohr kommandiert. Das war eine sehr mühsame, anstrengende Arbeit, denn das Moor war wohl tief ausgetrocknet, die Oberfläche aber uneben und voll von abgestorbenen Bäumen bzw. Baumstrünken. Am ersten Tag kamen wir ganz ausgepumpt ins Lager zurück und machten uns Sorgen, wie wir die schweren Rohre für eine kilometerlange Rohrleitung in absehbarer Zeit an ihren Bestimmungsort transportieren sollten.

In der darauffolgenden heissen Nacht wurde ich immer wieder durch Wanzen geweckt, die auf mein Gesicht fielen und über Stirn und Wangen liefen. Ich gab mir selbst dabei unwillkürlich eine Watsche ins Gesicht und schlief abwechselnd ein und wurde wieder von Wanzenbissen geweckt. So ging es die ganze Nacht dahin, auch der Rohrtransport kam mir zwischendurch unter. Da plötzlich hatte ich eine Idee, wie man die Rohre am besten transportieren könne: auf ihnen als Schiene. Dann schlief ich auch trotz der Wanzenbisse ein und erwachte am Morgen mit geschwellenen Augenlidern, aus denen ich kaum sehen konnte, und aufgeworfenen Lippen.

Als wir wieder an Ort und Stelle, das heisst, bei unserem Rohrlager waren, sagte ich, wir sollten es anders machen, die Rohre auf Stahlschienen rollen, das ginge viel leichter. Sie sagten: «Schön wär's, aber wo nehmen wir die Schienen her?» Ich sagte: «Die haben wir ja, die Rohre. Wir müssen sie nur in die Längsrichtung knapp hintereinander stellen, das erste Rohr einrichten, dann das zweite quer darauf heben, und über das erste Rohr rollen und dafür sorgen, dass es oben immer im Gleichgewicht bleibt; am Ende des liegenden Rohres müsste man das rollende herunterfallen lassen, in die Richtung des ersten Rohres drehen und knapp anschliessen.» Schnell hatten wir den Trick herausen; den Rohrtransport schafften wir nun spielend mit vier Mann, statt vorher mit

zehn. Die Russen erhöhten ab sofort die Norm. Das machte uns jedoch nicht viel aus, denn wir mussten uns nicht so anstrengen und hatten das Gefühl einer beinahe spielerischen Tätigkeit.

An einem Nachmittag sahen wir ein Gewitter heraufziehen, plötzlich war es da; es blitzte und krachte und gleich darauf begann es zu schütten; weit und breit gab es keine Möglichkeit, sich irgendwo unterzustellen. Da kam mir wieder die Idee mit den Rohren als Regenschutz. Freilich bestand die Gefahr, dass ein Blitz in die lange Rohrleitung einschlug. Ich rief daher allen zu, sie sollten die Rohre quer auseinanderrollen und in die Rohre hineinkriechen. So warteten wir in den Rohren, bis das Gewitter und der Regen vorbei waren und blieben trocken. Nur einige, die sich das nicht getraut hatten und draussen blieben, wurden patschnass.

Als wir mit den ersten Rohren am Bestimmungsort ankamen, erfuhren wir, wozu sie die Russen eigentlich brauchten. Es gab dort einen künstlichen Moorteich, an dessen Ufer eine Wasserspritzkanone aufgestellt war, die den Torf mit einem Wasserstrahl von 15 Atmosphären Druck losspritzte. Den los gespritzten Torf leitete man in einer Rohrleitung in eine etwa einen Kilometer entfernte grosse Grube, deren Boden aus grobem Sand bestand. Dort versickerte das Wasser, der reine Torf blieb zurück und trocknete ganz ab. In dieser Grube fuhr dann ein Kettenfahrzeug herum, dessen Ketten so ausgebildet waren, dass sie ziegelartige Stücke des Torfes herausstachen. Der Torf wurde in einem nahen Elektrizitätswerk verbrannt und damit Strom erzeugt. Unsere Rohre sollten zu einer Erweiterung dieser Anlage dienen.

Willi war mit anderen Arbeiten beschäftigt, wie z.B. dem Ausräumen der Latrine oder mit Umstechen, denn man hatte dafür keinen Pflug. Die Norm hiefür betrug entweder 180 m² Ackerboden oder 100 m² Rasenfläche umzustechen. Der Inhalt der Latrine wurde durch sie zum Düngen der Felder verwendet, eine wohl anrühige Arbeit, aber keiner sträubte sich, diese auch als notwendig erscheinende Arbeit zu machen. Es war staunenswert, wie das Zusammenleben im Kollektiv und die Beeinflussung durch diese idealistisch vorgetragenen Gedankengänge des Kommunismus die rauhen Sitten der Gefangenschaft wesentlich milderten.

Eines Tages, gerade beim Frühstück, kam der Stubenälteste und sagte, ein Förster sei gekommen und brauche einige Hilfskräfte zum Löschen eines Brandes im Moor. Willi meldete sich freiwillig. Sie bekamen Holz-

eimer, Hacken und Schaufeln ausgefolgt. Zum Frühstück hatten sie keine Zeit mehr, denn sie mussten sofort weg und mit ihren Geräten zwei bis drei Stunden bis zum Brandplatz gehen. Das Feuer konnte man kaum erkennen, nur da und dort stieg eine kleine Rauchwolke auf. Das trockene Moor brannte nur unterirdisch, man musste aufpassen, dass man beim Gehen nicht plötzlich durchbrach und in die heisse Glut stieg. Sie mussten vorerst Löcher graben, mit ihren Holzeimern aus nahen Sumpftümpeln Wasser holen und in die Löcher hineinschütten, die unterirdisch brennende Fläche durch einen Graben eingrenzen und mit Wasser die Glut zum Erlöschen bringen. An Essen war natürlich nicht zu denken, erst als sie spät abends nach Hause kamen; dann allerdings gab es Frühstück, Mittag- und Abendessen zugleich.

Eines Tages erkrankte Willi an schwerer Bronchitis und musste mit belledem Husten ins Krankenrevier. Da brachten sie in der Nacht aus dem benachbarten Arbeitslager einen Kranken, der einen Magendurchbruch erlitten hatte. In der Früh wurde er trotz der unzureichenden operativen Ausrüstung operiert, aber er starb dabei. Er selbst blieb einige Zeit im Krankenrevier, bis seine Bronchitis langsam ausheilte.

Wir lernen Utopia kennen

Doch nun einiges zum «Antifa»-Kurs in Talizin

Er stand unter der Leitung des russischen Majors Isakow und fand in einem angenehmen Klima statt. Wären die Wanzen nicht gewesen, hätten wir kaum negative Erinnerungen. Auch in diesem Lager hatten wir eine grosse deutschsprachige Bibliothek und ich war ein eifriger Leser. Manche Bücher las ich das zweite Mal, z.B. von Varga «20 Jahre Sozialismus und Kapitalismus», das allerdings geschickt gewählte Vergleiche bringt, je nachdem, was für den Sozialismus besser aussieht in Prozenten, Faktoren, selten in vergleichbaren Zahlen. Man sieht, was man mit statistischem Material machen kann, besonders, wenn man Zahlen mit einer grundverschiedenen Basis vergleicht. Interessant war eine Schrift von Stalin zu lesen, die er sogar in Wien verfasst haben soll, warum Österreich eine Nation sei; das war aber noch in der Zeit der Monarchie, natürlich war nach dieser Definition auch der Vielvölkerstaat Russland und auch die Schweiz eine Nation, ganz im Gegensatz zu der

damaligen nationalen Ansicht, dass die Voraussetzung für eine Nation eine gemeinsame Sprache sei, nach Stalin aber nicht, sondern der Wunsch, in einem historisch entstandenen Raum gemeinsam zu leben, eine gemeinsame Geschichte zu haben. Es sei durchaus denkbar, dass Angehörige der gleichen Sprache verschiedene Nationen bilden, z.B. die Englischsprechenden eine Englische, Amerikanische, Kanadische Nation bilden, dagegen die Schweizer Nation aus Staatsbürgern besteht, die vier verschiedene Sprachen sprechen. Das war für unser neuerwaches österreichisches Nationalgefühl eine wohlthuende Bestärkung. Wir hörten auch, dass der im vergangenen Jahrhundert sich so rasch entwickelte Nationalismus sehr stark mit der ansteigenden Industrialisierung zusammenhängt, da die Unternehmer, die Kapitalisten, für ihre Produkte geschützte Abnahmemärkte suchten und dazu den Grundsatz festlegten, dass alle Menschen mit gleicher Sprache eine Nation seien, Zusammenleben und einen Nationalstaat schaffen sollten, der dann den Absatzmarkt für ihre Produkte unter Ausschluss der Konkurrenz anderer Nationalstaaten bilden sollte und der Idealzustand die Autarkie sei. Die Folge sei die rasche Entstehung der Nationalstaaten und der nationalen Industrien in Europa, aber auch der Erste und Zweite Weltkrieg gewesen. Durch den Zweiten Weltkrieg habe sich die Industrie sprunghaft weiterentwickelt und sei so leistungsfähig geworden, dass die Kapitalisten grössere Märkte brauchten, daher seien für sie die Nationalstaaten und deren Autarkiebestrebungen passé; sie riefen nun nach einem Vereinten Europa. Das sei eine neue Form des Imperialismus. Interessant war für mich die von Karl Marx stammende Theorie von der sprunghaften Entwicklung des Kapitalismus, denn die später entwickelten Industrien bauten immer auf den Erfahrungen der früher entwickelten Industrien auf, während diese dazu neigten, ihren bisherigen Maschinenpark so lange zu verwenden, wie dies möglich ist, die später geschaffenen Industrien aber leistungsfähigere Maschinen und Verfahren verwenden und die früheren Industrienationen zu verdrängen suchten. Das habe zum Ersten, aber auch zum Zweiten Weltkrieg geführt.

Wenn man die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg, die man ja selbst mitgemacht hat, verfolgt, erscheint einem diese Ansicht irgendwie plausibel. Ganz Europa lag in Trümmern. Deutschland sollte zu einem Agrarstaat gemacht werden, man trieb in ganz Europa die Volksdeutschen aus und pumpte dieses Land mit Menschen voll.

Frankreich und England fühlten sich als Sieger; sie demontierten die hoch entwickelten deutschen Industrien und stellten diese Maschinen auf dem eigenen Land auf. Nach Deutschland schickte man Besatzungstruppen, die im eigenen Land natürlich als Arbeitskräfte fehlten und sorgte mit ihnen im besiegten Land für Ruhe und Ordnung. Man verbot den Deutschen eine eigene Wehrmacht. Deutschland war ausgeblutet, das Kapital verschossen, es sollte reif für die Revolution gemacht werden. Dies verhinderten aber die Besatzungsmächte, ausser im russisch besetzten Teil. Den Deutschen blieb aber ein Kapital, das nur zu oft übersehen wird, ihr hoher fachlicher Ausbildungsstand und ihr Fleiss, insbesondere der in ihr Land zurückgetriebenen Volksdeutschen. Jeder freute sich, dass es keinen Krieg mehr gab und war mit einem Minimum zufrieden. Da begannen in den ausgeplünderten Betrieben die Ingenieure neu zu planen, natürlich noch wirtschaftlichere Verfahren zu entwickeln, bessere Maschinen zu bauen und die zerstörten Betriebe neu aufzustellen. Es gab eine ganz neue Produktion, die auf den Erfahrungen des Krieges aufbaute.

Das gleiche gilt für die Japaner. Ihre früheren Feinde aber fühlten sich als Sieger und ruhten sich auf ihren «Lorbeeren» aus. Sie vergassen, dass es nach einem solchen Krieg in Europa nur Besiegte geben konnte. Die Folgen kann man sehr schön an der Entwicklung der nationalen Wirtschaften und der Währungen erkennen. Politisch machten die Amerikaner aber nicht mehr dieselben Fehler, wie nach dem Ersten Weltkrieg, sondern liessen die Deutschen nicht verhungern, halfen ihnen beim Wiederaufbau und machten sie sich zum Freund. Wir hörten über die Entwicklung, die zum Zweiten Weltkrieg führte, russische Geschichte, den österreichischen Nationalcharakter an Hand von Volkserhebungen in der Geschichte, z.B. die Bauernkriege 1525 unter Michael Gruber und Geismaier, den man in seiner Bedeutung nur mit Martin Luther vergleichen könne, 1525 unter Stephan Fadinger in Oberösterreich, über den Sterzinger Aufstand 1703 bei Finstermünz gegen die eindringenden Bayern, 1809 den Aufstand der Tiroler unter Andreas Hofer gegen die Bayern, die mit Napoleon verbündet waren, die zwei Schlachten am Berg Isel, die Schlacht der Österreicher bei Aspern und Wagram gegen Napoleon, den neuerlichen Aufstand der Tiroler 1812 und 1813, durch den die letzten Bayern aus Tirol vertrieben wurden; man darf nicht vergessen, dass die Tiroler ein Bergvolk sind und die Leibeigenschaft nie kannten; wir wurden an die Revolution 1848 und die Bauernbefreiung

durch Kudlich erinnert, die wie alle früheren Aufstände mit einer reaktionären Konterrevolution endeten, denn die Aufständischen machten sich nur wegen der Zustände, die sie unerträglich fanden, Luft, hatten aber nie die Absicht, das sie bedrückende Regime zu ändern. Das sei ein typisches Kennzeichen des österreichischen Nationalcharakters, denn er habe ganz gerne, dass jemand oben regiere, toleriere sehr viele Fehler, doch das habe seine Grenzen, wenn es dem Österreicher zu viel werde, explodiere er, schlage drein, aber dann wolle er wieder seine Ruhe haben, denn streitsüchtig oder kriegerisch sei er von Natur aus nicht. Wenn er sich allerdings gezwungen sehe, zu den Waffen zu greifen, sei er bereit, sich auch mit den primitivsten Mitteln so lange wirksam zu wehren, bis für ihn wieder einigermaßen erträgliche Zustände herrschten. Da die Herrschenden aber auf diese österreichische Eigenschaft oft keine Rücksicht nahmen, sei es im Laufe der Zeit immer wieder zu solchen plötzlichen Explosionen gekommen. Auch die Ereignisse vom 15. Juli 1927, die im Brand des Justizpalastes gipfelten und vom 12. Februar 1934 seien typisch österreichisch.

Sehr positiv wurden die Babenberger beurteilt, sehr negativ die Habsburger, ausser Maria Theresia und nachher ihr Sohn Josef II., der viel für die grosse Masse tat, der dann allerdings daran scheiterte, dass er mit seinen Reformen in den Augen seiner Untertanen zu weit und viel zu rasch vorging.

Als Erklärung für den Antisemitismus beim österreichischen Kleinbürgertum hörten wir, dass dieser durch die Bevorzugung ausländischen Kapitals bei der Industrialisierung Österreichs am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden sei, Kapitalgeber aber meistens Juden waren und die spiessrischen Kleinbürger ihre Kleinbetriebe erhalten wollten. Da die Kapitalisten vor diesen Kleinbürgern Schutz brauchten, verbündeten sie sich mit dem Adel und wurden kriecherische Untertanen der Habsburger.

Bei der Behandlung der Geschichte Österreichs wurde immer wieder der Unterschied zu den Verhältnissen in Deutschland aufgezeigt; man könne nicht davon reden, dass Österreich eine deutsche Geschichte gehabt habe, sondern vielmehr, dass österreichische Geschichte lange Zeit deutsche Geschichte war. Dieser Aspekt war mir neu, denn ich hatte im Geschichtsunterricht fast nur deutsche Geschichte gehört, spezifisch österreichische aber nur ganz selten. Man tat alles, um uns klar zu machen, dass wir Österreicher schon immer eine eigene Nation waren, wenn wir uns auch 1918 in der Bundesverfassung als Bestandteil der Grossdeut-

schen Republik erklärt hatten, da wir glaubten, als Kleinstaat von 6,5 Millionen nicht selbständig existieren zu können. Nun, die Siegermächte haben uns den damaligen Anschluss verboten und gegen die im März 1931 beschlossene Zollunion Massnahmen gesetzt, mit denen die schärfste Wirtschaftskrise in Österreich eingeleitet wurde, die zum Einmarsch Hitlers und zum Zweiten Weltkrieg führte. Es habe aber in Österreich schon immer wieder Politiker gegeben, die für zwei deutsche Staaten sprachen, allerdings mehr aus der christlich-sozialen Partei, wie z.B. Seipel, mit seinem Konzept der Unabhängigkeit in einem antisowjetischen Block mit Italien, Ungarn, Deutschland, wobei Österreich den Vorposten Deutschlands bilden sollte; «ein Volk, zwei Staaten», dann Dollfuss mit seiner Forderung: «Österreich den Österreichern!» Er verbot die nationalsozialistische Partei und wies deren deutschen Exponenten Habicht aus. Bei seiner Politik stützte sich Dollfuss auf das faschistische Italien Mussolinis. Nach seiner Ermordung durch den Naziputsch im Juli 1934 konnte sein Nachfolger Schuschnigg seine Politik nur so lange fortsetzen, bis sich Hitler mit Mussolini einigte und Südtirol verriet. Dann kam der Einmarsch Hitlers und dadurch der Zweite Weltkrieg.

Sehr interessant fand ich ihre Beurteilung der zukünftigen Entwicklung der Menschheit. Sie sagten uns 1946 das baldige Ende des Kolonialismus voraus, das durch nationale Kräfte in den einzelnen Kolonien ausgelöst werden würden; dies ist inzwischen geschehen. Als Leitlinie ihrer Politik gaben sie die Unterstützung dieser nationalen Kräfte an, auch wenn sie aus der bürgerlich kapitalistischen Gesellschaftsschicht stammten, denn vorerst sollte der Kolonialismus abgebaut werden. Wenn das gelungen sei, wäre ihr zweites Ziel, die Massen zum Sozialismus hinzuführen. Auf unsere Frage, was eigentlich der Unterschied von Sozialismus und Kommunismus sei, erfuhren wir, dass Sozialismus nur eine halbe Sache sei, da er die Ausbeutung der Arbeiterklasse durch die Kapitalisten nicht lösen könne, der Kommunismus aber die Abschaffung des privaten Eigentums an Produktionsmitteln und Grundbesitz bringe, so dass jede Ausbeutung des Menschen durch Menschen abgeschafft werde. Das bedeute aber nicht, dass alle Menschen gleich viel Einkommen hätten, sondern besondere Leistungen auch besonders belohnt würden, z.B. Erfinder, Architekten, Schauspieler, natürlich auch Politiker, die sich um das Gemeinwohl sehr verdient gemacht hätten. Es

sei daher auch durchaus möglich, dass jemand einen aufwendigen Lebensstil führe und Dienstboten beschäftige. Er dürfe ihre Arbeitsleistung nur für sich beanspruchen und deren Produkte nicht mit Gewinn an andere verkaufen. Ähnlich sei es auch mit Handwerkern. Sie dürften ihre eigene Dienstleistung und ihre Produkte anderen gegen Gewinn verkaufen, aber nicht Produkte ihrer Hilfskräfte; an diesen dürfe er nichts verdienen. Daher sei eine gewerbliche Tätigkeit nur allein oder in einer Genossenschaft möglich.

Der Kommunismus führe sogar zur Abschaffung der Staatsmacht, da sie überflüssig werde. Der Mensch bekomme dann nicht nach seiner Leistung, sondern nach seinen Bedürfnissen bezahlt. Das schien uns besonders unrealistisch, denn diese Wünsche von Tachinierern kennen wir auch aus unserer Gesellschaft. Unsere Ausbildner aber sagten uns, das sei im Kommunismus ganz anders, denn durch die dauernde Steigerung der Produktivität in den volkseigenen Betrieben sei eine ständige Verkürzung der Arbeitszeit möglich und die Werkstätigen würden dann gern und freiwillig genügend Stunden arbeiten, wie man z.B. auch Sport freiwillig betreibt. Wir sagten, dass wir uns das nicht vorstellen könnten, dass z.B. jeder gratis ein Auto bekommen könne. Sie sagten, das sei auch gar nicht notwendig, das sei typisch kapitalistisch gedacht, denn das Auto wolle man doch nur, um mit ihm zu fahren; da brauche man es nicht als Eigentum, man könne es sich an einer dazu geschaffenen Stelle für die beabsichtigte Fahrt dann ausleihen. Natürlich müsse grosse Sorgfalt auf die Heranbildung der Jugend in den Organisationen, allen Schulen, insbesondere Hochschulen gelegt werden, damit diese neue Gesellschaft entstehen könne, denn sie erfordere neue Menschen. Der Botaniker Trofim Denissowitsch Lyssenko behauptete mit seiner neuentwickelten Jarowisation (schöpferischer Darwinismus) erworbene Eigenschaften vererben zu können. Er wurde damit Stalins wichtigster Wissenschaftler, auch wenn diese Theorie allen Forschungsergebnissen der übrigen Fachwelt widersprach. Von der Umerziehung der «Alten» hielt er offenkundig nicht viel. Doch nach Stalins Tod hat die junge Generation in Verbindung mit vernünftigen «Alten» fast in der ganzen Welt den Kommunismus mit seinen menschenverachtenden Diktaturen gestürzt. Kein auch noch so brutaler Diktator kann seine «Untertanen» auf die Dauer zwingen, immer gegen ihre menschliche Natur zu leben. Diese ständige Zerreißprobe hält das «Material Mensch» nicht aus; er reagiert nachhaltig.

Unsere Skepsis konnten sie nicht ausräumen. Wir sagten, sie versprechen als Materialisten der Menschheit ein Paradies auf Erden, das wegen der menschlichen Natur nicht möglich sei, das Christentum und andere Religionen aber erst nach dem Tod. Ihr Versprechen gehe immer auf Kosten der gegenwärtig Lebenden und es sei sehr unwahrscheinlich, ob es je eingelöst werden kann, denn es setze einen ganz anders gearteten Menschen voraus, die andere Seite verspreche ein neues, besseres Leben nach dem Tod, als Belohnung für seine guten Taten oder Bestrafung für seine bösen Taten, je nachdem, wie er gelebt hat, beurteilt nicht von Menschen als Richter, sondern von einem alles wissenden, gütigen Gott. Der religiöse Mensch muss auch etwas glauben, vorausgesetzt er kann überhaupt glauben, er tut sich dabei nur leichter als der Materialist.

Wir hörten auch Vorträge über die materialistische Theorie der Entstehung des Weltalls und des Lebens; aber auch dort kam man zu Vorstellungen, die man als Theorie nicht beweisen kann, sondern auch glauben muss. Darüber, dass man irgendetwas glauben muss, da die Wissenschaft und das menschliche Vorstellungsvermögen nicht mehr ausreichen, kommt auch der Materialismus nicht hinweg.

Als Endstufe der gesellschaftlichen Entwicklung aller Länder der Erde wurde uns nach Marx und Lenin der Sozialismus bzw. Kommunismus angegeben, da der Kapitalismus infolge seiner Widersprüche von selbst absterben werde. Ihre Begründungen konnten meine Zweifel an dieser These nicht beseitigen; konnte mich aber nicht vor der Aufgabe bewahren, in unserer Gruppe einen Vortrag zu halten, warum der Sozialismus und Kommunismus überall den Kapitalismus besiegen werde. Diese Aufgabe fiel mir nicht schwer, denn ich musste, ja durfte gar nicht, meine eigenen Ansichten äussern, sondern musste mich ganz des Wortlautes der Begründungen durch ihre Glaubensaposteln Marx, Engels und Lenin bedienen, denn die geringsten abweichenden Worte wurden sofort als «abweichlerisch» kritisiert. Das machte mir die Sache viel leichter und vergrösserte bei mir das Verständnis für manch unverständliche Äusserungen unserer Politiker, denn sie wollen ja auch wieder gewählt werden und richten ihre Meinung nach der gerade herrschenden Meinung der voraussichtlichen Wähler, sogar wenn sie wissen, dass dies für die Zukunft der Allgemeinheit verheerende Folgen haben kann bzw. haben wird.

Die Diskussionen über den Sieg des Sozialismus und Kommunismus führten naheliegender Weise auch zu Fragen über die Zukunft Europas

und der Welt. Man sagte uns, dass die Zeit des Kolonialismus vorbei sein werde, auch England und Frankreich ihre Kolonien verlieren und dort ihre Macht an nationale Regierungen abtreten; in Europa aber zählten sie uns schon damals, Anfang 1946, alle Staaten auf, die bald darauf oder wenige Jahre später unter kommunistische Herrschaft kamen, nicht durch eine Revolution, nicht durch die Kommunistische Internationale, denn diese war schon vorher aufgelöst worden. Sie sagten, die Internationale wäre überflüssig, denn alle kommunistischen Staaten würden ohnehin in aller Zukunft das Führungsrecht der UdSSR anerkennen. Der neue Weg zum Sieg des Kommunismus führe daher nicht über die Weltrevolution, sondern könne durch den Sturz der Exponenten der kapitalistischen Herrschaft unter Ausnutzung derer demokratischen Einrichtungen auf legale Weise erreicht werden. Die Kommunisten müssten als aktivster Teil der Staatsbürger, auch wenn sie nur eine kleine Partei seien, jede Chance zur Bildung einer Koalition mit Sozialisten, Bauernvertretern, aber auch anderen ansprechbaren Parteipolitikern ausnützen, bis sie diese beherrschen und ausschalten könnten. Man müsse nur ständig deren politisches Versagen bei der Lösung hochgespielter, aber auch von der Bevölkerung als brennend empfundener Probleme behaupten, bis diese in Ungnade gefallen seien. Ihre Parteien müssten unbedingt bestehen bleiben, allerdings machtlos, weil diskreditiert. Auf diese Weise könne ein «friedliches Hinein wachsen in den Kommunismus» als «Volks-Demokratie» erreicht werden. Mit dieser Methode machte Stalin den ganzen «Ostblock» ganz «friedlich» kommunistisch. Nun erkannte ich, warum man nicht nur die «Nazi», sondern auch die «Kummerl» bekämpfen muss und nur eine Jugend erhoffen kann, die sich von machtbesessenen Menschen nicht mehr manipulieren lässt, so wie auch einmal Folter, Inquisition samt «Hl. Offizium», Hexen- und Ketzerverbrennungen in der westlichen Welt abgeschafft wurden. Fraglich schien ihnen nur, ob das auch in Frankreich und Italien möglich sei; sie sagten aber nicht warum.

Natürlich fragten wir, ob auch Österreich kommunistisch werde. Sie verneinten dies und führten als Grund das Fehlen von krassen Spannungen in den Besitzverhältnissen, geringen Anteil reichen Grossbürgertums, starken Mittelstand, wenig echtes Proletariat, den geringen Anteil von Grossgrundbesitz, geringen Anteil landloser Bauern, dagegen starken mittleren Bauernbesitz, die Mentalität der Österreicher, sich plötzlich gegen Zustände zu wehren, sobald sie ihnen unerträglich erscheinen,

ausserdem die politische Unfähigkeit der KP Funktionäre in Österreich. Wir fragten auch, was sie zum Ausgang der ersten österreichischen Wahlen sagten. Wir bekamen zur Antwort, dass diese im Allgemeinen ihren Erwartungen entsprochen hätten, dass sie aber doch vom schlechten Abschneiden der KPÖ enttäuscht gewesen seien; einige Prozentpunkte mehr hätten sie sich doch erwartet.

Die Entwicklung nach dem 2. Weltkrieg gab ihnen recht, auch in Italien und Frankreich kann man bis heute nicht sagen, wie es weiter gehen wird, obwohl die krassen sozialen Spannungen in diesen Ländern nicht gelöst sind.

Der «Antifa»-Kurs in Talizin gab jedem, der bereit war, die Geschichte nicht nur als Abfolge von Ereignissen und Kriegen zu sehen, die durch Herrscher und Machthabende in oft unverständlicher Weise ausgelöst wurden, auch die Anregung, sozusagen hinter die Kulissen zu schauen, die Lebensverhältnisse der Reichen im Gegensatz zu den Armen zu beachten und nicht nur die Kunstdenkmäler eines Volkes zu bewundern, sondern auch zu erkennen, ob sie ein echtes Zeichen einer hoch entwickelten Kultur darstellen oder nur zur Verherrlichung der wenigen reichen Machthaber dienen oder dienten und im krassen Widerspruch zur Armut und Rechtlosigkeit des grössten Teiles des Volkes stehen. Ich muss zugeben, dass ich mich dem Anblick von prachtvollen Bauten, ganz gleich ob weltlicher oder religiöser Art nicht ungeschmälert hingeben kann. Ich stellte mir dann das Elend der grossen Masse der Bevölkerung bei der Entstehung der Kunstwerke vor, das oft auch in der Gegenwart nicht viel anders geworden ist. «Primum vivere de inde philosophare» geht mir dann nicht aus dem Kopf. Kunstenthusiasten haben mir dann schon oft widersprochen. Ich weiss nicht, wer Recht hat, ich glaube die Römer mit ihrem Spruch: «Zuerst leben, dann philosophieren!»

Doch nun zurück zum Leben und den weiteren Ereignissen. Neben unserem Lager war ausserhalb des Zaunes ein Kindergarten für die Kinder in den nahegelegenen Betrieben, die von jungen, hübschen Kindergärtnerinnen betreut wurden. Ich habe schon berichtet, dass uns das weibliche Geschlecht in der langen Gefangenschaft nicht mehr besonders beeindruckte; die meisten waren froh, wenn sie ihr Leben durchbringen konnten, doch die ausreichende Ernährung in unserem Lager gab uns Gelegenheit, sich allmählich zu erholen. Da kam es dann doch vor, dass einer unserer Kameraden bemerkte, dass ausserhalb des Lagers ein Kindergarten und hübsche Betreuerinnen waren, dass uns nur ein, wenn

auch hoher Zaun von ihnen trennte. Er fühlte sich wie früher und wollte ihn in gewohnter Weise überwinden, ja er kam sogar über den Zaun und gelangte bis zu den Mädchen. Doch da erwischten sie ihn und er wurde zwei Tage in den Arrest gesperrt. Das brachte ihm die Erkenntnis, dass er mit den Mädchen doch noch warten musste, schliesslich waren sie Russinnen und er Kriegsgefangener. Von seinen eigenen Leuten wurde er als undisziplinierter Kamerad angeprangert, die Russen aber liessen es mit den zwei Tagen Arrest bewenden. Diesbezüglich zeigte sich hier die NKWD grosszügiger als in Krassnoarmeisk, vermutlich weil kein Verdacht auf Spionage oder Fluchtversuch erregt wurde.

Ein heisser Juli war gekommen, die Tage waren immer länger geworden und man hätte in der Dämmerung der Nacht im Freien noch um 11 Uhr nachts die Zeitung lesen können. Die Wärme des Sommers machte sich in unseren Unterkünften auch negativ bemerkbar; die Wanzen wurden besonders lebhaft und bissen uns mit rührender Ausdauer die ganze Nacht an allen Stellen, wo wir nackte Haut zeigten, weil wir uns wegen der Hitze abdeckten, ganz gleich, ob Nase, Wangen, Hände, Füsse, Zehen oder Fusssohlen. Dort waren Bisse besonders unangenehm, weil sie ein unstillbares Jucken erzeugten, genauso wie bei Bissen in die Handflächen.

Der Kurs war zu Ende und in uns kam immer mehr das Gerücht auf, dass sich bald etwas ändern werde. Der Krieg war nun schon über ein Jahr aus. Wohl gab es ständig Nachrichten über das Geschehen in der Welt. Wir hörten von den Russen auch immer wieder von einer durch Engländer gefangen gehaltenen Deutschen Armee in Schleswig Holstein, die den Russen grosse Sorgen machte, da sie befürchteten, Engländer und Amerikaner könnten gemeinsam mit dieser Deutschen Armee gegen sie neuerlich Krieg führen. Dieses Gerücht bereitete uns grosse Sorge, denn wir dachten nur ans Heimkommen.

Heimfahrt im Sommer

Da kam eines Tages, so um den 20. Juli 1946, ein kleines Militärflugzeug und landete auf einer Wiese vor dem Lager. Einige Männer in Militäruniform stiegen aus und kamen ins Lager. Wir bekamen Befehl, anzutreten. Wir stellten uns auf. Ein Mann nahm aus seiner Militärtasche eine Liste und las Namen vor; die einen bekamen den Auftrag, sich rechts

und die anderen sich links von ihm aufzustellen. Wir glaubten sofort, dass eine von beiden Gruppen heimfahren dürfe. Wir hatten recht. Unsere Gruppe, der linken, wurde gesagt, dass wir heimfahren durften. Wir sollten uns bereithalten, dass wir zum Umtausch unserer Bekleidung gerufen werden könnten. Die anderen aber mussten im Lager bleiben. Wir fragten uns, warum diese Kameraden Zurückbleiben mussten. Es war interessant; jeder von ihnen glaubte, den Grund zu kennen, dass er im Laufe der Gefangenschaft bei den vielen Registrierungen nicht die Wahrheit gesagt und natürlich bei der nächsten Registrierung nicht mehr genau gewusst habe, was er vorher angegeben hatte. Die Russen waren sehr empfindlich, wenn man nicht die Wahrheit sagte. Ich hatte selbst erlebt, wie positiv die NKWD beim Verhör nach meinem Fluchtversuch im Mai 1943 mein offenes Geständnis aufgenommen hatte. Das wusste ich schon aus Büchern, die ich vor dem Krieg über russische Justiz gelesen hatte. Ich hielt mich daher immer an die Wahrheit, sagte aber auch oft den Russen Sachen, die nicht gerade angenehm waren. Doch das respektierten sie. Wir bekamen reine Wäsche, reine slowakische Uniformen, Wickelgamaschen, russische Schuhe, ein deutsches Essgeschirr, ein Handtuch mit Waffelmuster gewebt und eine Militärmütze, auf die wir uns ein rot-weiss-rotes Emblem nähten. So konnten wir uns erstmals als Österreicher bemerkbar machen. Das war für viele notwendig; aus eigenem wäre gar mancher nicht so schnell zu dieser Erkenntnis gekommen. Auch die Russen taten alles, um unser Nationalitätsbewusstsein zu fördern, denn sie wollten einen österreichischen Staat entstehen lassen. Darum war der spätere Staatsvertrag nach den 10 Jahren der Konsolidation Österreichs sicherlich beabsichtigte Konsequenz russischer Politik. Vorher hatte ich einen handgetriebenen Kupferkessel zum Essen gehabt. Den musste ich schweren Herzens abgeben. Er schien den Russen zu wenig ansehnlich, zu primitiv; schade um ihn, er wäre ein so wunderbares Souvenir gewesen.

Die ganze, kurze, helle Nacht warteten wir im Freien auf den nächsten Tag, der den Beginn eines neuen Abschnittes unseres Lebens einleiten sollte. Ich kann mich noch genau an diese mondlose, milde, sternhelle Nacht erinnern, die wir wegen ihrer Kühle eng aneinander gelehnt verbrachten, aber kaum schliefen. Wir waren zu erregt. Gegen zwei Uhr wurde es schon wieder etwas hell und als die Sonne rot über den Wäldern aufging, waren wir, noch ganz feucht vom Tau, bereit abzufahren. Ein

Zyniker könnte sagen: Es war die erste Nacht seit vielen Jahren, in der wir ohne Wanzenbisse schlafen konnten. Allerdings mit Ausnahme der kalten Nächte im eisigen Waggon auf der Fahrt ins Lager und der Nächte, die wir wegen der Wanzen im Freien schliefen, in der ich statt der harmlosen Wanzenbisse durch Mückenstich die Malaria bekam. Nun, ich hielt es mit der Romantik.

Das Lager wurde bald nach unserer Abfahrt aufgelöst und wieder in ein Straflager für kriminell gewordene Jugendliche umfunktioniert. Wir bekamen unser Frühstück, da sahen wir schon schwere Lastwagen ins Lager kommen und stellten fest, es waren amerikanische Studebaker mit 3 Achsen. Wir bestiegen sie und fuhren los, 40 km Richtung Bahn, wie man uns sagte. Es gab keine Strasse und wir fuhren mit den geländegängigen, amerikanischen Militärlastwagen durch Wald und Sumpf, über umgestürzte Baumstämme, durch Gestrüpp der Stauden an den Ufern von Bächen und durch deren fliessendes Wasser bei strahlendem Sonnenschein. Wir mussten uns ständig an den Brettern unserer Bänke festhalten, denn es war eine abenteuerliche Fahrt und oft schien es, als ob ein Wagen umstürzte; trotz aller Widrigkeiten war es aber der Anfang unserer Heimreise. Schliesslich kamen wir zur Bahnstation V'azniki der Bahnlinie Gorki – Moskau.

Wir kletterten in die für uns schon sorgsam mit Stroh belegten, geschlossenen Viehwaggons und die Fahrt Richtung Heimat mit der Bahn begann. Eine Zwischenstation gab es am Kiewer Bahnhof von Moskau. Neben unserem Zug stand ein anderer, beladen mit russischen Panzern. Wir waren alle schon in freudiger Stimmung, stiegen aus, unser Capella Chor stellte sich zusammen und wir sangen unsere Heimatlieder. Das machte überall grossen Eindruck bei den Russen. Wir fuhren um Moskau herum und sahen die goldglänzenden Türme um den Kreml leuchten. Bald ausserhalb der Stadt auf der Fahrt nach Kiew gab es ein schweres Steppengewitter mit einem Orkan, der die Dächer von unseren Waggons riss und dem Zug ein Fahren nur mehr mit Schrittgeschwindigkeit erlaubte; es war der 25. Juli 1946. Die Dächer der Waggons wurden vom Sturm losgerissen, auf eine Seite geschleudert und zersplitterten die Masten der Bahnlinie, sodass alle Drähte wirr herunterhingen. So könnte man sich den Weltuntergang vorstellen. Von da an fuhren wir mit Viehwaggons ohne Dach vorerst bis Lemberg. Dort standen wir einen ganzen Tag und wurden immer unruhiger und bald hiess es, wir müssten in der Ukraine bleiben und beim Wiederaufbau helfen. Das unerklärliche War-

ten beanspruchte unsere Nerven aufs Äusserste. Da half uns wieder das Singen als Beruhigung der Nerven.

Auf einem Gleis in der Nähe wartete lange Zeit ein Zug mit offenen Viehwaggons, in einem stand breitbeinig ein russischer Oberst, neben ihm sass seine Frau am Boden und liess ihre nackten Beine in der heissen Sonne herunterbaumeln. Unser Chor stellte sich vor unserem Waggon auf und sang den Donauwalzer. Die Russen dieses Militärzuges hörten uns aufmerksam zu. Als wir mit dem Walzer zu Ende waren, sprang die Frau, die etwa 50 Jahre alt war, vom Waggon, lief zu unserem Kapellmeister, nahm ihn bei der Hand, streichelte sie und sagte gerührt in gebrochenem Deutsch: «Das war wunderschön, bitte noch etwas von Strauss!», wobei ihr die Tränen über die Wangen liefen. Wir erfüllten ihren Wunsch und sangen weiter.

Doch dann erfuhren wir auch, warum es nicht weiterging, auch der Militärzug musste warten. Ursprünglich hätten wir über Südpolen und Krakau heimfahren sollen. Das ging aber nicht, weil auf dieser Strecke angeblich polnische Partisanen russische Militärzüge gesprengt hätten. Die Strecke sei daher zu unsicher. Wir wurden daher nach Südosten umdirigiert, nach Stanislaw Kolomea über den Jablonikapass in den Waldkarpaten. Die Fahrt wurde immer schöner, denn wir fuhren mit unseren dachlosen Viehwaggons wie mit offenen Aussichtswagen durch reichbewaldetes Hügelland, bei wolkenlosem Himmel, in glühender Hitze. Wenn wir in einer Station wieder einmal einige Zeit stehen blieben, sprangen wir aus unseren Waggons und liefen zu einem der nächsten Hydranten, die zum Auftanken der Dampflokomotiven – die Bahn war nur ganz auf Dampfbetrieb (deutsche Einheitslokomotiven) eingestellt – in jedem Bahnhof in grosser Anzahl bereitstanden, drehten den Schieber auf und liessen den dicken Strahl des von der Sonne aufgewärmten Wassers auf uns herunter schiessen. Das gab das Gefühl einer zumindest leichten Abkühlung. Solche Aufenthalte in heissen Stationen gab es oft stundenlang, auch am Tag, aber in den Nächten fast immer. Unser Zug wurde anscheinend ohne Fahrplan weitergeleitet, wenn wieder ein Bahnabschnitt frei war. So dauerte die Heimreise schon zwei Wochen und wir waren immer noch im russischen Staatsgebiet.

Die Verpflegung war zwar ausreichend und nicht schlecht, aber ungewohnt und ständig kalt; zum Trinken mussten wir uns auf den Bahnhöfen den «Kipjatok», das übliche heisse Teewasser holen; zu essen gab es Schwarzbrot, Fleischkonserven in der Dose und für alle ca. 30 Mann

in einem Waggon ein Kochgeschirr (1,5 l) voll englischer Salzbutterm, das uns die Russen aus einem grossen Holzfass in das Kochgeschirr füllten. Sie schmeckte ausser nach Salz schon etwas ranzig. Wir waren aber froh, sie zu bekommen. Schwierigkeiten bereitete nur die Aufteilung der Butter. Wie sollte man die Butter in so viele gleich grosse Portionen teilen?

Meine Kameraden in unserem Waggon betrauten mich mit dieser Aufgabe. Sie sagten, sie hätten zu mir das grösste Vertrauen, dass ich das schon richtig machen werde. Also sagte ich ja. Ich löste das Problem mathematisch. Ich wusste, dass ein deutsches Kochgeschirr einen Inhalt von 1,5 Liter hatte. Ich musste ihn nur durch die Anzahl der Kameraden dividieren und ich bekam die Kubikzentimeter der Butterration. Wenn ich nun aus Konservenblech mit meinem selbst angefertigten und bisher glücklicherweise durchgeschmuggelten Messer einen Blechstreifen durch Ritzen herunterschnitt und kreisrund bog, wobei ich die Enden rechtwinkelig zum Halten umbog, hatte ich einen oben und unten offenen Zylinder, dessen Inhalt mir bekannt war, da ich seine Höhe und seinen Durchmesser vorherberechnet hatte. Ich brauchte diesen Blechzylinder nur auf mein nassgemachtes Essbrett legen, die Butter hineinstreichen und die Portionen waren gleich. Das funktionierte schon am ersten Tag nach dem zweiten Versuch; alle hungrigen Mäuler sassens um mich herum und sahen mir zu. So ging es schon zwei Wochen. Wir fuhren durch einsamere Gebiete und blieben in einer kleineren Station wieder einmal stehen. Da sahen wir, wie unsere Posten mit 3 Frauen sprachen und diese dann in ihren Waggon, in dem auch unsere Verpflegung war, stiegen und mitfuhren. Das regte uns vorerst nicht auf; aber am nächsten Tag bekamen wir von den Russen unser Kochgeschirr nicht mehr wie bisher mit Butter vollgestrichen, sondern nur oberflächlich hineingestrichene Butterbrocken, die nur oben am Geschirr glattgestrichen waren, innen aber grosse Hohlräume hatten. Diese Hohlräume gingen natürlich bei der Butteraufteilung ab und ich musste meine Zylinder kleiner machen. Die Kameraden murrten, weil das nun jeden Tag so war. Ich musste jeden Tag meinen Zylinder ändern, weil der Luftraum in der Butter nie gleich war und die aufzuteilende Butter natürlich auch nicht. Sie schimpften dauernd über die immer kleiner werdenden Butterportionen. Ich sagte, ich könne nichts dafür, denn ich könne nur aufteilen, was wir bekämen. Sie versicherten mir, dass ich in Ordnung sei, aber die Posten Lumpen seien, weil sie uns wegen der Weiber bestehlen. Ich ant-

wortete, sie sollten sich bei den Russen beschweren, denn das Schimpfen habe keinen Sinn. Doch das trauten sie sich nicht. Da sagte ich, wenn sie dafür zu feig wären, werde ich mit den Posten über ihre Beschwerde reden, denn sie dürften uns nicht bestehlen.

Am nächsten Tag, als ich wieder unsere Butter bei den Russen in Empfang nahm, sagte ich zu ihnen, dass die Kameraden sich beschwerten, weil sie seit einigen Tagen weniger Butter bekämen. Sie sollten uns erklären, dass eben weniger Butter vorhanden sei und wir sparen müssten. Sie behaupteten, das sei nicht wahr, wir bekämen wie bisher jeden Tag ein Kochgeschirr voll Butter. Das war für mich der Beweis, dass sie uns bewusst betrogen und berichtete dies meinen Kameraden, die sich sehr empörten. Doch das hatte seine Folgen.

Beim nächsten Halt in einer Station kamen einige unserer Kursteilnehmer, die bei den Russen gutstehen wollten und umgepolt worden waren, und sagten zu mir, die russischen Posten hätten sich bei ihnen beschwert, weil ich behauptet hätte, dass sie unsere Butterration gekürzt hätten. Ich hätte sie beleidigt, weil ich ihnen Butterdiebstahl vorgeworfen habe. Ich erklärte ihnen, was sich abgespielt hatte. Sie reagierten darauf nicht, obwohl es ihnen ja nicht anders ging, sondern sagten, wenn ich meinen Vorwurf nicht öffentlich zurücknehme, würden die Posten dafür sorgen, dass ich zurückgeschickt werde. Ich sagte ihnen zu, diese Erklärung öffentlich abzugeben, denn ich war kein Michael Kohlhaas und wollte heimkommen. Jeder, der diese Erklärung hören würde, wusste ohnehin, dass sie nur durch Erpressung zustande kam, denn er hatte sich selbst jeden Tag über die verkleinerte Butterportion geärgert und beklagt.

Beim nächsten Halt in einer Bahnstation mussten wir alle aus dem Zug und antreten. Dann gab ich über Aufforderung die Erklärung ab, dass wir wie bisher ein Kochgeschirr Butter bekämen. Das Wort «voll» liess ich bewusst aus. Alle verstanden mich und die Russen waren zufrieden, aber sie fürchteten sich nun vor uns, warum, das erlebten wir bald darauf. Vom nächsten Tag an verlangten sie von uns, wir sollten uns die Butter selbst aus dem Fass ins Kochgeschirr füllen; wir sorgten dafür, dass kein bisschen Luft dazwischen blieb und alle bekamen wieder ihre volle Ration.

Die Fahrt ging weiter über Stanislau bis Kolomea. Dort blieb der Zug wieder stehen, wir mussten heraus und antreten. Vor uns stand ein hoher russischer Offizier und neben ihm die drei Posten direkt vor mir. Der Offizier hielt in tadellosem Deutsch eine Ansprache und sagte, wir ver-

liessen nun bald die Sowjetunion, ein Land mit einer anderen, einer sozialistischen Gesellschaftsordnung, in der andere Verhältnisse herrschten als in unserer Heimat, im kapitalistischen Westen. Viele von uns seien lange in Kriegsgefangenschaft gewesen, hätten viel erlebt, auch nichts Schönes. Die russische Regierung habe den Wunsch, dass wir zu Hause berichten sollten, dass auch im kommunistischen Russland Menschen lebten, keine Unmenschen und Ungeheuer, wie die Nazis behauptet hätten. Die Regierung habe den Auftrag gegeben, dass die Gefangenen gut zu behandeln seien, dass sie niemand misshandeln dürfe, dass sie ordentlich zu essen bekommen sollten, damit sie einmal wieder heil und gesund nach Hause kämen. Wenn uns aber in der Gefangenschaft jemand schlecht behandelt, gar geschlagen oder uns ein russischer Posten unsere zustehende Lebensmittelration vorenthalten oder weggenommen habe, der solle es jetzt vorbringen, damit der Schuldige seiner Bestrafung nicht entgehe. Unsere drei Posten standen käseweiss hinter dem Offizier und starrten mich an. Ich sagte natürlich nichts, denn die drei waren durch ihren Schreck schon genug bestraft und getrauten sich gewiss nicht mehr, Kriegsgefangene zu bestehlen.

Die Fahrt ging nun im wunderschön bewaldeten Pruththal hinauf zum Taren (Joblonika) Pass in den Waldkarpaten, 931 m hoch. Es war wie bei uns zu Hause, Wälder, Bäche, stürzende Wasser, Berge bis über 2.000 m Höhe; dann ging es über die ungarische Grenze hinunter nach Marmaros Sziget, bei stets herrlichem Wetter. An der russisch-rumänischen Grenze vor dieser Stadt musste unser Zug längere Zeit warten, bis er sein Weiterfahrtsignal bekam. Wir standen neben den Wachttürmen an der Grenze. Direkt neben dem Bahndamm lockte verführerisch ein Fluss und es war glühend heiss. Da sprangen einige von uns vom Waggon herunter, liefen die Böschung hinunter und stürzten sich ins kühle Wasser. Dabei bemerkten sie nicht gleich, dass sich der Zug inzwischen wieder in Bewegung gesetzt hatte. Die Posten schrien sie schimpfend an, aber sie konnten den Zug nicht rasch genug erreichen und aufspringen. So mussten sie, nackt wie sie waren, auf den Bahnschwellen zwei Kilometer bis zum Bahnhof laufen. Dort war schon grosse Aufregung wegen ihres Verschwindens. Ihr glorreicher Anblick, wie sie so schwitzend und nackt auf den Schwellen daherkeuchten, wirkte irgendwie besänftigend auf alle aufgeregten Gemüter.

Auf diesem Bahnhof wurde dann ein neuer Zug zusammengestellt, der 80 Waggon lang war und es ging weiter über die ungarische Grenze

nach Debrecen. Dort waren am Bahnhof schon Plattformwaggons des ungarischen Roten Kreuzes mit dampfenden Gulaschkanonen aufgestellt, aus denen uns Rotkreuzmädchen in liebevollster Weise verpflegten. Jeder bekam sein Kochgeschirr vollgehauen mit Gulasch und Nudeln. Das war aber so heiss, dass man sich gleich den Mund verbrannte. Wir konnten es kaum erwarten, nach Jahren wieder das erste Mal heimatische Kost zu geniessen; der lange Zug fuhr an. Wir blieben stehen, liessen das heisse Kochgeschirr pendeln und sahen sorgsam darauf, dass ja kein Tropfen von diesem köstlichen Gericht verloren ging und es so weit abgekühlt war, dass wir es mit Genuss verzehren konnten.

Rührend war die Teilnahme der Ungarn. Überall an den Bahnschranken standen sie und warfen uns Brotlaibe herein, denn es hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, dass ein Zug von Heimkehrern durchfahre. Dabei hatte einer von unseren Leuten das Pech, dass ihm so ein Brot auf die Stirne flog und mit seiner harten Rinde eine tiefe Wunde schlug und wir ihn verarzten mussten.

Wir sahen die zerstörten und ausgebrannten ehemaligen Prachtbauten von Budapest am gegenüberliegenden Ufer der Donau, als wir oben vorbeifuhren; wie wird es in Wien und bei uns zu Hause aussehen, fragten wir uns voll Sorge bei diesem Anblick. Was wird zu Hause sein, werden noch alle leben, meine Frau, mein Sohn, meine Schwiegermutter und deren Mutter; sie musste schon weit über 90 Jahre alt sein, wenn auch sie noch lebte. Was wird mit meiner Mutter sein, meinen 4 Geschwistern? Dass ein Bruder im Kessel von Stalingrad bei Baburkin gefallen war, wusste ich, aber was war mit den anderen zwei Brüdern? Fünf Jahre war ich nicht mehr daheim gewesen und davon über dreieinhalb Jahre verschollen, nur zwei Mal hatte ich aus der Gefangenschaft heimschreiben dürfen. Waren die zwei Karten vom März 1943 und März 1946 auch angekommen? Wir wussten es nicht.

So fuhren wir in Gedanken dahin über die österreichische Grenze und waren auf einmal am Ostbahnhof in Wien, eigentlich nur dem Rest, der von Bombenangriffen übriggeblieben war, nur Gleise und Baracken. Niemand empfing uns, niemand brachte uns etwas zu essen, wir waren ja nicht mehr in Ungarn. Die Heimat war nüchtern, nur die Sonne schien warm. Es hiess, wir sollten in unseren Waggons bleiben bis alle Förmlichkeiten erfüllt wären. Österreich sei ein in vier Zonen geteiltes Land und Wien von allen vier Mächten besetzt, wodurch sich alles etwas kompliziere. So warteten wir stundenlang, ohne dass sich etwas rührte. Zu essen gab es vorerst nichts ausser einem Laib Brot.

Dann, am späten Nachmittag kam eine Gruppe von Männern und sagte uns, wir sollten mitkommen. Draussen vor dem Bahnhof standen Lastwagen, wir bestiegen sie und fuhren in die Berggasse. Es hiess, wir seien Gäste der kommunistischen Partei und würden in ihrer Zentrale bewirtet werden. Dass die Kommunisten die einzigen waren, die sich unser annehmen, machte mich doch etwas betroffen, aber mir war bekannt, wie die Heimkehrer nach dem Ersten Weltkrieg empfangen wurden. Ablehnung und Aggressionen wie damals gab es freilich bei uns nicht, nur Nichtbeachtung. Doch das berührte uns nicht besonders, wir hatten nur den einen Wunsch, möglichst rasch nach Hause zu kommen. Wir bekamen bei den Kommunisten ein Essen und sasssen nach vielen Jahren wieder das erste Mal auf richtigen Sesseln und assen mit richtigem Besteck von Porzellantellern.

Nachdem ich gegessen hatte, ging ich aus dem Saal und wollte zum Ausgang. Da hörte ich meinen Namen rufen. Ich fragte, was los sei. Eine Dame wünsche mich zu sprechen, sagte man mir. Verwundert ging ich zum Eingang, wohin ich ohnehin gehen wollte. Da erblickte ich voll Erstaunen meine Kusine. «Ja, so eine Überraschung», sagte ich, «niemand weiss, dass ich soeben in Wien angekommen bin, wieso hast du mich gerade jetzt gesehen?» Sie sagte, sie sei zufällig draussen in der Berggasse vorbeigekommen und habe vor dem Lokal einige so merkwürdig Uniformierte gesehen. Da habe sie sich gedacht, dass es heimgekehrte Kriegsgefangene seien und gefragt, ob auch Stalingrader darunter seien. Als sie dies bejahten, habe sie gefragt, ob sie meinen Namen schon gehört hätten und die Antwort erhalten, dass ich auch dabei sei. So habe sie mich rufen lassen. Sie fragte dann unseren Leiter, ob sie mich mitnehmen dürfe; der sagte ja, wenn ich in der russischen Zone wohne. Da ich ja in Urfahr in der russischen Zone daheim war, bekam ich meinen Entlassungsschein und konnte sofort mitgehen.

Ich blieb bei ihr über Nacht und hörte, wie es in Wien ausschaute. Den Laib Brot, den ich mitbrachte, konnten wir sehr gut brauchen. Von meinen Angehörigen in Linz wusste sie aber aus letzter Zeit nichts Genaues, konnte mir aber sagen, was ich als Heimkehrer tun müsse, um zu einer Fahrkarte nach Linz zu kommen. Am Bahnhof in Hütteldorf gebe es eine amtliche Dienststelle für Heimkehrer, wo ich jede Hilfe erhalten könne. Am nächsten Tag fuhr ich mit der Strassenbahn nach Hütteldorf und meldete mich. Ich bekam einen Schein für eine Fahrkarte nach St. Valentin und erfuhr, dass erst abends ein Zug ging.

In der Halle des Bahnhofes sah ich eine grosse Wand voll von Suchmeldungen Verschollener, sehr häufig mit Fotos. Ich sah alle aufmerksam durch und konnte auch einige bekannte Gesichter und Namen finden, von denen ich etwas wusste. Einige waren tot, zwei mussten im letzten bzw. vorigen Lager Zurückbleiben. Ich machte meine Aussagen beim Vermisstendienst und konnte dadurch Hinterbliebenen zur Todeserklärung und Hinterbliebenenversorgung helfen.

Dann besuchte ich einen bekannten Bäckermeister in Wien Meidling, dessen Bruder im zweiten Haus neben uns wohnte, mit dem wir auch schon vor dem Krieg freundschaftlich verkehrten und erfuhr von ihm, dass meine Frau, mein Sohn und meine Schwiegermutter noch lebten, das Haus unzerstört sei, nur ihre Grossmutter im 93. Lebensjahr vor einem Jahr gestorben sei; sein Bruder und seine Familie wohl lebten, sie aber am Kriegsende durch eine Fliegerbombe alles verloren hätten. Von meiner Mutter und meinen Geschwistern wusste er dagegen nichts. Ich konnte auch noch die Polizei verständigen, dass ich aus der Gefangenschaft zurückgekommen sei und abends um $\frac{1}{2}$ 9 Uhr von Wien abfahren werde, aber nicht wisse, wann ich ankomme, denn ich dürfe nur in die russische Zone fahren, müsse in St. Valentin aussteigen, nach Mauthausen gehen und dann sehen, wie ich von dort nach Urfahr komme.

So verging der Tag und abends ging ich zum Bahnhof, holte mir die Fahrkarte und wollte einsteigen. Der Zug war aber schon ganz überfüllt, obwohl noch eine Stunde bis zur Abfahrt fehlte. Der Schaffner liess niemand mehr in den Zug. Ich sagte ihm, dass ich aus der Gefangenschaft komme und Stalingrader sei. Da zwängte er mich noch hinein, obwohl es nicht einmal mehr einen Stehplatz gab. Schliesslich drängte ich mich in den Verbindungsgang zwischen zwei Waggons und machte die Fahrt auf dem Verbindungsblech über den Puffern mit, denn ich wollte keine Zeit mehr verlieren.

So fuhr ich bis St. Valentin, dem letzten Bahnhof vor der Enns, der Zonengrenze zwischen dem russischen und amerikanischen Sektor südlich der Donau. Nördlich der Donau war auch in Oberösterreich russische Zone. Ich stieg wie viele andere aus und erfuhr, dass man zu Fuss auf der Eisenbahnbrücke über die Donau hinüber nach Mauthausen gehen müsse. Von dort könne man mit einem Autobus nach Urfahr fahren. Also ging ich mit einer grossen Schar über die Brücke und kam auf den hell erleuchteten Marktplatz.

Dort fragte ich einen jungen Mann, wann und von wo ein Autobus nach

Linz fahre. Er zeigte mir die Haltestelle, sagte aber, dass heute kein Autobus fahre, weil Feiertag sei, der 15. August, Maria Himmelfahrt, ein Donnerstag; manchmal könne man auch mit einem Lastwagen mitfahren, tröstete er mich. Er kam mir ganz nett vor. Ich setzte mich auf eine Bank, denn ich war die ganze Zeit im Zug gestanden und müde. Er setzte sich zu mir und fragte mich, woher ich komme und was ich in Urfahr wolle. Ich sagte ihm, dass ich gerade aus russischer Kriegsgefangenschaft käme und Gefangener in Stalingrad gewesen sei. Da fragte er mich, ob ich schon etwas gegessen habe. Ich sagte nein, aber das sei ich ohnehin gewohnt. Da öffnete er seine grosse Tasche, die er auf seinem Schosse hielt, holte einen halben Brotlaib und ein Stück Bauernspeck heraus, schnitt beide in zwei Teile und sagte: «Da nimm und iss, du wirst sicher schon Hunger haben!» So assen wir beide Brot und Speck, sogar eine Flasche Most holte er heraus und gab mir zu trinken. Das war der erste Gruss der Heimat. Ich fragte ihn, was er mache. Er sagte, er sei jetzt Schleichhändler, erwerbe bei Bauern Butter, Speck und Eier, bringe sie nach Wien und verkaufe diese dort zu jetzt üblichen Preisen. Österreich sei jetzt arm, es gebe wenig Arbeit und die sei schlecht bezahlt, man könne von seinem Arbeitslohn nicht leben, also betreibe er Schleichhandel, denn von irgendetwas müsse man ja leben.

Inzwischen war es schon etwas hell geworden und ich verabschiedete mich von ihm, denn ich hatte kein Vertrauen, dass uns ein Lastauto mitnehmen werde und wollte möglichst rasch die 20 Kilometer von Mauthausen nach Urfahr marschieren und dabei die Mutter eines Kameraden besuchen, die in Langenstein wohnte, das direkt an der Strasse lag, auf der ich marschierte, um ihr die freudige Nachricht zu bringen, dass ihr Sohn noch lebte und bald kommen werde. Er war später viele Jahre Strommeister in Mauthausen. Der Schleichhändler aber blieb und wartete auf eine Fahrgelegenheit, nicht umsonst, wie er aus Erfahrung wusste.

Ich kam nach Langenstein, als gerade die Kirchenglocken läuteten, denn es war Feiertag; ich fand das Häuschen und sah aus dem Schornstein bereits Rauch aufsteigen. Also getraute ich mich, schon so früh anzuklopfen. Eine freundliche, mütterliche Frau öffnete die Tür, ich stellte mich vor und überbrachte die Grüsse von ihrem Sohn. Sie erinnerte mich unwillkürlich an ihren Sohn, der «Spiess», «Mutter der Kompanie», schon beim österreichischen Bundesheer gewesen war. Sie hatte natürlich grosse Freude über meinen unerwarteten Besuch, denn ich brachte

ihr die erste Nachricht, dass ihr Sohn lebte. Sie bewirtete mich mit Kaffee und Kuchen.

Dann marschierte ich weiter bei strahlendem Sonnenschein bis St. Georgen und machte in Luftenberg eine Abkürzung an der Stelle, wo die Strasse in Kehren zur Donauebene herabführt. Da sah ich ein Lastauto in einer Staubwolke die Strasse hinunterfahren und bemerkte, dass jemand herausschrie und mir lebhaft zu winkte und schliesslich der Wagen stehen blieb. Ich lief zum Auto so schnell ich konnte und sah in mehrere freundliche Gesichter, auch in das Gesicht des Schleichhändlers. Sie forderten mich auf, hinten auf die Plattform zu steigen und mitzufahren. So fuhr ich dankbar den letzten Teil meines Weges bis in die Nähe meiner Wohnung.

Ich kannte mich nicht mehr aus, denn wo früher Felder waren, standen grosse Wohnblocks. Doch da sah ich bekannte Häuser und unser Wohnhaus. Eine Frau kam gerade heraus, unverkennbar meine Frau; neben ihr aber ging schön brav ein Bub, ein Kind im Schulalter, angezogen mit einem blauen Matrosenanzug und eine Matrosenmütze auf dem Kopf, wie ich am 2. Mai 1941 in der Meidlingerkaserne so lebhaft geträumt hatte. Er fiel mir um den Hals und gab mir ein Bussi, denn er hatte sich schon so auf seinen Papa gefreut, weil ihm seine Mutter immer wieder gesagt hatte, dass er mit ihm spielen werde; wie oft hatte er gefragt, warum gerade er keinen Papa habe, die anderen Kinder aber schon. Nach etwas mehr als 2 Wochen sollte er zur Schule gehen, die Schultasche hatte er bereits.

Meine Frau erzählte mir, sie habe vor einem Monat 2 Karten von mir bekommen; die eine war 3½ Jahre, die andere ½ Jahr alt. Sie hatte mich seit dieser Zeit ständig erwartet und sei damals voll Freude in die Personalabteilung der Landesregierung, meinem Dienstgeber, gegangen, um zu melden, dass ich doch noch lebe, denn dort schien ich nicht mehr als Lebender auf und mein Gehalt war eingestellt worden; meine Frau erhielt nur mehr eine ganz kleine Rente als Kriegerwitwe. Der zuständige Beamte dieser Dienststelle sagte ihr aber, diese Karten bedeuten für ihn nichts, denn auch die letzte liege schon Monate zurück und da könnte ich längst doch gestorben sein. So blieb es, bis ich heimkam.

Meine zurückgelassenen Kameraden durften in dem kommunistischen Parteilokal in Wien am Fussboden schlafen und Willi konnte am nächsten Tag heim in die Steiermark nach Graz fahren. Am Semmering war die Grenze zwischen der russischen und englischen Zone; er musste sein

russisches Entlassungspapier vorweisen und dann ging es weiter in die Steiermark. Er bemerkte mit Freude, dass sie immer noch die «grüne» und die Natur ungebrochen war, alles prangte in sattem Grün und die Felder leuchteten hochsommerlich. Doch dann kam Graz; schon bei der Fahrt durch die Vorstadt sah er die Verwüstungen und war entsetzt über den zerstörten Bahnhof. Nichts als Ruinen hatten die Bomben übriggelassen, kein Gebäude war ganz, nur die Gleise waren intakt. Auf ihnen standen Züge und der Bahnhof war voller Menschen, die wie Ameisen emsig hin- und herliefen. Auch in den von Ruinen gesäumten Strassen der Stadt hatten es die Menschen, die den Krieg überlebt hatten, wieder eilig; die Toten liegen ja im kühlen Grab, kam ihm der bange Gedanke. Seine eigenen Angehörigen fielen ihm ein, leben sie noch? Steht unser Haus auch noch? Wir wissen schon 3 Jahre nichts mehr voneinander. War es richtig, einfach hinzugehen und zu sagen: «So, da bin ich?» Viel hatte er hinter sich, aber jetzt wurde er zum Zauderer.

Doch als er sich immer mehr ihrer Wohnung näherte, kam ihm der rettende Gedanke. Er könnte die guten Bekannten aufsuchen, bei deren Wohnung er gerade vorbeiging und sich nach seinen Angehörigen erkundigen. Sie waren glücklicherweise zu Hause, freuten sich über sein Kommen und gaben ihm gerne Auskunft, schon deshalb gerne, weil sie nur Gutes zu berichten hatten. Alle Angehörigen lebten, waren gesund und auch ihr Haus war unbeschädigt. Nun erst war er in der Heimat, denn er hatte seine Lieben wieder. Der 15. August werde immer für ihn der wichtigste Gedenktag in seinem Leben bleiben, nahm er sich ernstlich vor.

Löste der Krieg Probleme?

Da ich als einer der ersten, der wenigen Kriegsgefangenen, die die Katastrophe von Stalingrad überlebt hatten, mit einem «Gesundentransport» heimkehren konnte, begann für mich eine wichtige Tätigkeit. Ich empfand es als meine besondere Pflicht, die Angehörigen über das Schicksal der Kameraden, von denen ich etwas wusste, zu verständigen. Es waren meistens Österreicher, aber auch Deutsche. Von einigen hatte ich eine genaue Adresse, von vielen wusste ich nur die Militäreinheit oder eine vage Ortsangabe. Da konnte ich mich nur an das Rote Kreuz wenden. Solche Korrespondenz war frei von Postporto.

Über einige Kameraden hatte ich schon in Wien, in der Heimkehrerleitstelle, die sich im Stationsgebäude der Stadtbahnstation Hütteldorf befand, Angaben machen können. In dieser Station waren Wände voll von Suchmeldungen mit den Namen Vermisster, deren Dienst Einheit, bei vielen gab es auch ein Foto. Der Vermisstensuchdienst erhielt meine Wohnanschrift, und es entstand ein reger Schriftverkehr. Meistens konnte ich nur vom Tod oder höchstwahrscheinlichen Tod eines Gesuchten berichten.

Doch auch die Nachricht des Todes brachte vielen Angehörigen ein Gefühl der Erleichterung, wenn die jahrelange Unsicherheit, das Hoffen und Bangen ein Ende hatte. Freilich spielten dabei oft materielle Interessen eine wesentliche Rolle. Viele Vermisste waren verheiratet und hatten Frau und Kinder zurückgelassen. Meine Nachricht vom Tod oder wahrscheinlichen Tod gab der hinterbliebenen Frau die Möglichkeit einer gesetzlichen Hinterbliebenen Versorgung in Form einer Kriegerwitwenrente oder Verleihung einer Tabaktrafik. Manche Frau hatte sich schon einen Ersatzmann gesucht und war froh, dass sie ihren vermissten Mann für tot erklären und ihren neuen Mann, mit dem sie oft schon jahrelang zusammenlebte, endlich heiraten konnte.

Bei meinen Besuchen von Angehörigen in Oberösterreich und besonders in Linz hatte ich diesbezüglich einige Erlebnisse. Wenige Tage nach meiner Heimkehr besuchte ich die Mutter eines Kameraden, der mir ihre Adresse gegeben hatte, bevor er beim grossen Hungern am Beginn unserer Gefangenschaft starb. Die Adresse konnte ich mir leicht merken, da sich ihre Wohnung nicht weit von meiner befand. Als ich mich als ehemaliger Gefangener von Stalingrad vorstellte, reagierte sie sehr zurückhaltend. Ich bemühte mich, ihr den Tod ihres Sohnes möglichst schonend beizubringen. Als ich die traurige Nachricht schliesslich doch ausgesprochen hatte, schwieg sie zuerst. Sie war eine einfache Frau, zeigte aber das etwas merkwürdige Verhalten einer wohl tief empfindenden Mutter, die nun die endgültige Nachricht vom Tode ihres Sohnes erhalten hat, aber doch nicht so traurig ist, wie man es erwarten hätte können. Schliesslich sah sie mir voll ins Gesicht und sagte nachdenklich: «Vielleicht ist es für ihn besser, dass er gleich am Anfang gestorben ist, denn da blieb ihm viel erspart und auch zu Hause hätte ihn nichts Gutes erwartet, da seine Frau schon längst mit einem anderen lebt.» Betroffen ging ich weg.

Bald darauf besuchte ich die Angehörigen eines jungen, fröhlichen Kameraden aus unserer Funkkompanie. Er war ein so lieber, lebenslustiger Kerl gewesen, nicht viel älter als 19 Jahre: er hatte seine Ziehharmonika bei jeder Gelegenheit hervorgeholt, auf ihr gespielt und dazu gesungen. Sein liebstes Lied war: «Das kannst du nicht ahnen, du munteres Rehlein du, dass so ein Wilddieb dir das Herz bricht im Nu'; das kannst du nicht ahnen, drum lasse dich mahnen, ein Jägersmann vom Rhein soll dein Beschützer sein.» Er war viel zu jung und viel zu weich für den Krieg gewesen. Er fand seinen frühen Tod auf unserer Flucht in das Zentrum von Stalingrad. Wir hatten oft miteinander gesprochen und seine Adresse hatte ich mir leicht gemerkt, denn ich kannte den Gewerbebetrieb seines Vaters, er war nicht weit von dem Haus entfernt, in dem ich aufgewachsen war. Ich wusste auch, dass er mehrere Brüder hatte. Als ich in die Werkstatt kam, traf ich einen jungen Mann, der ihm ähnlich sah, wahrscheinlich seinen Bruder. Ich fragte nach dem Vater meines Kameraden und erfuhr, dass dieser und auch seine Mutter nicht mehr lebten. Er zeigte aber keinerlei Reaktion. Ging dieser fröhliche Kamerad niemanden ab, oder war er nur an der Front so fröhlich gewesen? Vielleicht waren seine Angehörigen erst durch den Krieg so ganz anders geworden?

Eine besonders schwere Aufgabe musste noch erfüllt werden: meiner eigenen Mutter die Nachricht vom Tode eines ihrer Söhne zu überbringen, der zu gleicher Zeit wie ich in Stalingrad verschollen war. Vom dritten Sohn wusste sie zur selben Zeit auch nichts, er befand sich damals angeblich am Ilmensee. Nur ein einziger ihrer vier Söhne war noch in ihrer Nähe und nicht eingerückt; er musste erst am Ende des Krieges zu einer Ersatzeinheit in Brünn. Der am Ilmensee vermisste Bruder kam bei Kriegsende zurück, nur wir zwei «Stalingrader» blieben verschollen. Allmählich versuchte ich meiner Mutter klarzumachen, dass dieser ein Bruder gefallen sei und ich sehr präzise Informationen dafür habe. Aber sie glaubte mir nicht und wartete noch 36 Jahre bis zu ihrem Tode mit mehr als 90 Jahren auf seine Rückkehr. Sechs Kinder hatte sie mit großen Entbehrungen zu brauchbaren Menschen erzogen, aber sie liebte jedes, als ob es ihr einziges wäre.

Ein besonderes Problem bildete für uns alle die Umstellung vom Leben in Gefangenschaft auf ein Leben in Freiheit. Nicht alle schafften es. Ich habe schon vom Sepp aus der Steiermark berichtet, der lange Zeit mein Gehilfe als Lagerelektriker war. Doch er konnte nur zu bald der Versuchung des Alkohols nicht widerstehen, wurde süchtig und starb an Le-

berzerrt. Ein anderer war Fleischhauer in der Umgebung von Linz und heiratete bald nach seiner Heimkehr auf ein grosses Gasthaus mit Fleischhauerei. Ich las in einer Tageszeitung von dem grossen gesellschaftlichen Ereignis. Dann sah ich ihn selbst nicht mehr und hörte nur von einem Bekannten, der ihn öfter traf, dass er es sich nun gut gehen lasse, da er sich für die «verlorenen Jahre» entschädigen wolle. Später sah ich in der Zeitung eine grosse Todesanzeige eines «prominenten Mitgliedes» der Gemeinde; es war sein Name. Ich erfuhr dann von dem Bekannten, dass er durch das Wohlleben immer dicker und schwerer geworden sei und sein Tod ganz unerwartet kam. Ein solches Schicksal kam mir nicht ganz undenkbar vor, denn ich hatte selbst unter Anpassungsschwierigkeiten zu leiden, wie zum Beispiel an Überempfindlichkeit von Salz und Alkohol. Ich musste sehr sparsam mit Salz umgehen und auch das tägliche Essen durfte nie mehr als unbedingt notwendig gesalzen werden, sonst bekam ich gleich im Bereich der Augen ein geschwollenes Gesicht. Dasselbe geschah, wenn ich auch nur eine kleine Menge Schnaps trank, den mir in meinem Beruf als Vermessungsingenieur freundliche Bauern öfters anboten. Sogar mein Beruf wäre mir anfangs beinahe zum Verhängnis geworden. Als ich mich bei meinem früheren Dienstgeber, der o.ö. Landesregierung nach meiner Heimkehr unverzüglich wieder zum Dienst meldete, wurde ich von dem für das Bauwesen zuständigen Politiker – er war es vor der Nazizeit auch schon gewesen und kannte mich von damals – wie sein eigener Sohn empfangen und verständnisvollerweise gleich auf Dienstreise zur Vermessung von Güterwegen geschickt. Es gab ja damals alles, insbesondere Lebensmittel nur auf Karten und die Rationen waren ganz unzureichend. Bei der Vermessung eines Güterweges war es fast unvermeidlich, dass man bei Bauern wohnte, die selbst an dessen Bau und Vermessung sehr interessiert waren, damit der ihnen durch den Güterwegbau verlorengegangene Grund in Grundbuch und Kataster abgeschrieben wurde und sie dafür keine Grundsteuer mehr zahlen mussten. Ausserdem konnten bei dieser Gelegenheit auch alle mit dem Bau zusammenhängenden Grundtätigkeiten kostenlos mitbehandelt werden. Für den Vermesser hatte es den Vorteil, dass er selbst ausreichend zu essen hatte und ausserdem am Wochenende für seine Familie ein wenig Essbares mitbringen konnte. Freilich war die Unterkunft häufig wenig komfortabel. Doch das nahm man gerne in Kauf. Unser politischer Referent hielt die Vermessung der Güterwege für die Bauern sehr wichtig, da viele

schon vor mehr als 10 Jahren gebaut, aber nicht vermessen worden waren.

Mein erster Vermessungsauftrag betraf einen Güterweg im Mühlviertel, nördlich von Linz, am linken Ufer der Donau, in der russischen Zone. Auch er war bereits Jahre fertig und es gab schon Differenzen zwischen den Grundbesitzern. Er lag an einem steilen Westhang und führte vom Tal hoch hinauf zu der langgestreckten Ortschaft, die nur aus den typischen Mühlviertler dreiseitigen Bauernhöfen bestand. Elektrisches Licht gab es dort noch keines; es wurde erst 10 Jahre später eingeleitet. Man verwendete Petroleumlampen, Kerzen, häufig sogar noch Kienspäne, die nicht so rasch beim Gehen vom Wind ausgeblasen wurden. In einem der oberen Bauernhöfe wurde ich von der Güterweggenossenschaft untergebracht. Den Hof führte ein grosser, abgeracketer Bauer und eine kleine, mütterlich freundliche Bäuerin; auch ein junger hochgeschossener Sohn von etwa 12 Jahren half mit und eine Magd. Als die Bäuerin erfuhr, dass ich erst vor Kurzem aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt und in Stalingrad gefangen worden sei, erzählte sie mir mit Tränen in den Augen, dass sie vier Söhne in und um Stalingrad verloren habe und ihr nur der jüngste geblieben sei. Er ist übrigens heute Bürgermeister der Gemeinde Sonnberg.

Diese Bäuerin meinte es dann besonders gut mit mir; obwohl ich für einen «Stalingrader» gar nicht mehr so schlecht aussah, war ich in ihren Augen noch sehr erholungsbedürftig. Das brachte Probleme, denn sie hätte mich zu Tode gefüttert. Mir war die hochwertige Bauernkost mit viel Butter, Speck und Fleisch einfach zu kräftig. Auf einmal bekam ich gelbe Augen, das Gesicht schwoll an und ich fühlte mich krank. Die Arbeit machte mir Mühe. Ich musste sie bitten, mir weniger zu essen zu geben, kein so kräftiges Frühstück, keine Jause, weniger fette Sachen zu Mittag und abends. Sie tat es, es kam ihr aber sichtlich schwer an. Erst allmählich gewöhnte ich mich an das bessere Essen bei den Bauern, zuhause kam ich diesbezüglich nie in Gefahr, denn nördlich der Donau, in der russischen Zone, wo ich wohnte, gab es alles nur auf Karten und viel zu wenig Lebensmittel, da uns die Amerikaner auf Befehl Stalins keine Care-Pakete geben durften. Meine Empfindlichkeit aber blieb noch viele Jahre und ich kenne kein Übergewicht bis heute.

Bei der Ausarbeitung der Vermessungsaufnahme musste ich diese Bäuerin Ende April des nächsten Jahres wieder aufsuchen und fand sie auf

einem hoch über dem Haselgraben liegenden Feld. Ich kann mich noch genau erinnern, denn es war ein wunderschöner Tag und man konnte in der Ferne die ganze Alpenkette – alle Berge waren noch in strahlendem Weiss – sehen und alles grünte schon. Wir sprachen miteinander, da sah ich plötzlich vom Tal herauf Uniformierte kommen. Ich machte sie auf diese, offenkundig Russen, aufmerksam und fragte sie, was diese Russen wollten. Sie sagte, sie könne sich das schon denken, sie wollten sicher für die Feier des 1. Mai ein Stück Vieh, hätten aber keinen Berechtigungsschein von der Kommandantur. Sie dürfe ihnen aber ohne diesen Schein nichts geben, da alle Haustiere genau aufgeschrieben seien und sie bestraft werden würde. Sie könne ihnen höchstens den Gemeindestier geben, denn der gehöre nicht ihr. Ich erbot mich, mit den Russen zu reden. So viel Russisch konnte ich damals noch. Ich begrüßte sie freundlich und fragte sie, was sie wollten. Sie sagten erwartungsgemäss, sie seien beauftragt, für ihre Kameraden zur Feier des 1. Mai ein Stück Rind mitzubringen. Ich sagte, das sei nur möglich, wenn sie einen Auftragschein, einen «Probusk» der Kommandantur dafür hätten. Sie sagten, wie erwartet, dass sie keinen hätten. Ich sagte ihnen, dass die Bäuerin bestraft werden würde, wenn sie ohne Schein ein Stück Rind hergeben würde. Sie versuchten dann energischer zu werden. Ich sagte ihnen, wenn sie nicht gleich fortgingen, werde ich eine Beschwerde bei der Kommandatur machen und zur NKWD gehen. Da zogen sie grollend mit der Bemerkung ab, dass wir ihnen nichts geben wollten, weil sie Russen seien. Ich sagte, dass ich selbst 5 Jahre in Russland gewesen sei und wisse, dass so etwas dort auch nicht erlaubt sei.

Ich hatte im Laufe der Besatzungszeit noch oft Gelegenheit mit den russischen Posten zu reden, denn ich wohnte nördlich der Donau in der russischen Zone, hatte meine Dienststelle in der amerikanischen Zone und mein Arbeitsgebiet in beiden Zonen. Mir waren die Russen lieber als die überheblichen Amerikaner, denn sie waren als Menschen ansprechbarer und freuten sich, wenn ich sie Russisch grüsste und sie fragte, wie es ihnen gehe, wo sie zuhause seien und was sie daheim für Arbeit machten. Öfter redeten wir über ihre Angehörigen und sie erzählten von ihrem Heimweh. Bei der Überfuhr in Rannriedl hielten sie mich einmal bei klirrender Kälte 1½ Stunden in ihrem überhitzten Wachhüttl auf. Es herrschte menschliches Klima, denn wir fühlten uns als Menschen mit gleichen Gefühlen, Wünschen und Bedürfnissen, unabhängig von den Befehlen der «Oberen».

Hatten schon meine Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft in mir den Vergleich mit einer ZerreiSSprobe von Baumaterial aufkommen lassen, so wurde dieser Gedanke noch durch meine damaligen Erfahrungen verstärkt. Wenn man einen Stahlstab in eine ZerreiSSmaschine einspannt und ihn immer mehr auseinanderzieht, sodass er die Elastizitätsgrenze überschreitet, wird es sich allmählich erhitzen, den Querschnitt verändern und in der Mitte immer dünner werden. Das nennt man die Fließgrenze. Hört man dann mit dem Ziehen auf, wird er nicht mehr die alte Form annehmen, sondern im halbzerstörten Zustand bleiben. Wenn man aber den Zug weiter erhöht, wird der Stab zerreißen. Diese Grenze heisst ZerreiSSgrenze. Nach Fließ- und ZerreiSSgrenze wird die Qualität des Materials beurteilt. Man darf aber nicht vergessen, dass der geprüfte Stab entsprechend seiner Belastung geschädigt oder sogar zerstört wird und dass man nur diesen konkreten Stab prüft und damit nur das Material, das in gleicher Weise zusammengesetzt ist. Der geprüfte Stab ist natürlich nicht mehr verwendbar.

Genau so waren die «Mächtigen» mit uns umgegangen, wie brutal und sinnlos! Waren nicht auch wir Menschen in Krieg und Gefangenschaft jahrelang der schwersten ZerreiSSprobe ausgesetzt? Hatten die wenigen Übriggebliebenen diese unmenschliche Behandlung ohne strukturelle Veränderung an Leib und Seele überstanden? Ich glaube, jeder von uns Heimkehrern aus Stalingrad hatte seine Schädigung mitbekommen, doch unsere Chance bestand in dem Umstand, dass wir nicht tote Material-Moleküle waren, die in ihrer Konsistenz geprüft werden, sondern Lebewesen, die aus einem Körper bestehen, der die Fähigkeit besitzt, sich selbst zu regenerieren, dies aber nur dann, wenn ihm die Möglichkeit dazu gegeben und er nicht durch eine unsinnige Lebensweise neuerlich überfordert wird. Hier spielte natürlich das Psychische eine entscheidende Rolle. Für uns war in der Gefangenschaft doch immer die Freiheit und die Heimat das «Verlorene Paradies». Dass es vorher dort auch Probleme gegeben hat, sogar ungelöste, und wieder geben wird, wollten viele nicht wahrhaben. Kaum einer sprach von seinen Problemen. Gar mancher klagte, dass ihm Krieg und Gefangenschaft die schönsten Jahre des Lebens geraubt hätten. Nach ihrer Heimkehr aus der Gefangenschaft wollten sie sich dafür schadloS halten. Mein Standpunkt war immer, dass auch die grosse Not in Krieg und Gefangenschaft einen Teil unseres Lebens darstellen und das Leben ein ständiges Auf und Ab

beinhalte, wobei es uns fortwährend neue Aufgaben bringt und uns damit die Möglichkeit gibt, unsere Fähigkeiten weiter zu entwickeln. Schwierig war es für Heimkehrer, die nicht verheiratet waren und eine Familie gründen wollten, da es fast an allem fehlte. Doch auch für solche, die zu Frau und Kind zurückkehrten, war es oft nicht leicht, denn die Jahre der Trennung hatten auch ihre Spuren hinterlassen; viele hatten sich auseinandergelebt. Bei vielen bestand das Problem darin, dass die Partner schon vor der langen Trennung zwischen sich eine Wand hatten, die sie aber nicht zur Kenntnis nehmen wollten. Jeder brauchte den anderen, dachte aber nur an sich, besonders die Frau, denn sie wollte ihrem Instinkt gemäss geschützt werden. Nun aber war der lange grausame Krieg zu Ende; auch sie hatte meistens Schreckliches mitgemacht und wollte dafür entschädigt werden. Nun kam ihr Mann als ein Mensch zurück, der selbst an Leib und Seele angeschlagen war und eine verständnisvolle Hilfe brauchte. Gar mancher fand aber eine Frau, die nur an sich selbst dachte. Die gemeinsame Not hielt ihre Ehe vorerst aufrecht, bis sie dann doch zerbrach, denn statt sich gegenseitig zu helfen, rieben sie sich auf. Solche Gedanken kamen mir, als ich bei einem Empfang im Rahmen eines Kongresses viele Jahre nach meiner Heimkehr einen Kameraden traf, mit dem ich lange Zeit in der Gefangenschaft beisammen war, allerdings nicht im letzten Lager. Wir erkannten uns aber gleich wieder, obwohl er viele Kilos zugenommen hatte. Er schien mir irgendwie bedrückt. Wir begrüßten uns freudig und setzten uns an ein noch leeres, etwas abseitsstehendes Tischchen, nachdem wir unsere Teller aus dem kalten Buffet gefüllt und ein Glas Wein geholt hatten. Wir fragten uns gegenseitig – wie üblich – nach unserem Befinden und kamen allmählich immer mehr ins Gespräch; er sprach dann auch über sein Leben und unsere gemeinsamen Jahre in der Gefangenschaft. Nachdenklich bemerkte er, dass wir damals nur wenig oder fast nie über unsere privaten Probleme vor dem Krieg gesprochen hatten. Auch im Lager sprachen wir höchstens über unmittelbare Tagesereignisse. Eigentlich kannten wir uns nicht; ich wusste nicht einmal, dass auch er Diplomingenieur war. Ich erzählte ihm von meinen Erfahrungen, die ich als Überbringer der Nachrichten über tote Kameraden an ihre Angehörigen gemacht hatte und dass ich dadurch aufmerksam wurde, wie entscheidend für einen Heimkehrer eine verständnisvolle Frau sein Zurechtfinden in der Heimat erleichtern oder bei egoistischem Verhalten erschweren konnte.

Ich sagte, ich hätte recht negative Eindrücke gewonnen, Pochen der Frauen auf Rechte, Verständnislosigkeit und Formalismus.

Zuerst sagte er gar nichts, sondern holte sich vom Buffet noch ein Glas Wein, sah mich an und bemerkte: «Wie recht du hast! Genau das habe ich erlebt und ich bin fast am Ende. Ich möchte von ihr weg, aber es geht nicht.»

Er war, wie ich wusste, aus Wien, hatte Maschinenbau studiert, war als Aufklärungsflieger hinter dem Ural abgeschossen worden und von der Bevölkerung, als er mit seinem Fallschirm landete, nur sehr erstaunt bewundert, aber nicht als «Feind» behandelt worden, bis man ihn schliesslich doch als Kriegsgefangenen ablieferte und er zu uns ins Lager kam. Über sein Leben erzählte er mir erst jetzt. Vielleicht war ich überhaupt der erste, bei dem er sich aussprach.

Sein Vater sei jung gestorben, als er selbst noch nicht einmal 10 Jahre alt war und die Mittelschule besuchte. Seine Mutter tat sich schwer, ihre Kinder aufzuziehen. Doch er schaffte die Matura und machte die Hochschule als Werkstudent. Damals lernte er in der Tanzschule ein Mädchen kennen, das auf ihn einen sehr guten Eindruck machte, da es nicht nur hübsch und lebhaft war und mit Begeisterung hervorragend tanzte, sondern auch gern über alles Mögliche redete, offenkundig auch sehr zeitgemässe Ansichten hatte, die sie sich durch vieles Lesen erworben hatte. Er fühlte sich aber noch nicht reif für eine ernstere Bindung, und trat in keine nähere Beziehung.

Nach längerer Zeit sah er sie bei einem Spaziergang im Stadtpark mühsam mit einem Krückstock zu einer Bank gehen und sich niedersetzen. Er war entsetzt und sprach sie an. Sie erkannte ihn gleich wieder und sie plauderten vorerst über ihre gemeinsamen Bekannten. Dann fragte er sie, ob sie vielleicht einen Unfall gehabt habe, weil sie nun mit einem Stock gehen müsse. Sie sagte, dass sie mit ihrem Vater und ihrem Bruder beim Schifahren in eine Lawine gekommen sei. Beide seien nur mehr als Tote ausgegraben worden. Sie aber brachte man mit schweren Knochenbrüchen und einem Wirbelschaden ins Spital, wobei bereits Lähmungen erkennbar waren. Die Ärzte hätten wohl ihre vielen Knochenbrüche in mehreren Operationen wieder auf gleich gebracht, nur beim Wirbelschaden wüssten sie nicht, ob er je ganz folgenlos ausheilen wird. Sie konnte ihrem Vater nie verzeihen, dass auch sie und ihr Bruder solche Touren mitmachen mussten.

Schliesslich trafen sie sich öfter und diskutierten über die verschiedensten Themen rein akademisch, aber nie über Persönliches, was mit einem

gemeinsamen Leben zu tun haben konnte. Sie erholte sich allmählich, brauchte nur mehr einen einfachen Stock zum Gehen, aber die Lähmung verschwand nicht ganz. Auch ihre Mutter lernte er kennen, eine ruhige, ordentliche Frau, bei der alles in der Wohnung vorbildlich war. Sie hatte es sehr schwer, weil sie mit ihrer Tochter nun von einer kleinen Witwenpension leben musste und ihr Mann noch viel zu wenig Dienstjahre hatte. Auch musste sie noch ihre eigene alte Mutter versorgen, die bei ihnen wohnte. Ihr Mann stammte aus einer ehemals reichen Familie, die genügend Dienstboten gehabt hatten, so dass jeder täglich gefragt werden konnte, was er sich zum Essen wünsche. Durch die Inflation hatten sie aber alles verloren. Ihre Mutter war in einer Klosterschule zur perfekten Hausfrau erzogen worden. In jeden Kasten konnte man hineinschauen. Alle Wäschestücke waren sauber gebügelt und mit blauen Mascherln zusammengebunden. Dazwischen lagen duftende Lawendbüschchen oder duftende Seifen. Er wurde öfter zu einer Kaffeejause eingeladen, die von ihrer Mutter vorbildlich serviert wurde. Ihre Grossmutter liess sich kaum sehen. Sie machte einen strengen Eindruck.

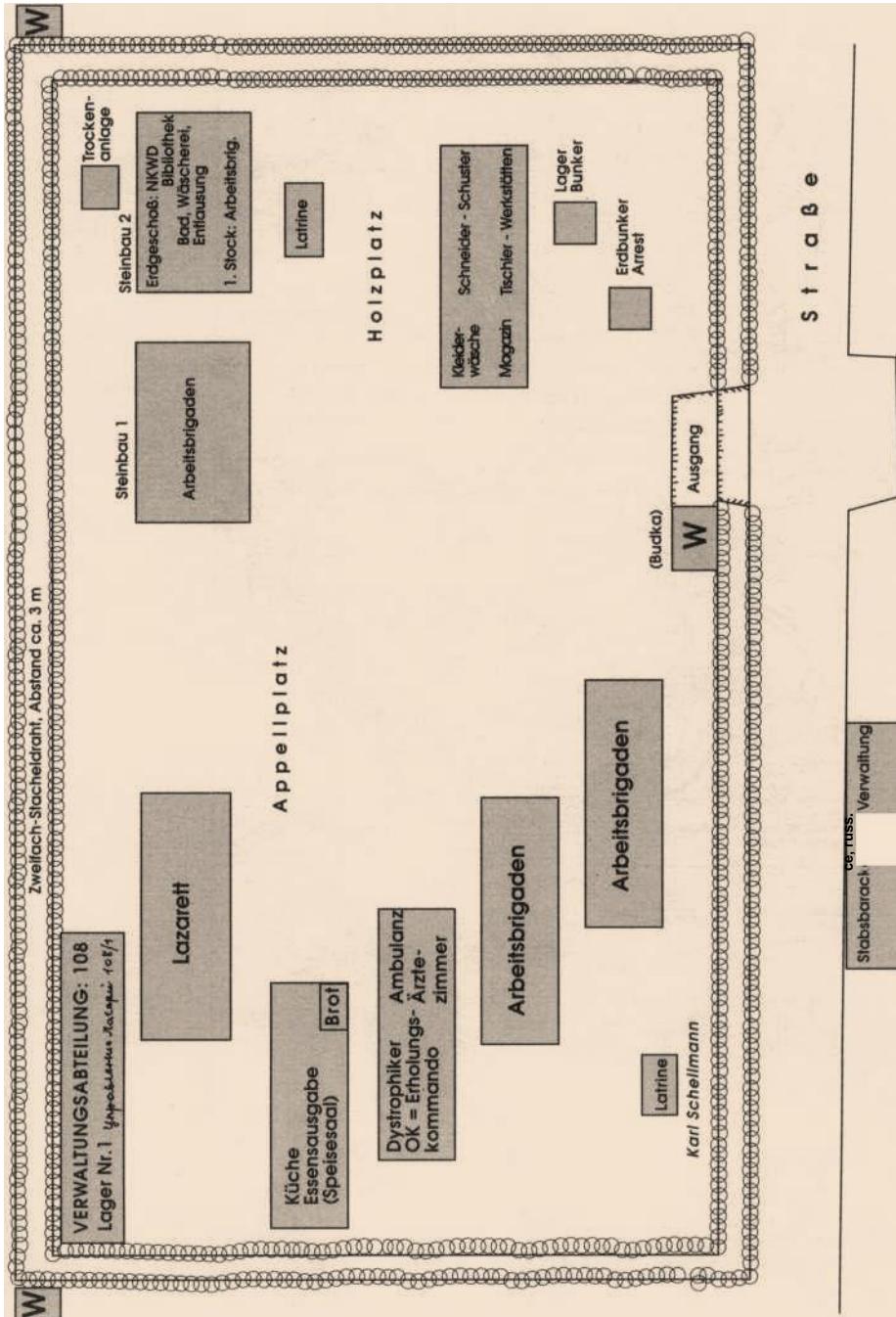
Zwei Wochen bevor Hitler einmarschierte, war er mit der Hochschule fertig. Er bekam als Maschinenbauer rasch einen Posten, bei dem er allerdings auch öfter Überstunden machen oder verreisen musste, denn Maschinenbau-Ingenieure waren jetzt Mangelware.

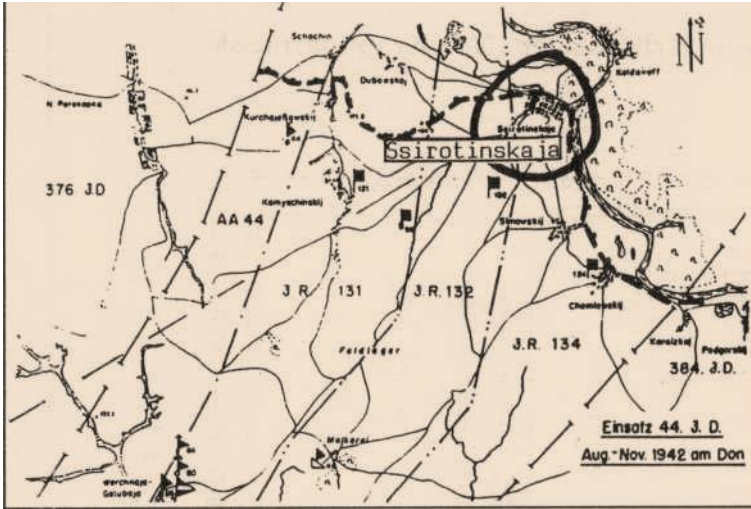
Von diesem Zeitpunkt an veränderte sich ihr Wesen. Gehen konnte sie schon wieder ganz gut, aber sie zeigte plötzlich Nervosität, verbunden mit Aggressivität. Freilich waren damals viele Menschen unruhig, denn sie fürchteten, dass es Krieg geben werde. Obwohl ihm ihre unerwartet aufgetretene Nervosität und ihr Pessimismus äusserst unangenehm waren, heirateten sie, weil er glaubte, dass sie sich aufrichtig liebten und sie sich in der Ehe beruhigen werde. Da er ihre Mutter als eine so vorbildliche Hausfrau kannte, nahm er an, dass ihre Tochter das auch sein werde. Doch kaum waren sie verheiratet, kam es fast täglich zu Differenzen und Streitereien, denn sie wollte dominieren. Ihr Vorbild war ihr Grossvater mütterlicherseits, der schwer unter dem Pantoffel seiner herrschsüchtigen Frau gestanden hatte. Mein Kriegskamerad war infolge seines Berufes viel im Aussendienst und kam oft spät abends müde nach Hause. Sie aber wollte immer nur ausgehen, dazu hatte sie doch einen Mann geheiratet. Zuerst wohnten sie in einem Zimmer der Wohnung ihrer Mutter und Grossmutter, denn es bestand grosse Wohnungsnot. Er war entsetzt über das tägliche Geschrei und wäre am liebsten

nach zwei Wochen Ehe davongerannt. Doch das konnte er nicht, weil er sich bei seinen Angehörigen und Bekannten unmöglich gemacht hätte. Schliesslich brach der Krieg aus; da kam sie mit dem Wunsch, sie möchte ein Kind von ihm haben. Er glaubte, dass sie vielleicht dadurch friedlicher werden würde. Sie bekam ein Mädchen. Durch das Kind wurden die Verhältnisse nicht besser, denn nun schrie auch das Kind, sogar in der Nacht. Da nahm es ihre Mutter in der Nacht zu sich; bei ihr schrie es nicht mehr. Da seine Frau aber nun auch nicht friedlicher wurde, war seine einzige friedliche Umgebung draussen in der Natur, hoch in der Luft, denn er hatte Segelfliegen gelernt. Manche Nacht erwachte er noch schweissgebadet mit einem Schrei. Die Einberufung zur Wehrmacht kam ihm fast wie eine Erlösung vor. Allerdings der Russlandfeldzug hatte noch nicht begonnen; vorerst musste er sich beim Militärarzt einfinden. Der fragte ihn, ob er gesundheitliche Beschwerden habe. Er erzählte dem Arzt von seinen Zuständen in der Nacht. Der Arzt sagte ihm, diese kämen von überreizten Nerven und es werde rasch besser werden, wenn er in eine andere Umgebung komme. Als Maschinenbauingenieur und Segelflieger kam er zur Luftwaffe, wurde zum Flieger ausgebildet und im Russlandfeldzug als Fernaufklärer eingesetzt. Er machte unser Lagerleben mit wie Harrer, der auch Offizier war. Heimfahren durfte er allerdings als Offizier erst ein Jahr später. Als er nach Jahren heimkam, erkannte ihn sein Kind natürlich nicht, aber sie hatten bald keine Probleme. Mit seiner Frau gab es jedoch nach kurzer Zeit die gleichen Schwierigkeiten wie zuvor. Bei jedem Anlass fing sie sofort wieder zu schreien an, um ihren Willen durchzusetzen. Nichts passte ihr, der Haushalt interessierte sie nicht; sie liess ihre Mutter alle Hausarbeiten machen, wollte selbst nur Bücher lesen und tat dies oft bis nach Mitternacht. Für ein wirkliches Eheleben hatte sie kein Verständnis. Es war ihr zu triebhaft und zu primitiv. Sie beklagte sich immer nur über das wenige Geld, das er heimbrachte, obwohl er seinem Beruf entsprechend gut bezahlt wurde und fast alles ablieferte. Als ihre Mutter älter und weniger leistungsfähig wurde, musste er sehen, wie seine Frau alles immer mehr verschlampen liess. Eine schlampige Frau aber ist ein Greuel für jeden Mann. Er wollte nur durchhalten bis sein Kind erwachsen sei und ihn nicht mehr brauche. Inzwischen habe seine Frau eine masslose Gier nach Mehlspeisen und Süssigkeiten entwickelt, wodurch sie schwer übergewichtig geworden sei und wieder grösste Probleme mit dem Gehen habe. Zuletzt habe sie sich bei einer Auslandsreise – er sei mit ihr

viel gereist – auch noch in leichtfertiger Weise den Fuss gebrochen, so dass sie nur mehr mit Krücken gehen könne. Das sei nun furchtbar für ihn, denn jetzt würde ihn jeder verurteilen, wenn er sie verlasse. Ausserdem sei sie infolge ihres Übergewichtes zuckerkrank und habe Schwierigkeiten mit ihrem Kreislauf. Er habe ihr immer soweit wie möglich bei ihrer Arbeit geholfen, ohne Anerkennung oder Dank zu erhalten. Das Leben mit ihr sei zu einer einzigen Qual geworden. Er könne sich aber keinen Ausweg vorstellen, weil sie jede Beratung durch Psychologen oder Psychiater strikt ablehnt und einen von ihm gerufenen Spezialisten, wie schon früher, hinausgewiesen hat. An Scheidung sei wegen seines Kindes und ihrer Abhängigkeit von Hilfe nicht zu denken. Auch die nun heranwachsende Tochter leide sehr unter diesen Verhältnissen. Sie sei aber ein lieber Mensch geworden. Ich gab ihm zu Bedenken, dass viele Menschen, die in den Krieg geschickt worden waren, als Krüppel an Leib und Seele heimgekommen sind und das auch uns hätte geschehen können. Wer weiss, wie viele ihrer Angehörigen unter deren unbeherrschten Launen leiden müssen, weil diese menschlichen Kriegsrelikte mit ihrem Schicksal nicht fertig werden. Ein Krieg löse keine Probleme, sondern schaffe nur neue und die Menschen werden in ihrer Grundeinstellung nicht anders. Wir und unsere Kameraden haben wohl viel erdulden müssen, aber wir sind einigermassen gesund heimgekommen. Er müsse immer daran denken, was wir alles erlebt und überlebt haben und man stellte uns immer vor neue Aufgaben. Wir haben sie bisher gelöst. Er könne auch mit dieser Zukunft fertig werden, denn das Leben gehe immer weiter. Wir sahen uns später wieder und ich hatte den Eindruck, dass er es geschafft hat. Doch einige hatten die schweren Belastungen durch Krieg und Gefangenschaft samt der Übergangsphase nach der Heimkehr mit allen Schwierigkeiten der Nachkriegszeit ohne nachhaltige Schäden überwunden und sich durch ihre Fähigkeit, auch mit den schwierigsten Problemen in Ruhe fertig zu werden, zu einem reiferen Menschen entwickelt, denn die «Zerreissprobe» Krieg und Gefangenschaft hat sie nicht zerstört. Ob sie dazu den Krieg und Gefangenschaft wirklich gebraucht hätten, kann bezweifelt werden.

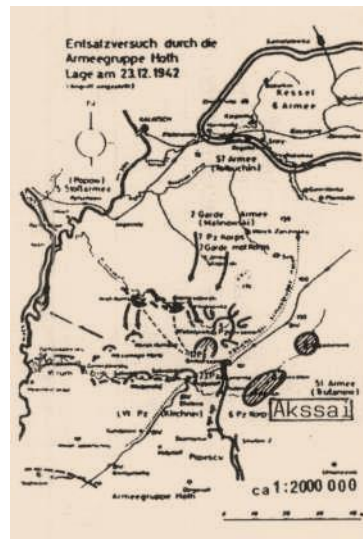
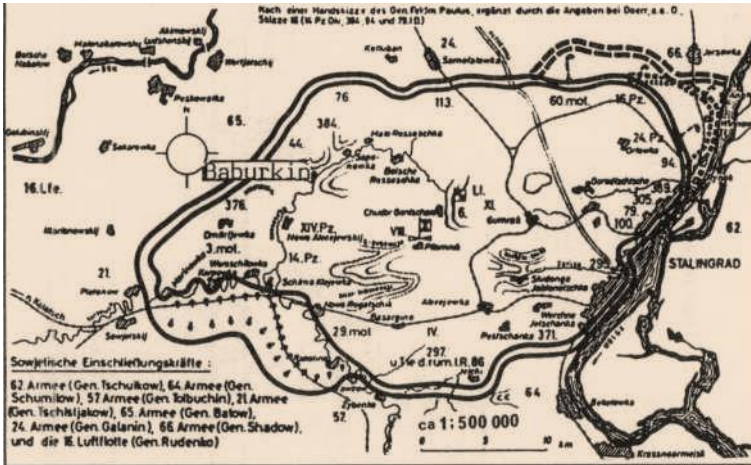
Plan vom Arbeitslager 108/1 Krassnoarmeisk





Detailkarten der Kampfgebiete

STALINGRAD: Lage Im Kessel vordem 10.11.1943





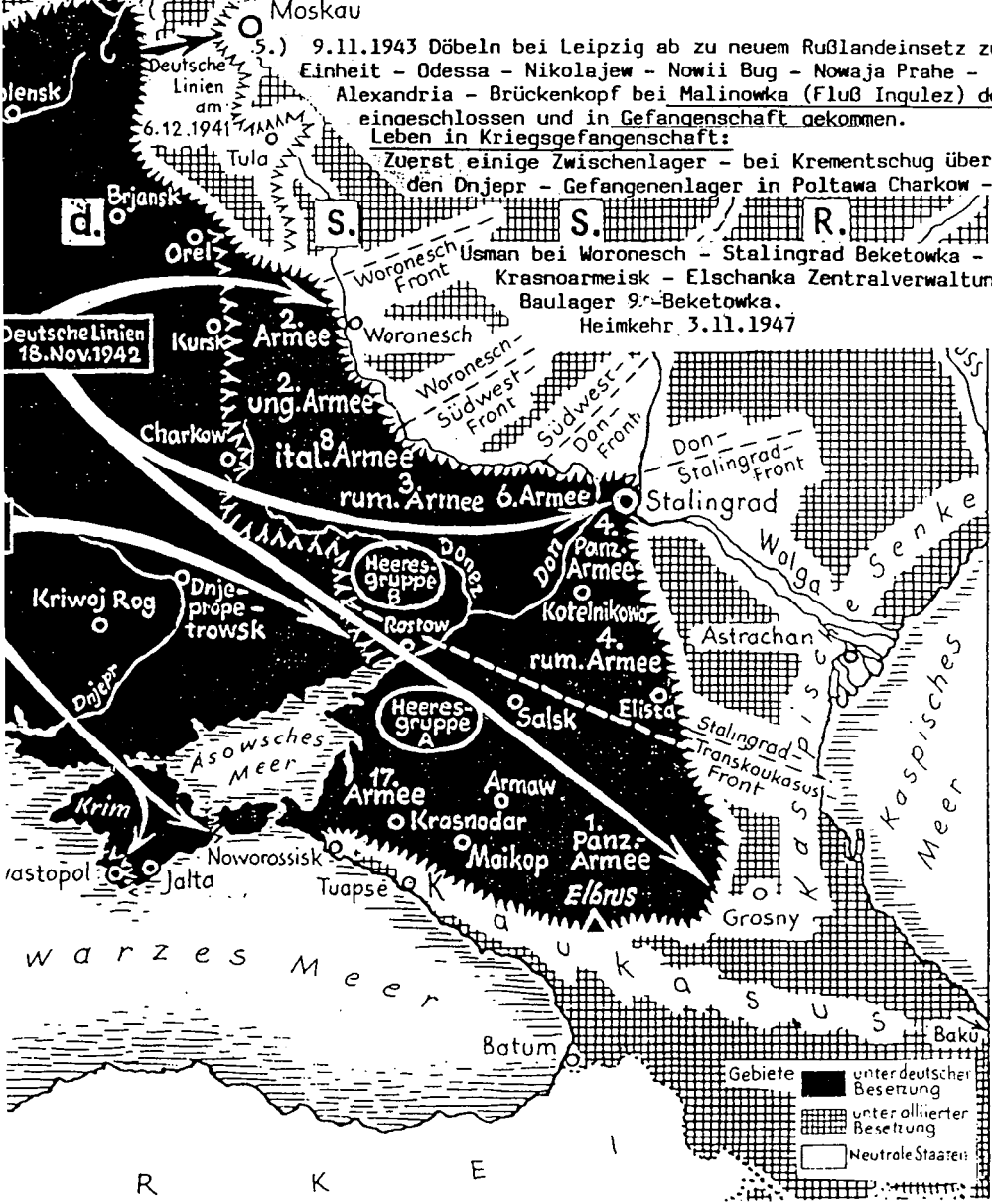
Stadtplan von Stalingrad vor der Zerstörung

WEITESTER VORMARSCH DER DEUTSCHEN IN RUSSLAND



Karl Schellmann: Rußlandseinsätze in Hitlers Viefrentenkrieg bis zur Gefangennahme.

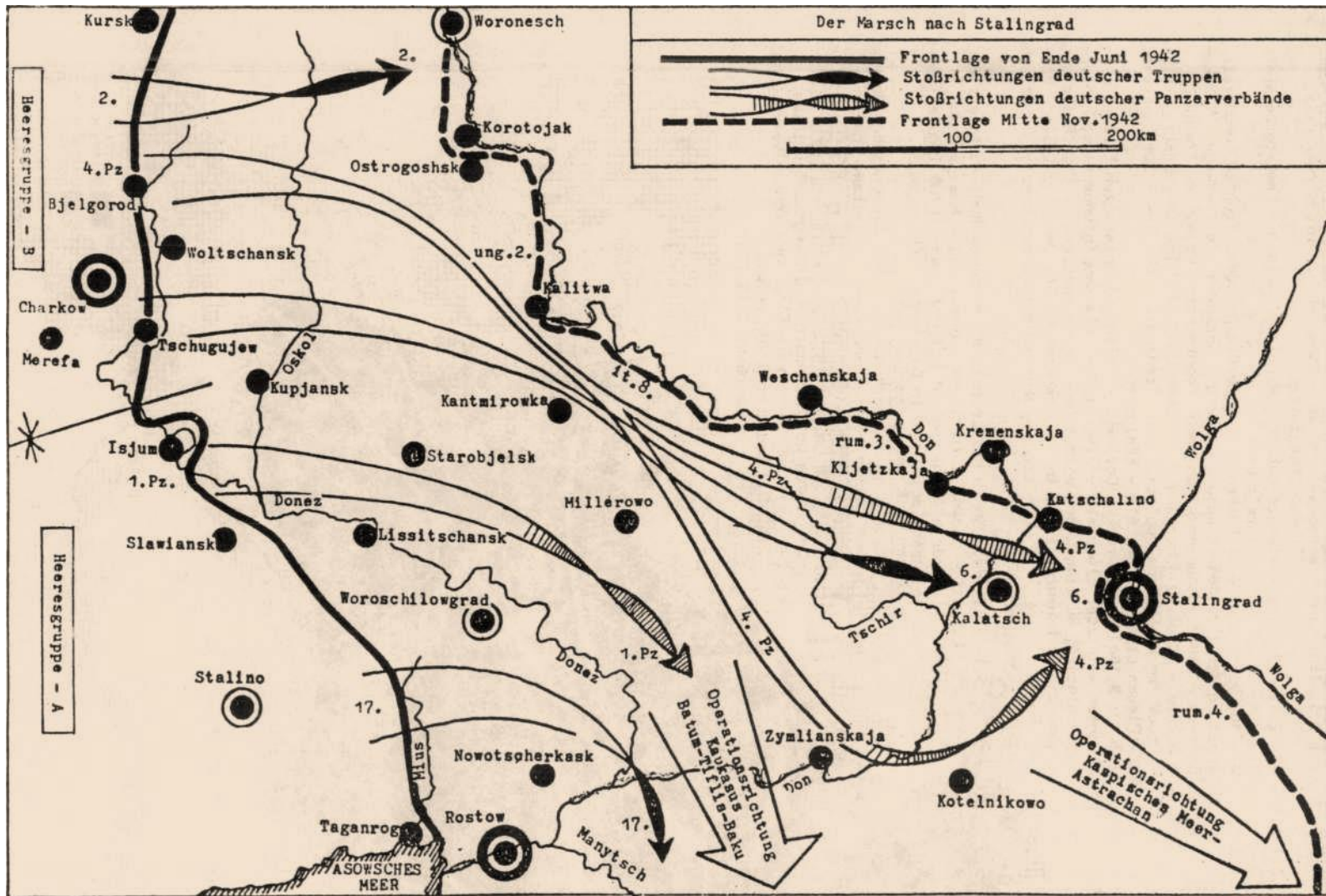
- 1.) 9. 9. 1941-9. 11. 1941 Linz - Warschau - Minsk - Gomel - Orel - zurück nach Linz. (Transportbegleiter)
- 2.) 1. 12. - 2. 2. - Linz - Wienerneustadt - Winniza - Gaisin - Lemberg (Lazarett) Lazarett Linz
- 3.) 28. 2. - 30. 9. - Linz - St. Pölten - Königsbrück/Dresden, Truppenübungsplatz zur Aufstellung der I.D. 384- Krakau - Lemberg - Gorlowka - Petrowskaja - Charkow Kessel Charkow - Oskol - Donbogen - Rossosch - Bohutschar - Kalmykow - (Kalatsch-Kessel - Steppe - Nördl. Donübergang - zwischen Don und Wolga (Nordwestl. Stalingrad) - zurück zum Hauptverbandsplatz - San. Transport - Charkow - Sumy - Krakau - Lazarett - Plauen Ersatztruppenteil - Königsbrück.
- 4.) 18. 11. 1942-28. 2. 1943 Königsbrück - Gorlowka - Stalino Flugplatz zum Einflug : nach Stalingrad - letzter Flugplatz verloren; dann als Kampfgruppe einer Panzergruppe eingeschlossen, Rückzug über Saparosche - Dnjepropetrowsk - dort Reste der 6. Armee sammeln für Neuaufstellung in Nordfrankreich, St. Omer bei Lille - Bretagne - Normandie (Küstenschutz) - Osturlaub.

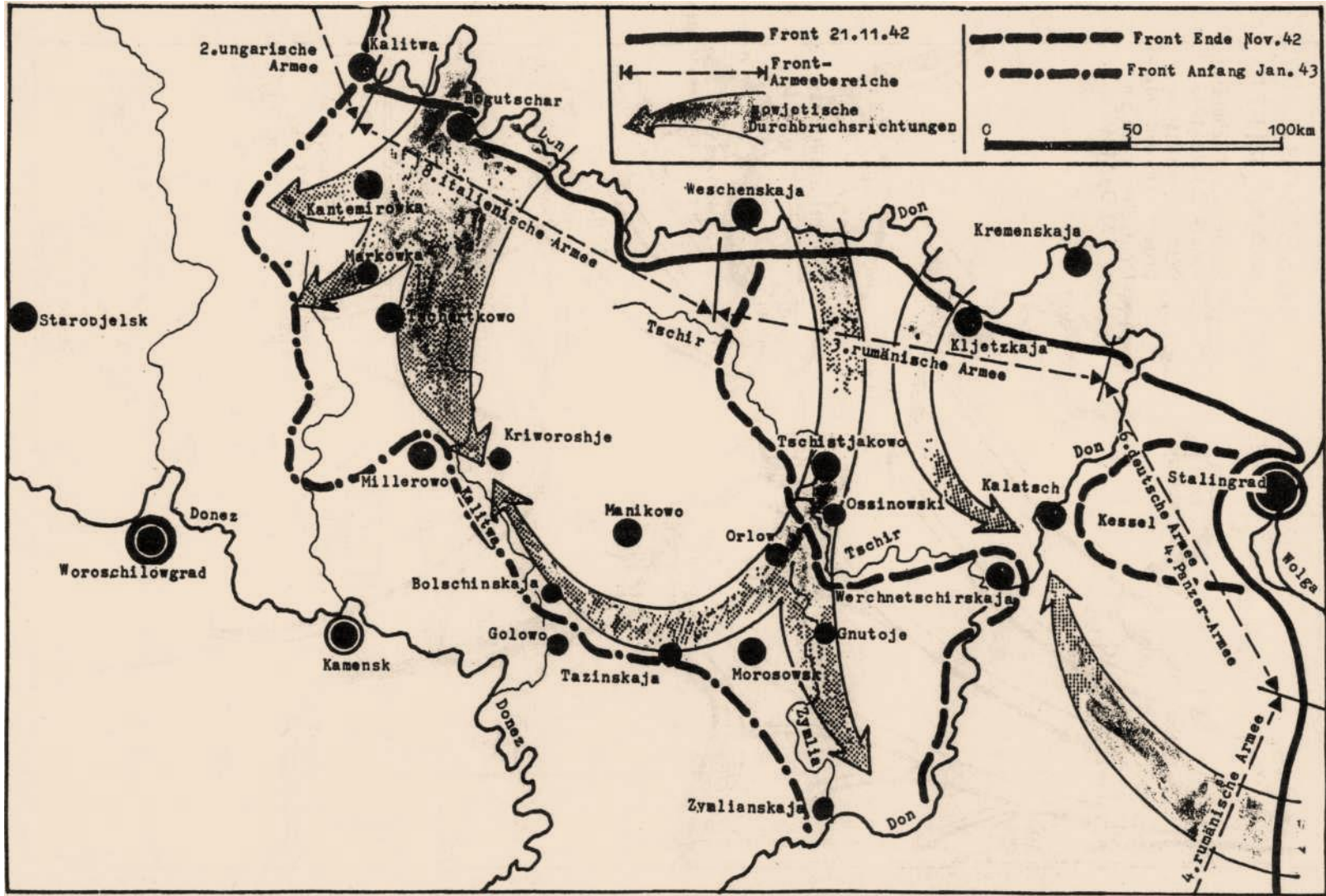


5.) 9. 11. 1943 Döbeln bei Leipzig ab zu neuem Rußlandeinsetz zur Einheit - Odessa - Nikolajew - Nowii Bug - Nowaja Prahe - Alexandria - Brückenkopf bei Malinowka (Fluß Ingulez) dort eingeschlossen und in Gefangenschaft gekommen.




Leben in Kriegsgefangenschaft:
Zuerst einige Zwischenlager - bei Kremenchug über den Dnjepr - Gefangenenlager in Poltawa Charkow - Usman bei Woronesch - Stalingrad Beketowka - Krasnoarmeisk - Elschanka Zentralverwaltung - Baulager 9. - Beketowka. Heimkehr 3. 11. 1947

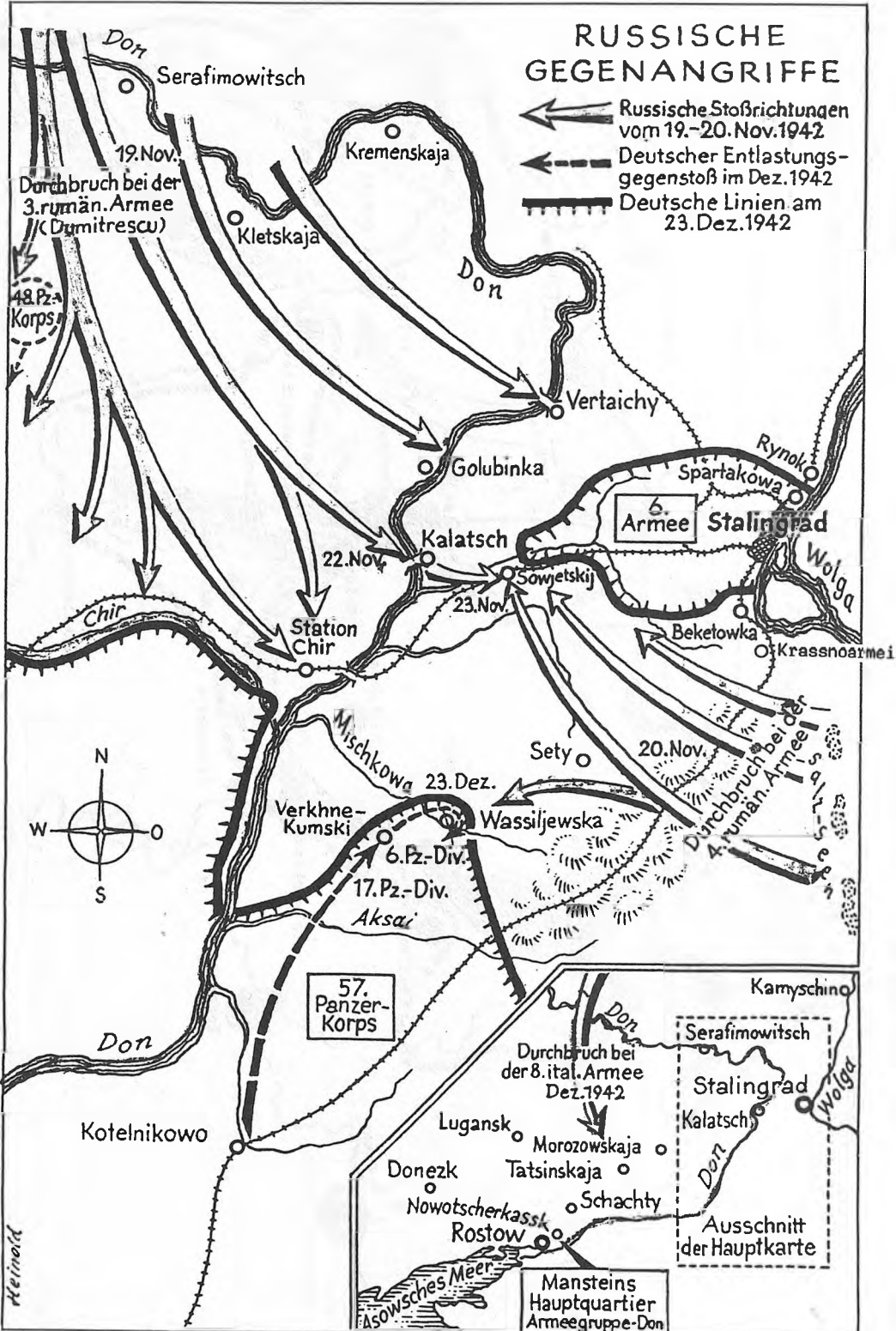
Deutsche Linien 18. Nov. 1942





RUSSISCHE GEGENANGRIFFE

-  Russische Stoßrichtungen vom 19.-20. Nov. 1942
-  Deutscher Entlastungsgegenstoß im Dez. 1942
-  Deutsche Linien am 23. Dez. 1942



Heinold

Das Infanterie Sturmabzeichen



Ehrl. Eintr. 37906.

M. Leitner

Die Infanterie
ist die Hauptwaffe.
Alle anderen Waffen unter-
stützen sie. Mit Feuer
und Stoß ringt sie den
Feind nieder. Sie bricht im
Angriff seinen letzten
Widerstand, an ihrer
Abwehr scheitert
der feindliche Ansturm.

FELDPOST

d
-24.12.42.

An Frau

M. Leitner

in Goldwisch 4

P. Ullensheim a. D.

Oberdonau

Ostmark.

O. U. 15. XII. 42.

Liebe Mütter! Weihnachten im Hessel vom
Lenny fette auf Befehl
wunder einmal Musfisch von der zu
welter, das gestern kam das hier von
auf von die mit großen Freude über
Lusthabung über von 25. II. 1942.
Über die Beförderung der vielen Beförderung
gestaltet mit Beförderung unter
Lusthabung ist jetzt Beförderung heute die
Lusthabung in der Beförderung, Beförderung
und nicht die Beförderung immer zu
Lusthabung in der Beförderung heute.
Lusthabung und die Beförderung heute.
Lusthabung und die Beförderung heute.
Lusthabung und die Beförderung heute.

Geheime Kommandosache

Armee-Oberkommando 6
laAz. INr. 3044/42 g.K.

A.H.Qu.. den 19. August 1942
18.45 Uhr

11 Ausfertigungen
9. Ausfertigung

Armeebefehl für den Angriff auf Stalingrad (Karte 1 : 100'000)

1. Der Russe wird den Raum um Stalingrad hartnäckig verteidigen. Er hat die Höhen auf dem Ostufer des Don westlich Stalingrads in grosser Tiefe zur Verteidigung ausgebaut und besetzt.

Es ist damit zu rechnen, dass er Kräfte, dabei auch Panzerbrigaden, um Stalingrad und nördlich der Landbrücke zwischen Don und Wolga für Gegenangriffe bereitgestellt hat.

Bei einem Vorgehen über den Don auf Stalingrad rechnet die Armee daher mit Widerstand in der Front und mit Gegenangriffen grösseren Ausmasses gegen die Nordflanke des eigenen Stosses.

Es ist möglich, dass durch die Vernichtungsschläge der letzten Wochen dem Russen die Kräfte für einen entscheidenden Widerstand fehlen.

2. 6. Armee setzt sich in den Besitz der Landbrücke zwischen Don und Wolga nördlich der Eisenbahn Kalatsch-Stalingrad und sichert sich nach Osten und Norden.

Die Armee überwindet hierzu den Don zwischen Peskowatka und Ostrowskij, Schwerpunkt beiderseits Wertjatschi. Unter ständiger Abdeckung nach Norden stösst sie alsdann mit ihren schweren Verbänden über den Höhenzug zwischen der Rossoschka und dem Quellgebiet der B. Karennaja in den Raum hart nördlich Stalingrad bis an die Wolga durch, während gleichzeitig Teilkkräfte von Nordwesten in die Stadt eindringen und sie nehmen.

Dieser Stoss wird in der Südflanke durch Vorgehen von Teilkkräften über den Mittellauf der Rossoschka begleitet, die südwestlich Stalingrad die Verbindung mit den von Süden vorstossenden schnellen Verbänden der Nachbararmee herstellen.

Gegen den Raum zwischen den Unterläufen der Rossoschka und der Kartowka und dem Don aufwärts Kalatsch wird von Nordosten her zunächst nur mit schwachen Kräften gesichert. Dieser Raum soll von Nordosten her aufgerollt werden, sobald die von Süden gegen die Kartowka vorgehenden Kräfte der Nachbararmee heran sind.

Mit fortschreitendem Angriff auf dem Ostufer des Don sollen am Westufer des Flusses abwärts Malyj nur schwache Kräfte zur Sicherung stehenbleiben, die sich später durch einen Vorstoss über den Fluss beiderseits Kalatsch an der Vernichtung der dort stehenden Kräfte beteiligen.

3. Anträge:

XXIV. Pz.K. sichert den Don von der rechten Armeegrenze bis Lutschinskoy (ausschl.) und bereitet mit 71.1. D. unter Belassung schwächster Sicherungen am Don Bildung eines Brückenkopfes beiderseits Kalatsch mit anschliessendem Vorstoss dieser Div. nach Osten vor.

Herauslösen des Gen.Kdos. zu anderweitiger Verwendung ist vorzubereiten.

II. A. K. gewinnt einen weiteren Brückenkopf über den Don beiderseits Wertjatschi. Hierfür werden ihm artilleristische, Pionier- und Verkehrsregelungskräfte, Panzerjäger und erforderliche Nachrichtenmittel des XIV. Pz. K. vorübergehend unterstellt.

Sobald des XIV. Pz. K. durch den Brückenkopf nach Osten vorgeht, ist es Aufgabe des II. A. K., dessen Südflanke zu decken.

Hierzu stösst es zwischen Nishne-Alexejewskij und Bol. Rossoschka über den Rossoschka vor, nimmt das Höhengelände westlich Stalingrad in Besitz und stellt nach Südosten vorübergehend die Verbindung mit den von Süden vorstossenden schnellen Verbänden der rechten Nachbarmarmee her.

Das Korps nimmt und besetzt alsdann Mitte und Südteil von Stalingrad.

Schwache Kräfte sichern währenddessen zwischen Peskowatka und Nishne-Alexejewskij. Für die Vernichtung der südlich dieser Linie nördlich der Karpowka stehenden russischen Kräfte ergeht rechtzeitig besonderer Befehl der Armee.

XIV. Pz. K. stösst nach Gewinnung des Brückenkopfes durch II.A.K. aus diesem über den Höhenzug nördlich Malrossoschka und Hp. Konaja nach Osten bis zur Wolga nördlich Stalingrad durch, sperrt die Wolga und unterbindet den Eisenbahnfahrbetrieb hart nördlich Stalingrad.

Mit Teilen dringt das Korps von Nordwesten in den Nordteil ein und nimmt ihn in Besitz. Panzer sind hierzu nicht einzusetzen.

Nach Norden ist auf dem Höhenrücken südwestlich Jersowka und südlich des B. Gratschewaja-Abschnittes abzudecken. Dabei ist engste Verbindung mit dem von Westen herankommenden VIII. A.K. zu halten.

VIII. A.K. deckt Nordflanke XIV. Pz. Korps. Hierzu stösst es auf den zwischen Nishnij-Gerassimow und Ostrowskij gewonnen Brückenköpfen scharf nach Südosten vor und gewinnt, ständig nach Norden einschwenkend, eine möglichst panzersichere Linie zwischen Kusmitschi und Kat-

schalinskaja. Enge Verbindung mit dem XIV. Pz. Korps ist zu halten.

XL u. XVII. A. K. sichern die Nordflanke der Armee.

XI. A. K. im Don-Abschnitt: Melow-Kletschaja (ausschl.) bis zur linken Armeegrenze.

XL A. K. stellt baldmöglichst die 22. Panzerdivision zur Verfügung der Armee im Raum um Dalij-Perekowskoj-Orechowskij-Sseliwanow bereit.

4. Angriffstag und Zeit sind durch Sonderbefehl geregelt.
5. Trennungslinien siehe besonders ausgegebene Karte.
6. VIII. Fliegerkorps wird den Angriff der Armee zunächst mit Schwerpunkt bei LI. A. K., dann bei XIV. Pz. Korps unterstützen.
7. Armeegefechtsstand ab 21. 8. früh Ossinowskoj.
8. Weitergabe dieses Befehls nur in Auszug an die unterstellten Dienststellen und nur das, was diese wissen müssen.
Beförderung nicht mit Flugzeug. Die Geheimhaltungsbestimmungen sind nach Inhalt und Verteiler beachtet.

Der Oberbefehlshaber
bez. Paulus

Aus dem Buch «Hitlers Jugend» von Franz Jetzinger, Europa Verlag Wien 1956

Ein graphologisches Gutachten

Ein akademisch gebildeter Bekannter, von dem ich wusste, dass er sich schon lange bloss aus wissenschaftlichem Interesse mit Graphologie befasste, kündigte mir seinen Besuch an. Ich entfernte aus der Photokopie eines Hitlerbriefes jene einzige Stelle, aus der man eventuell den Schreiber erraten könnte, und legte ihm den Rest vor. Er warf nur einen flüchtigen Blick darauf und schob sie beiseite mit den Worten: «Steht nicht dafür».

«Was heisst, steht nicht dafür; ich möchte ein Gutachten über diesen Menschen!»

«Ach so, Sie haben da ein persönliches Interesse?»

«Gewiss, sogar ein sehr lebhaftes!»

Nun analysierte er jeden Schriftzug sehr genau und gab mir die entsprechenden Erklärungen. Zum Schlusse sagte er: «Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, lassen Sie sich mit diesem Menschen nicht weiter ein, er verdient es nicht, und Sie machen mit ihm nur schlechte Erfahrungen! «

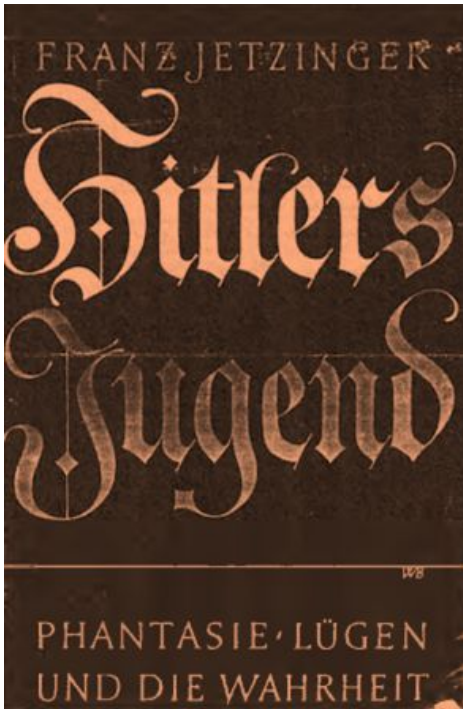
Ich musste hellauf lachen und sagte: «Das hätten Sie schon vor zwanzig Jahren predigen sollen, im ganzen deutschen Sprachgebiet, hätte aber auch nichts genützt; mit diesem Menschen haben sich Tausende eingelassen und dabei schlechteste Erfahrungen gemacht; er heisst Adolf Hitler!»

Der Graphologe war baff, zunächst unfähig zu einem Wort, schliesslich sagte er: «Nun, Sie wissen, besonders viel habe ich von diesem Manne nie gehalten, dass er aber ein derart minderwertiges Subjekt sei, hätte ich denn doch nicht gedacht!»

Dr. Franz Jetzinger aus Linz, Historiker und Zeitzeuge

Des Schülers		Schulgeld zahlend oder befreit		Kategorie des Bundes	
Familienname Hitler Vorname: Adolf		1 Jahr zahlend		III	
Tag: Salzburger 20 April 1889		2 Jahr zahlend			
Geburtsort Grainau a. Inn Land Oberösterreich Religion Katholisch Muttersprache deutsch		Stipendium			
				Antrag aus dem am 1. Juni mit gebrachten Zeugnis	
				Zeugnis über die 2. Klasse des B. G. des K. K. Staatsreal- schule Innsbruck vom 16. Sept. 1905 Erlaubt Befähigung, Klasse einzuführen, Fortgang I in Folge der Mittelschulprüfung im Sommer 1905.	
Name...	Des Vaters (der Mutter) +	Des Vormunders	Des unmittelb. Aufsehers	Des Antrages	
	Adolf Hitler	Herrn Kittner	Conrad Pfler	Cichini	
Stand	Handwerker	Lehrer	Größt. Bundes		
Wohnort (Vernehmung)	Leonding	Leonding	Hayz Grünwald 19		
	I Semester		II Semester		Anmerkungen
Allgemeine Fortgangsklasse	erste		erste		
Sittlicher Betragen	befriedigend		befriedigend		
Fließ.	nicht befriedigend		befriedigend		
Leistungen in den einzelnen Unterrichtsfächern					
Religionslehre	genügend		befriedigend		
Deutsche Sprache	nicht genügend		genügend		
Österreichische Sprache	nicht genügend		genügend		
Englische Sprache	—		—		
Geographie u. Geschichte	genügend		befriedigend		
Mathematik	nicht genügend		genügend		
Naturgeschichte	—		—		
Chemie	genügend		genügend		
Physik	befriedigend		genügend		
Spezielle - ganz besond. Fachlehre Geschichte	genügend		nicht genügend *		
Verhanden	lobenswert		besorglich **		
Schönschreiben	—		—		
Türnen	besorglich		besorglich		
—	—		—		
Handgeogr. I. Kurs	nicht genügend		—		
Geogr.	—		befriedigend		
Praktische Übungen — dem Labor	—		—		
—	—		—		
Die in der Form der Schulischen Arbeiten	meist befriedigend		meist befriedigend		
Zahl der von dem Laboranten	30 von Besten- gung		0 von Besten- gung		
			gefördert und gefördert über die 1. Klasse am 11. 2. 1905 2. Klasse am 16. 7. 1905		

Schulzeugnis Hitlers von 1905
Auszug aus dem «Hauptkatalog»



Der berüchtigte «Militärakt», den Hitler noch 1943 energisch gesucht hatte

Am 22. Jänner 1914 gab das Konsulat an die Polizeidirektion folgende Weisung: «Nach mündlicher Besprechung Auslieferung nur erforderlich, wenn Hitler am 5. Februar nicht nach Linz zur Stellung fährt.»

Die verspätete Stellung

Das Schreiben des Konsulats samt dem Rechtfertigungsbrief wurde mit dem Vermerk «dringend» am 23. Jänner abgesandt, es trägt aber

vom Linzer Magistrat erst den Eingangsstempel vom 28. Jänner. Für das Konsulat war dieses ungewisse Herwarten durch eine volle Woche peinlich, denn es wusste nicht, ob man auf seine Anregung bezüglich der Stellung in Salzburg eingehen werde oder nicht. Endlich am 30. Jänner langte von Linz folgendes Schreiben ein:

Wird dem k. und k. österr.-ungar. Generalkonsulate in München mit dem Ersuchen übermittelt, die Stellung des Genannten durch die Stellungskommission in Salzburg am 5. Februar 1914 veranlassen zu wollen. – Sollte Genannter an diesem Tage vor der Stellungskommission in Salzburg nicht erscheinen, so wolle dortamts das Weitere verfügt werden.

Sofort übersandte das Konsulat alle Aktenstücke «dem Magistrat Salzburg zur gefälligen Entsprechung».

Was also Hitler kaum zu hoffen gewagt hatte, wie er schrieb, wurde ihm erfüllt. Er brauchte nicht nach Linz zu fahren, bekam auch keinerlei Strafe, nicht einmal eine Krone Geldstrafe, sondern konnte sich, so, als wäre ohnehin alles in Ordnung gegangen, in Salzburg stellen. Diese Begünstigung verdankte er nur der wohlwollenden Begutachtung durch das Konsulat. Dieses war auch zur Aushändigung der Reisekosten durch das Gesetz verpflichtet; leicht möglich, dass der Konsul da etwas tiefer in die Kasse griff, handelte es sich doch, wie man meinte, um einen recht

armen Künstler; dass es sich in Wirklichkeit um einen Menschen handelte, der um keinen Preis etwas lernen oder arbeiten wollte, konnte man nicht wissen und bei dem vorgefassten Mitleid auch nicht ahnen. Zum Dank dafür hat dann dieser Stellungsflüchtling über sein Heimatland Österreich etliche Jahre später geschimpft wie ein Rohrspatz!
So erschien Hitler, vermutlich in einigermaßen passabler Kleidung, am 5. Feber 1914 vor der ständigen Stellungskommission in Salzburg. Seine Körpergrösse ist in der Stellungsliste mit 175 cm angegeben. Der Befund der Stellungskommission lautete:

**Zum Waffen- und Hilfsdienst untauglich, zu schwach.
Waffen unfähig.**

Noch am selben Tag wurde der Akt von der Stadtgemeindevorsteherung Salzburg an den Magistrat Linz gesandt, wo er am 7. Feber den Vermerk erhielt «ad acta». Dort schlummerte er bis 1924, wo er einen Ausflug nach Wien und zurück machte und sich dann zur entscheidenden Zeit ausgerechnet von dem nicht finden liess, der ihn mit so grossem Eifer durch die Gestapo suchte! – Um irrigen Vermutungen vorzubeugen, sei betont, dass – leider! – nicht ich es war, der ihn vor dem Zugriff Hitlers und dadurch vor der Vernichtung rettete, sondern wirklich und tatsächlich der Zufall!

Seine ganze Laufbahn wäre zu Ende gewesen, wäre in Bayern bekanntgeworden, dass Hitler seine Wehrpflicht in Österreich nicht abgeleistet habe, sondern als gänzlich untauglich, zu schwach und waffenunfähig erklärt worden sei. Er konnte nur zu einer freiwilligen Einheit einrücken, weil diese jeden nahm.

Magistrat Linz Abt. I

*Überlegung, Da 18^{ten} Juli 1^{te} Aufzeichnung & Befund von miss. Hellen. S.
Überlegung durch den Kriminal-Schutzmann Oberl. Rottmann Nr. 11/2
eingeführt, nach der auf dem 20^{ten} in Linz zur Stellung einget.
finden falls, andigenfalls, am 8. 6. 1914. 66 der Aufzeichnung beifügt
sind.*

Schriftprobe Hitlers aus dem Brief an den Magistrat Linz wegen verspäteter Stellung.

Oberdonau-Zeitung

AMT-LICHE TAGESZEITUNG DER NSDAP-GAUBERDONAU
Nr. 31 & (16.) Jahrgang
Liss (Donau), Sonntag, 31. Jänner 1943
Preis 15 Pfennig

Die Führer-Proklamation: Nichts kann uns bezwingen! Kampf bis zum eindeutigen Sieg!

Es geht um Überlebens- und Vernichtung - Was der Einzelne auf sich nimmt, ist nichts gegen
wideren würden, wenn sich die Barbarenhorden des Ostens über uns erdrosseln ließen.
der Thro: Die Heimat sei den Helden an der Wolga abzurufen - Göring und Dr.

Der Allmächtige wird
Unsere Aufgabe als
fallen, das wir
nach dem
Liss (Donau), Dienstag, 26. Jänner 1943

Madrid fordert: „Höchste vereinte Anspannung von Willen und Waffen“ Europa blickt auf Stalingrad

Leichteste Fanal für 1943 - Die Presse des Kontinents stellt fest: Die bolschewistische Lawine muß gestoppt werden
Amerikanische Erkenntnis über die innere Front - Churchill in Washington - Großer Kritiker der Antichristen

Fester Grundstein im Schutzwahl Europas

Die finnische Presse betont die entschlossene Kampfbereitschaft Finnlands
In Helsinki, 30. Jänner: In schwerer der Kampf wird, obwohl die
stärkere Zeitgenossen „Alan Gessell“, welche Worte
entstehen nach in Finnland, welche Worte
dieses Mannes und dem Gelingen. Gessell
auch das deutsche Volk werden helfen.
betragen, das gefälligen in jenen Schutzwahl
und Stalin durch den Frieden gleiche Volk
und ein fester Grundstein im Schutzwahl Europas
nach der großen Aufgabe werden, welche
Schwerer ist, wieder ruhen lassen.
Schwerer ist, wieder ruhen lassen.
Schwerer ist, wieder ruhen lassen.

Nach der Räumung der Stadt Tripolis

Stellung in Tunesien vertritt - Achse kam Montgomery und Eisenhower vor
In Berlin, 30. Jänner: Die Räumung der Stadt Tripolis
Stellung in Tunesien vertritt - Achse kam Montgomery und Eisenhower vor
In Berlin, 30. Jänner: Die Räumung der Stadt Tripolis
Stellung in Tunesien vertritt - Achse kam Montgomery und Eisenhower vor

500.000 Menschen zum Tode verurteilt

Ein bulgarischer Journalist über das Sowjet-Blutvergießen in Stalingrad
In Sofia, 30. Jänner: Ein bulgarischer Journalist über das Sowjet-Blutvergießen in Stalingrad
In Sofia, 30. Jänner: Ein bulgarischer Journalist über das Sowjet-Blutvergießen in Stalingrad

Unter verschleierten Originalität über die Judenfrage

16 Seiten Originalität über die Judenfrage
Preis 15 Pfennig
Verlagsgesellschaft der alten Adm. 2. Auflage 1938
3. Jahrgang

Sum 25. Juli 1934.

Die Originalität über die Judenfrage
Preis 15 Pfennig
Verlagsgesellschaft der alten Adm. 2. Auflage 1938
3. Jahrgang

Retter Europas
Der Kampf um Stalingrad
Die deutsche Armee hat sich in der Schlacht um Stalingrad
Die deutsche Armee hat sich in der Schlacht um Stalingrad

Stellung in Tunesien vertritt
Achse kam Montgomery und Eisenhower vor
In Berlin, 30. Jänner: Die Räumung der Stadt Tripolis

500.000 Menschen zum Tode verurteilt
Ein bulgarischer Journalist über das Sowjet-Blutvergießen in Stalingrad

Unter verschleierter Originalität über die Judenfrage
16 Seiten Originalität über die Judenfrage
Preis 15 Pfennig

Sum 25. Juli 1934.
Die Originalität über die Judenfrage
Preis 15 Pfennig

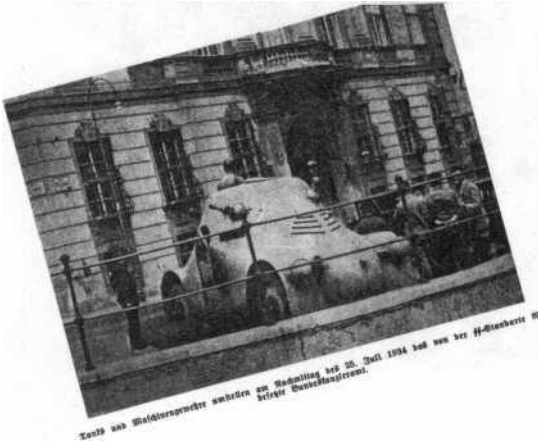


ERZIEHUNG

„Und wenn links und rechts Verbockte dastehen und sagen: ‚Aber uns bekommt ihr Nationalsozialisten nie‘, dann sage ich: ‚Das ist uns gleichgültig; aber eure Kinder bekommen wir. Sie erziehen wir von Vorherein zu einem anderen Ideal...‘» So Hitler im Jahre 1933. Was er sich letztlich unter diesem Ideal vorstellte, umschrieb er unter anderem auch mit folgenden Worten: «... Meine Pädagogik ist hart. Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgern wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich. Jugend muss das alles sein. Schmerzen muss sie ertragen. Es darf nichts Schwaches und Zärtliches an ihr sein. Das freie, herrliche Raubtier muss erst wieder aus ihren Augen blitzen. Stark und schön will ich meine Jugend. Ich werde sie in allen Leibesübungen ausbilden lassen. Ich will eine athletische Jugend. Das ist das Erste und Wichtigste. So merze ich die Tausende von Jahren der menschlichen Domestikation aus. So habe ich das reine, edle Material der Natur vor mir. So kann ich das Neue schaffen.» – Die Tschetniks in Jugoslawien haben diese Wahndeide Hitlers offenkundig gelesen und verwirklicht.



Der Gipfelpunkt des Wahnsinns
Zuletzt sollten auch die Kinder des «Dritte Reich» noch retten.
Eines der letzten Aufnahmen des «Führers» Hitler, der kaum noch aufrecht stehen kann, zeichnet kurz vor der Kapitulation eine Reihe der nach einem Fronteinsatz überlebenden Kinder mit dem Eisernen Kreuz aus.



Einige von Wehrmachtsoffizieren wurden am 30. April 1945 bei der Kapitulation des Reiches ausgezeichnet.

50 Jahre nach der Katastrophe von Stalingrad

Bei Gesprächen mit interessierten Lesern meines Buches: «Gefangen in Stalingrad» hörte ich immer wieder die Frage, ob Hitler wirklich ein so grausamer Diktator gewesen sei, wie er jetzt oft geschildert wird oder ob er nicht doch auch Positives geleistet habe. Von allen wurde ein diesbezüglicher Mangel im Geschichtsunterricht beklagt. Auch ihre Väter wollten über diese Zeit nicht sprechen. Ich sagte ihnen: Um die Vorgänge, die zum 2. Weltkrieg samt Hitlerregime führten, besser verstehen zu können, müsse man sich auch etwas mit den Folgen des 1. Weltkrieges (1914-1918) beschäftigen. Erst nachher könne man ein angemessenes Urteil fällen.

Deutschland und Österreich, aber auch das nun kommunistische Russland waren wirtschaftlich und politisch in grössten Schwierigkeiten. Die «Siegermächte» zeigten dafür keinerlei Verständnis, sondern liessen ihnen bei der 1. Weltwirtschaftskonferenz 1922 in Genua ihren Hass spüren. Daher schlossen Deutschland und Russland im nahen Rapallo ein für beide Staaten gleich wertvolles Abkommen zur Aufnahme wirtschaftlicher und diplomatischer Beziehungen. Grosse Verdienste um diesen Vertrag erwarb sich der deutsche Aussenminister, Walther Rathenau. Obwohl er bald darauf auch eine Verminderung der Deutschen Reparationszahlungen erreichen konnte, wurde er bei einer durch Rechtsradikale verursachten Judenhetze als verräterischer Jude noch 1922 in Paris erstochen.

Deutschland aber konnte der SU (Sowjetunion) beim Aufbau ihrer Schwerindustrie helfen und selbst seine, durch den Friedensvertrag verbotene Rüstungs-, insbesondere Flugzeugindustrie dort neu entwickeln und militärische Forschung betreiben. Bald gab es sehr rege Zusammenarbeit hoher deutscher Offiziere mit Marschall Tuchatschewski, der massgeblich am Aufbau und an der Organisation der Roten Armee beteiligt war. Er wurde von Stalin mit vielen anderen hohen Offizieren 1937 hingerichtet, weil sie bei ihm in Verdacht geraten waren, unter Ausnützung ihrer militärischen Macht, gegen ihn zu intrigieren. So verlor die SU knapp vor Beginn des 2. Weltkrieges seine fähigsten Offiziere und konnte seine grosse industrielle Rückständigkeit nur wenig aufholen. Daher blieb auch die Rüstungsindustrie hinter dem Westen weit zu-

rück, dann alles wurde nur in die ganz unterentwickelte Schwerindustrie gesteckt, in Kraftwerke, Kohle- und Stahlproduktion. Der Zustand der Strassen und Eisenbahnen blieb rückständig und die Versorgung mit notwendigen Verbrauchsgütern schwach.

In Deutschland wurde inzwischen Adolf Hitler wegen seines missglückten SA Putsches (im Keller des Hofbräuhauses in München) 1923 in Landsberg am Lech eingesperrt und frühzeitig nach einem Jahr (entgegen dem Urteil auf fünf Jahre) entlassen. Er hatte dort seine «Bibel», das Buch «Mein Kampf» geschrieben, worin er den 2. Frontkrieg und das Versagen der Heimat, den Dolchstoß des Hinterlandes (Dolchstoßlegende) als Grund für den Verlust des (1.) Weltkrieges bezeichnete. Er wollte, wie andere Nationalfanatiker nicht anerkennen, dass die Front schon längst zusammenbrach. Jeder ernste Leser musste den Eindruck bekommen, Hitler hätte es besser gemacht, bzw. wolle es besser machen. Er schuf sich mit anderen Gleichgesinnten zur SA (Sturm-Abteilung) die SS (Schutz-Staffel), die er gepaart mit rücksichtsloser Propaganda als starke politische Macht hemmungslos einzusetzen wusste.

Seine NSDAP (National-Sozialistische-Arbeiter-Partei) erreichte aber bei den Reichstagswahlen 1932 nicht die Mehrheit. Trotzdem kam er mit den Stimmen der anderen Parteien, ausser den Kommunisten am 31. Jänner 1933 in Deutschland auf legale Weise zur Macht und wurde vom Reichspräsidenten General Feldmarschall Hindenburg als Deutscher Reichskanzler vereidigt. Das geschah, weil die Parteien keinen Ausweg aus der fatalen Wirtschaftskrise sahen und glaubten, dass sich auch Adolf Hitler blamieren werde. Hitler verlangte zur Behebung der Wirtschaftskrise sofort ein **Wirtschaftliches Ermächtigungsgesetz**, und erhielt es auch. Nur die Kommunisten stimmten dagegen. Für den am 27. 2. 1933 **plötzlich** abgebrannten Reichstag «fand» man einen Kommunisten aus Holland als Täter und hängte ihn auf. Sofort wurde die Kommunistische Partei verboten. Unter Missbrauch des Wirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes wurde mit Hilfe der SA und SS eine brutale Diktatur errichtet. Für alle der neugeschaffenen Staatspolizei als gefährlich erscheinende Personen, insbesondere Abgeordnete, errichtete man Konzentrationslager und nahm sie in «Schutzhaft». Hernach liess Hitler auch noch seinen Vorgänger als Reichskanzler, General Schleicher, sowie

den Gründer und Chef der SA Ernst Röhm, den er gerade zum Regierungsmitglied gemacht hatte, umbringen, denn beide waren gegen seine Diktatur und daher Verräter. Hitler handelte nach seinem Vorbild, Stalin. Ähnliche Massnahmen folgten. Als Reaktion auf die Ermordung des deutschen Gesandtschaftsrates E. von Rath durch den Juden Grynspan in der (Reichskristall)-Nacht von 9./10. November 1938 wurden von den Nazis in ganz Deutschland, insbesondere in der Ostmark «spontane» Pogrome gegen jüdische Bürger veranstaltet; wieviele dabei ermordet oder durch Misshandlung schwer verletzt wurden, hat man nie erfahren. Überall brannten Synagogen und wurden jüdische Geschäfte zerstört, kamen Juden ins KZ.

Von Anfang an waren Techniker und Militärs die wichtigsten Berufe. Massgeblich für die Wirtschaft war nur die Rüstung. Die Stahlerzeugung wurde stark erhöht, die Rüstungsindustrie ausgebaut, in neuen Flugzeugwerken die in Russland entwickelten Flugzeuge erzeugt, während in Frankreich durch den zuständigen Minister Pierre de Cote begonnen wurde, die französische Luftwaffe entsprechend dem Friedensvertrag zu verkleinern. Zu selben Zeit begann auch in England J.R. Mac Donald dessen Premierminister aus der Labour Party die englische Kriegsflotte zu verschrotten. Auch über die Rückgabe besetzter Gebiete waren schon Verhandlungen vor Hitler im Gange. Dieser wollte aber alles mit Gewalt lösen. Autobahnen wurden als strategische Verkehrsadern kreuz und quer geplant und gebaut; auch riesige Wohnblöcke entstanden. Überall gab es auf einmal Arbeit, wobei Geld keine Rolle spielte. Der neuerannte Reichswirtschafts-Minister Hjalmar Schacht (1934-1937) machte es möglich. Es kam zu «Hitlers ordentlicher Beschäftigungspolitik». Als Deckung der ständig mehr gedruckten Reichsmark erklärte er die «Arbeitskraft des Deutschen Volkes» (Schacht hatte vorher und nacher andere Regierungsaufgaben; 1944 wurde er wegen Widerstand gegen Hitler verhaftet und deshalb beim Kriegsverbrecherprozess in Nürnberg freigesprochen). Hitler versprach dann, das Deutsche Volk zu einem Volk von Autofahrern zu machen. Dazu müsse ein grosses, neues Autowerk gebaut werden. Wer tausend Mark dafür einzahle, werde den von Ferdinand Porsche konstruierten «Volkswagen» bekommen. Als Vorbild diente dessen stromlinienförmiges Steyr-Baby-Kleinauto, das er in den Steyrwerken entwickelt hatte und man in Österreich um ca. 5.000 Schilling – etwa 2,1 Jahresgehälter eines Maurers – schon kaufen konn-

te. Viele Deutsche zahlten die 1.000 Mark. Freilich Volkswagenbesitzer wurden nur wenige, denn es wurde nur für den Krieg produziert, allerdings viele Konstruktionen. Dazu kamen neue Sorgen, denn ausserhalb von Deutschland nahm man dieses Geld bald nicht mehr an und es gab Schwierigkeiten mit Rohstoffen, Eisenerzen, Rohöl u. dgl.; Lebensmittel insbesondere Fleisch, Fett, Butter, Kaffee, Tee, Kakao usw. wurden rationiert (Marken).

Gegen diese Schwierigkeiten fand man rasch Abhilfe, gab es doch so viele deutsche Staatsbürger, die ausländische Devisen, Wertpapiere oder Gold hatten. Das alles musste gegen echte deutsche «Papiermark» abgegeben werden. Viele Deutsche waren schon jahrelang im Ausland. Auch diese wurden zurückgerufen, «weil das Deutsche Volk sie alle selbst benötige». Als dann der Krieg ausbrach, kehrten fast alle zurück. Die Deutschen im Ausland mussten heimkehren, weil sie sonst im «Feindesland» interniert worden, d.h. hinter Stacheldraht gekommen wären. Ihre ausländische Werte und Gold mussten sie gleichfalls unter Androhung schwerster Strafen in Papiermark umtauschen. Manche hatten bei ihrer Rückfahrt den Mut, ihr Geld und andere Werte in der Schweiz anzulegen. Sie mussten damit rechnen, angezeigt und hingerichtet zu werden. Nach dem Krieg konnten sie es wohlverzinst zurückholen. Alle anderen hatten jedoch alles verloren. In «Grossdeutschland» herrschte nun der «gute Eintopf» aber noch kein Hunger, solange der Krieg noch fern war. Um aus diesen Versorgungsschwierigkeiten herauszukommen, gab Hitler den Befehl, ohne Kriegserklärung am 22. Juni 1941 auf breiter Front in die Sowjetunion einzumarschieren, während der ahnungslose Freund Stalin den versprochenen Weizen auch in dieser Nacht lieferte. Hitler «musste» sich die Ukraine als Kornkammer und Aufmarschstrasse zu den Ölfeldern von Baku sichern. Stalin war die erste Zeit unfähig, wirksamen Widerstand zu organisieren. Das kostete ungeheure Verluste an allem, besonders an Menschen, bis er wieder – mit Hilfe des Westens – wirksam kämpfen konnte. Das brachte die Katastrophe von Stalingrad und den fluchtartigen Rückzug der Deutschen. Die Westlichen Alliierten lieferten Stalin nach dem Verfahren «cash and carry» so viel modernste Waffen als er bestellte. Das war für sie ein gutes Geschäft. Der Krieg endete mit der gemeinsamen Besetzung ganz Grossdeutschland durch die Alliierten und es gab keine Dolchstosslegende wie nach dem 1. Welt-

krieg, weil es nur die eine Partei, die der NSDAP gab, mit allen ihren Hilfsmitteln der ganzen Staatsmacht samt dem obersten, allmächtigen Führer Adolf Hitler, dem es gelungen war, seinen leichtgläubigen Fanatikern bis zum bitteren Ende die Hoffnung auf den Endsieg zu erhalten. Wie begeistert hatten sie schon bei der Hitlerjugend, der SA oder SS nachher beim Militär das so «sinnreiche» Soldatenlied gesungen: «Wir werden weitermarschieren, wenn auch alles in Scherben fällt, denn heute hört (daraus hatten sie «gehört» gemacht) uns Deutschland und morgen die ganze Welt». Wie ernüchtert, geschlagen, wie verzweifelt kehrten sie heim. Wie viele ihrer Freunde waren tot, verkrüppelt, sie alle früh gealtert, um ihre Jugend betrogen, ihr Leben verpfuscht durch einen Narren und seinem brutalen, egoistischen Anhang.

Österreich hatte jedoch anfangs eine eigene Geschichte. Bei der Zerschlagung der Habsburgermonarchie war nur ein kleiner, deutschsprachiger Teil als Verlierer übriggeblieben. Fast alle Bürger des neuen Kleinstaates von 6,5 Millionen glaubten nicht an die Möglichkeit, nun auch ganz allein existieren zu können. Der vom Nationalrat schon beschlossene Anschluss an Deutschland wurde aber durch den Friedensvertrag verboten. Österreich trat früh dem Völkerbund bei und bekam zur Beendigung seiner Inflation sowie zur Entwicklung seiner Wirtschaft eine Anleihe des Völkerbundes. Die Verwendung der Anleihe wurde von dessen strengem Kommissär, Zimmermann, überwacht. 1924 gab es den Schilling als neue Währung, eine echte Goldwährung (10.000 Kronen waren nun 1 Schilling). Hypo-Banken gaben Goldpfandbriefe mit 6, 7 und 8% Verzinsung aus. Als ich nach meiner Matura im Juni 1930 in die Hypobank in Linz eintrat, erlebte ich mit Staunen, dass der Kassier bei einer Geldbehebung von 100 Schilling fragte, ob Papiergeld oder eine 100-S-Münze in Gold gewünscht werde. Damals kam aber auch aus den USA infolge Börsensturz die Weltwirtschaftskrise und die grosse Arbeitslosigkeit über die ganze Welt, mit ihr der Aufstieg Hitlers und des Faschismus Mussolinis in Italien. Bald glaubte man überall, nur eine starke Führungskraft könne mit der schweren Krise fertig werden. In Österreich errichtete 1933 Bundeskanzler Dr. Dollfuss unter Ausnutzung der Selbstausschaltung des Parlaments wegen Rücktritts aller drei Parlamentspräsidenten (schon 1932) unter Anwendung der noch gültigen Notverordnungs-Paragrafen aus der Monarchie mit Hilfe der schon bestehenden Privatarmee Heimwehr und Gründung der parteipol-

litisch nicht gebundenen «Vaterländischen Front», der alle Österreicher gegen Hitler angehören sollten, den autoritären, christlichen Ständestaat. Die gegnerische Privatarmee, der Republikanische Schutzbund wurde verboten. Sie hatten sich schon vorher täglich wütend bekämpft. Beide hatten Waffen, die sie aus den Restbeständen der Monarchie anteilmäßig erhalten hatten. Dazu traten immer mehr auch die Nationalsozialisten in Erscheinung. Ich selbst war inzwischen auf die Technische Hochschule gegangen und wurde von Gutbekannten auch für diese neue Partei geworben. Ich wollte Klarheit über ihre Ziele, verlangte das Buch «Mein Kampf», das Parteiprogramm und Rosenberg. Ich las das Buch und das Programm sehr genau, den Rosenberg weniger und wurde harter Gegner Hitlers. Ich hasste den Krieg und hatte den Eindruck, dass Hitler sich für ein Genie hielt und den Weltkrieg wiederholen wolle. Ich hasste jede Diktatur, aber auch jede Monarchie, weil sie die Menschen zu Untertanen macht und ich hatte Abscheu vor jeder Uniform, obwohl ich 9 Jahre bei den Pfadfindern gewesen war. Ich wanderte gern und wohnte gerne im Zeltlager, auch wenn es regnete, wollte aber nie den Pfadfinderhut auf dem Kopf haben. In Wien war ich aktives Mitglied einer Studentenverbindung, ohne Freude mit deren Mütze, Band, Wichsen und Paradesäbel. Ich führte hauptsächlich in Hochschulkreisen hitzige Gespräche mit begeisterten Nazis, die oft sogar in Führungsposition bei ihnen waren. Ich fand keinen einzigen, der das Parteiprogramm kannte, oder «Mein Kampf» gelesen hatte. Ich nahm immer diese Unterlagen mit, las ihnen den Text vor, aber sie wollten ihn nicht hören. Ihre Meinung war: in dieser Zeit müsse jeder Nationalsozialist sein, weil es die anderen auch sind. Ich las nachher auch die zweibändige Biographie des sehr gewissenhaften Journalisten Konrad Heiden: «Hitler, Der Weg zur Macht» und «Ein Mann gegen Europa» (Zsolnay-Verlag Wien, 1937). Sie erinnerte mich an einen Schulkollegen im humanistischen Gymnasium in Linz, der auf Kosten dieser Partei studierte, vermutlich, weil auch die Nichte Hitlers (Raubal) unsere Schule besuchte. Er fuhr so alle Monate am Wochenende nach München zu Hitler. Wir fragen ihn dann, wie es dem «Onkel Adolf» gehe. Wir hörten nie von ihm Genaueres, manchmal jedoch, dass er von der Sekretärin nicht zu ihm gelassen worden sei, weil Hitler wegen eines seiner nicht seltenen Tobsuchtsanfälle nicht ansprechbar war. Der Schulkollege maturierte mit uns und wurde

später Redakteur beim Naziblatt «Der Angriff». Er überlebte den Krieg, kam aber nie zu unseren Maturatreffen. Sehr Bedenkliches erzählten mir nach Hitlers Einmarsch ältere Leondinger bei Vermessungen, die ich 1938 zur Schaffung einer Umkehrschleife für eine Busverbindung Leonding – Linz durchführen musste. Dabei ergab sich, dass der verfallene, hölzerne Wiesingerstadel abgerissen werden müsste. Ich wusste nicht, dass dort Hitler viele Jahre mit seinen Altersgenossen, oft sehr rauh gespielt hatte, wobei er immer Anführer war. Sie sagten mir, dass ihn deshalb ihre Nazis unter Denkmalschutz stellen wollten. Weil mich das nicht beeindruckte, bekamen sie Vertrauen und erzählten mir u.a. dass Hitler beim damaligen Steinbruch neben der Westbahn in Untergaumberg (er ist inzwischen schon längst aufgelassen) den Arlberg Express zur Entgleisung bringen wollte, um ihn zu berauben. Er wälzte dazu mit seinen Kumpanen aus dem Steinbruch grosse Steine auf die Schienen und legte sich mit ihnen auf die Lauer. Die Lokomotive war aber stark genug, die Steine von den Schienen zu stossen. Hitler sei sehr enttäuscht aus seinem Versteck gekommen und habe gesagt, das nächste Mal müsse man grössere Steine nehmen, jetzt müsse man rennen, damit sie nicht vom Bahnwärter erwischt werden und Hiebe bekommen. Die Leondinger sagten, wenn dieser Mann einmal die Macht bekomme, werde er über die Welt grösstes Unglück bringen. Wie recht sie hatten.

In Wien und allen Städten Österreichs herrschte grösste Arbeitslosigkeit und bittere Armut. Überall hörte man Strassensänger, gab es Bettler, auch auf dem Lande. Telefonhüttel zu betreten war oft sehr gefährlich, weil Nazis Bomben montiert hatten. Das gab es auch bei Judengeschäften. Die österreichische Stahlindustrie war in deutscher Hand und bekam von dort keine Aufträge. Der Fremdenverkehr aus Deutschland war durch eine Tausend-Marksperrre lahmgelegt (das wären heute ca. 40.000 Schilling), die jeder Deutsche zahlen musste, wenn er in Österreich Urlaub machen wollte. Dann überfielen SS-Leute das Bundeskanzleramt und schossen Bundeskanzler Dollfuss nieder, wobei die SA nicht mittat. Die Österreicher liessen sich aber nicht einschüchtern. Der neue Bundeskanzler Schuschnigg wertete den Goldschilling um 25% ab und begann grosse öffentliche Bauten, z.B. die vom Land Salzburg begonnene Grogglocknerstrasse wurde mit Bundesförderung 1935 fertiggebaut, Höhenstrasse in Wien und Linz, Reichsbrücke, in ganz Österreich wurden Strassen neugebaut, verbreitert oder umgelegt. In vielen Gegenden

holte man Bettler und Sandler von den Strassen, baute mit ihnen für sie selbst Unterkünfte, gab ihnen zu Essen, etwas Geld und hielt sie zu produktiver Arbeit an. Das alles geschah unter der schützenden Hand Mussolinis, der uns allerdings später fallen liess und Hitlers Verbündeter wurde. Die Wirtschaft begann sich etwas zu erholen. Freilich herrschte massgeblich die Heimwehr, und der sozialistische Schutzbund blieb verboten. Versuche, einen Ausgleich mit den Sozialisten zu erreichen, kamen nicht weiter. Hitler war über den Widerstand der Österreicher empört und zitierte Bundeskanzler Schuschnigg auf den Obersalzberg, um ihn einzuschüchtern und verlangte, dass sein Günstling Seyss-Inquart (später der meistgehasste Österreicher in Holland, 1946 als Kriegsverbrecher hingerichtet) als Aussenminister in die Regierung aufgenommen werden müsse. Das geschah. Schuschnigg aber versuchte sofort mit den Sozialisten auf gleich zu kommen, sodass er bei einer rasch anberaumten Volksabstimmung mit ihren Stimmen eine Mehrheit für die Unabhängigkeit Österreichs hätte erreichen können. Dem wollte Hitler mit dem Einmarsch des deutschen Militärs (Mitte März 1938) zuvorkommen. Am 10. April machte Hitler dann «seine Volksabstimmung», bei der uns eine geheime Stimmabgabe nicht möglich war, weil in unserem Wahllokal in der Neustadt-Schule in Linz, nur Stimmzettel ausgegeben wurden, die schon mit «Ja» oder «Nein» angekreuzt waren, wobei der Ausgeber (ein niedriger Beamter und Nazi in unserer Dienststelle und Verantwortlicher für unsere Anwesenheit bei allen von oben angeordneten Nazi-Veranstaltungen) in einer Hand ein Packerl mit «Ja» und in der anderen jedoch nur einen Zettel mit «Nein» hielt. Übrigens hatte auch schon die Staatspolizei in nächster Nähe ihre «wirkungsvolle» Tätigkeit aufgenommen und einen meiner Brüder verhaftet. Es war daher kein Wunder, dass es mit Ausnahme ganz weniger Gemeinden (z.B. Leonding, wo ich darauf sogar aufmerksam gemacht wurde) nur sehr wenige Nein-Stimmen gab. Solche Methoden ergriff Hitler, weil er den Österreichern trotz ihres «triumphalen Empfanges» (Wien hatte immerhin ca. 1,5 Mio. Einwohner und vielleicht 150.000 – auch viele Neugierige – empfangen ihn) nicht traute. Er hatte sich allerdings inzwischen mit Mussolini über das künftige Schicksal Südtirols – auf Kosten der Südtiroler – dahin geeinigt, dass nur das Land selbst bei Italien bleibe, jeder Südtiroler aber die Möglichkeit haben werde, frei zu entscheiden, ob er bleiben oder nach Deutschland auswandern wolle. Nur wenige wanderten

aus. Die Verbliebenen wurden dann jahrzehntelang schwerster Unterdrückung ausgesetzt, die erst 1992 durch den Vertrag zwischen Österreich als Schutzmacht im Auftrage der UNO und Italien – hoffentlich für immer – beendet wurde. Für Hitler waren die 380.000 Südtiroler «kein ausreichender Grund» für eine Feindschaft zwischen Mussolinis faschistischem Italien und der «Grossen Deutschen Nation». Übrigens Hitler wollte sie nach seinem «Endsieg» als «Wehrbauern» an der neuen Ostgrenze ansiedeln.

Das «volksdemokratische» Ergebnis der erwähnten Wahlen erreichte Hitler ausser durch Wahlschwindel auch durch den Einfluss grossdeutsch-gesinnter sozialistischer Politiker, wie z.B. Karl Renner, der trotzdem dann 1945 über Wunsch Stalins sogar zum ersten Bundespräsidenten der 2. Republik echt demokratisch und mit grosser Mehrheit gewählt wurde. Auch viele andere prominente Politiker dieser Partei dachten wie Renner. Es gab aber auch eine liberale, grossdeutsche Partei, die sich allerdings ein Grossdeutschland anders vorgestellt hatte. Eine ganz grosse Rolle spielte dabei das Umschwenken Kardinals Innitzer, des Oberhauptes der Katholischen Kirche, der sich vor Hitlers Einmarsch energisch für die Unabhängigkeit Österreichs eingesetzt hatte und nachher seinen Gläubigen empfahl, für den Anschluss an Hitlerdeutschland zu stimmen. Er kam dadurch ins Zwielficht und verlor das Vertrauen seiner Gläubigen, das die materiellen Vorteile für die Kirche nicht erkennen konnte, weil sie geheim gehalten wurden: Durch die Initiative des Prälaten und Politikers Ignaz Seipel war unter Dollfuss und Schuschnigg ein Konkordat mit dem Heiligen Stuhl zustande gekommen, das dessen Rechte sicherte und den Kirchenbeitrag brachte. Hitler war bei sofortigen Geheimverhandlungen schlau genug, die Anerkennung dieses Konkordates zuzusichern. Die «Kirchensteuer» war bei den Gläubigen nicht gut angekommen. Doch Hitler übernahm sie ins 3. Reich; es ging ja nicht um sein Geld, da sie nur Katholiken zahlen mussten und das bis heute; nicht nur in Österreich. Dass Hitler mit den Juden nicht gerade sanft umging, hatte auch bei der Katholischen Kirche alte Tradition. Sie waren «Christusmörder» nach dem Karfreitags-Evangelium, und es war 27 Jahre vor dem zweiten Vatikanischen Konzil, das wesentliche Änderungen in der Katholischen Kirche brachte. Für die Kirche war Hitlers beabsichtigter Krieg gegen Stalin ein «Gerechter»

Krieg, da für sie Stalin der gefährlichere Feind war. Der Heilige Stuhl hatte im Laufe der Geschichte zu oft selbst grausame Kriege geführt und dazu «Theologen» gefunden, die sie für «gerecht» erklärten. «Du sollst nicht töten» und «Du sollst deine Feinde lieben!» galten nur für die «Schafe» (das gemeine Volk), für sie, die «Hirten» aber nicht. Sie verbrannten Männer und Frauen, die eigene Ansichten hatten, als Ketzer, bzw. als Hexen bei lebendigem Leib, nachdem ihre sadistischen Folterknechte sie grausamst gepeinigt hatten. Es war immer «zu Ehren Gottes». Warum sollte man da nicht auch mit Hitler paktieren? Man darf sich nicht wundern, dass die Menschheit durch die bald 2.000 Jahre dauernde Tätigkeit der Katholischen Kirche nicht wirklich christlich geworden ist. Es ging immer nur um Macht und Besitz. Die ganze übrige Welt schaute zu und gab Hitler Narrenfreiheit, wie jetzt in Jugoslawien.

Nur Owen und Vance versuchen immer noch als Vertreter des Westens einen Frieden im ehemaligen Jugoslawien zu erreichen, obwohl die Serben schon mehr als 20 Waffenstillstandsabkommen nicht eingehalten haben. Ähnlich kurzsichtig verhielt sich der Westen, als sich Hitler 1938 nach seinem Überfall auf Österreich auch noch das Sudetenland einverleibte. Es flog nur der englische Premierminister A. N. Chamberlain zu Hitler und vereinbarte mit ihm das «Münchener-Abkommen» auf Kosten der Tschechen, die sich auch nicht wehrten. Ich erinnere mich noch genau an das Bild in den Zeitungen, wie er diesen «Friedensvertrag» voll Stolz bei seiner Rückkunft in London auf der obersten Stufe seines Flugzeuges schwenkte. Nächstes Jahr kam Polen dran. Hitlers «Salamitaktik» hatte sich wieder einmal bewährt. Man darf von Gewalttätern nie erwarten, dass sie Vereinbarungen ohne harten Gegendruck auch einhalten. Für Demokratien ist es viel schwerer, einen Krieg zu beginnen, als für eine Diktatur. Wer weiss was geschehen wäre, wenn sich Österreich damals gewehrt und die gutgerüstete Tschechoslowakei mitgetan hätte. Dass Bundespräsident Miklas damals dem Bundesherr nicht den Befehl zum Widerstand gegeben hat, bezeichnete ich immer als schweren Fehler. Österreich war immerhin Mitglied des Völkerbundes und hätte damit dokumentiert, dass es keinen Anschluss will. Hitler hätte uns dann – ähnlich wie die Tschechen – nie ins Deutsche Militär einberufen können. Sicher hätte es Tote und Zerstörungen gegeben, aber nicht so viele wie unter deutscher Oberhoheit.

Die Sudetendeutschen waren nach dem Zerfall der Habsburger Monarchie 1918 unter Missachtung des Selbstbestimmungsrechtes 1919 zwangsweise zum C.S.R. Staat gekommen und in ihren Rechten immer mehr eingeschränkt worden. Hitler unterstützte deren Parteiführer, Konrad Henlein, bei ihrer Forderung auf völkerrechtliche Autonomie und machte die ständige Ablehnung zum Anlass des Einmarsches ins Sudetenland. Im März darauf (1939) überfiel er trotz des «Friedensabkommens» den Reststaat und machte ihn zum «Reichsprotektorat» mit einem brutalen Reichsprotektor. Die 1945 wiedererstandene Tschechoslowakei vertrieb in grausamster Weise alle 3,5 Millionen Sudetendeutschen und alle Ungarn; sie wurde 1948 durch einen kommunistischen Putsch Volksrepublik.

Sie überstand 1968 den Panzereinmarsch der Russen nach dem «Prager Frühling» und konnte sich erst 1989 von allen Gewaltherrschaften befreien, die durch ihre dauernde Misswirtschaft ein armes, heruntergekommenes Entwicklungsland hinterliessen. Der Wiederaufstieg wird lange dauern und schmerzlich sein.

Meine 2. Staatsprüfung machte ich, wie schon berichtet, schriftlich noch vor dem Einmarsch Hitlers Mitte März 1938, mündlich nachher. Ich bekam den schon vorher versprochenen Posten – wohl nicht mehr bei der OÖ. Landesregierung sondern beim Reichsgau Oberdonau – liess mich aber nicht pragmatisieren, weil ich zu einer Nazi-Organisation hätte gehen müssen. Als ich 1941 einrücken musste, tat ich alles, um bei der Deutschen Wehrmacht nicht Offizier zu werden. Ich hatte nach Abschluss meines Studiums doch gleich versucht auszuwandern, bekam dann aber als nun «Wehrdienstpflichtiger» keinen Pass, nahm mir aber vor, nach einem Sieg Hitlers so bald wie möglich auszuwandern. Dazu hatte ich studiert, denn ich wollte nur als freier Mensch und nicht als Untertan in einer Diktatur leben.

Mein konsequentes Verhalten war natürlich nicht allgemein üblich, verhalf mir aber, die grausamen Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft ohne dauernden physischen und psychischen Schaden zu überstehen, wie man eben bei einer Naturkatastrophe nur darauf schauen kann, dass man überlebt. Freilich half mir dabei auch mein anspruchsloses Leben und dass ich auch in Krieg und Gefangenschaft ständig Nichtraucher blieb. Raucher waren für mich immer Schwächlinge, die mit ihrer Pupertät nicht fertig geworden, und daher unverlässlich sind. Aus den vielen spontanen Anrufen, die ich nach Erscheinen meines Buches erhielt,

bekam ich ausser Dank und Anerkennung den Eindruck, dass meine Leser nun auch diese Zeit ihres Lebens nicht mehr negierten, dass es ihnen half, sich von dem schweren psychischen Druck der Vergangenheit zu befreien. Auch ich vermied es 40 Jahre lang, über sie zu reden, weil ich immer viele Nächte schwerste Schlafstörungen zu erwarten hatte. Erst der Anruf des Kameraden Harer beim Fernsehgedenken 1983 um Mitternacht, der mich an mein Versprechen erinnerte, ein Buch über diese grausame Zeit zu schreiben – weil ihm die damaligen Berichte viel zu harmlos klangen – veranlasste mich, mein Versprechen einzuhalten. Wenn man bedenkt, dass viele der von Hitler in diesen unnötigsten aller Kriege durch hemmungslose Propaganda geführten jungen Menschen – es waren auch viele Mädchen dabei – schon im jugendlichen Alter von 17,18 Jahren in den Krieg geschickt und verheizt wurden, kann man sich vorstellen, dass sensiblere Naturen nicht nur körperlich, sondern auch schwer psychisch geschädigt zurückkamen. Gar mancher hatte die schwersten Situationen nur unter starkem Alkoholeinfluss überstanden. Mit welchem Idealismus, auch jugendlicher Abenteuerlust, waren sie in den Krieg gezogen. Sie fühlten sich grenzenlos enttäuscht. Sogar die Heimat war ihnen fremd geworden, sie fühlten sich verlassen und entwurzelt. Nur robustere Naturen pflegten die Erinnerung und treffen sich noch regelmässig in Kameradschaft beim Biertisch.

Die Frage, ob die betroffenen Menschen, ob die Menschheit aus den Ereignissen gelernt hat, muss unbeantwortet bleiben. Kann sie das überhaupt? Die grosse Mehrheit kann das sicher nicht. Sie besteht nun einmal aus grundverschiedenen Charakteren, von denen viele schon von Jugend an nicht willens oder fähig sind, etwas zu lernen. Sie sind die idealen Untertanen für Herrschsüchtige. Die Menschen brauchen, um überhaupt Zusammenleben zu können Grundsätze, die sie möglichst alle freiwillig oder unter Zwang einhalten sollten. Sie ergeben die öffentliche Moral, die Anerkennung der westlichen Grundrechte des Menschen: Menschenwürde, Gleichheit, Unverletzlichkeit der Person u.a. aller ohne Ansehung der Person. Aber es gibt unter den Menschen auch einzelne, deren Eigenheit nicht der Norm entsprechen, die z.B. gerne Menschen quälen, töten, massakrieren. In einer geordneten Gesellschaft wird man diese absondern, einsperren, vor Gericht stellen und bestrafen. Das ändert sich sofort bei einem Gesellschaftssystem, das nicht auf menschliche Grund-

rechte sondern auf Unterdrückung durch einen Diktator begründet ist. Diktaturen führen aber immer zu Krieg gegen ein aufgebautes Feindbild. Das ist dann die Chance für solche Naturen. Sie machen staunenswerte Karrieren bis in höchste Positionen. Jedes Mittel ist dann erlaubt, entscheidend ist nur der «Sieg» über die hochstilisierten Feinde. So kann es vorkommen, dass diese Naturen sogar Menschen ihres eigenen Volkes massakrieren (oft, weil sie ihnen auch persönlich unangenehm waren) und dann dem «Feind» in die Schuhe schieben. So werden Bürgerkriege in einer vorher friedlichen Gesellschaft entfacht. Die bisherige öffentliche Moral wird ins Gegenteil verdreht. Das Volk wird dazu durch grenzenlose Propaganda in begeisterte Hochstimmung für den nun «gerechten Krieg» versetzt; wer nicht mittut ist ein «Feind des Volkes». Andersdenkende sind sehr gefährlich. So war es unter Hitler und ist es jetzt in allen Diktaturen. Nach jedem verlorenen Krieg will aber keiner mit-schuldig gewesen sein. Die «Sieger» sprechen dann das Recht der Macht und vergessen dabei, dass auch ihre eigenen Waffen oft nicht viel moralischer waren.

Auf die Frage der Jugend, ob Hitler wirklich ein so grausamer Mensch gewesen sei und nicht auch Positives hinterlassen habe, möchte ich die Antwort dem Frager selbst überlassen. Kann man nach dem vielen Grauen, den Millionen Toten, der Zerstörung riesiger Städte, dem grenzenlosen Leid, das er über die Menschheit gebracht hat – sogar Jugendliche mit 15,16 Jahren wurden noch als Gehilfen bei der FLAK im Bombenhagel der Städte eingesetzt, zu Krüppeln gemacht, verloren ihr Leben – vergleichbar Positives auf die Waagschale legen, wenn die Perversion schon so weit getrieben wurde, dass auch deren Angehörige die von oben verordnete Floskel schreiben mussten: «Mit stolzer Trauer geben wir bekannt, dass unser Sohn für Führer, Volk und Vaterland am auf dem Felde der Ehre gefallen ist». Wer das nicht tat, wurde von der GESTAPO schwer gemassregelt. Mit 10 Jahren begann für sie im «Jungvolk» (als Pimpfe) in psychologisch raffinierter, ihrem Alter entsprechender Weise die totale Inbesitznahme durch die Staatsmacht. Ihr naives, unbekümmertes Geplauder wurde für ihre Angehörigen oft sehr gefährlich, wenn es einem Spitzel der GESTAPO zu Ohren kam. Mit 14 bis 18 waren sie bei der Hitlerjugend und bekamen dort ab 17 Jahren in der Fach-HJ eine vormilitärische Erziehung, rückten ein und kamen an die Front. Die Mädchen waren ab 11 Jungmädels, ab 14-18 beim BDM

(Bund Deutscher Mädel) und dann bis 21 Fachmädel, worauf auch sie einrückten und viele in Stalingrad gefangen wurden. Eine mir bekannte Familie hatte 4 Söhne. Als die ersten zwei schon gefallen waren, wollte der Vater bei der Militärdienststelle erreichen, dass wenigstens einer nicht einberufen wird, damit die Familie nicht ausstirbt. Er wurde von ihr der GESTAPO übergeben, dort nach schwerer Misshandlung spät abends nach Hause geschickt. Die beiden letzten Söhne wurden dennoch einberufen und auch sie fielen «auf dem Felde der Ehre für Führer, Volk und Vaterland».

Ich kann jungen, begeisterungsfähigen Menschen nur den Rat geben, bleibt immer wissbegierig und kritisch, auch selbstkritisch. Denkt daran, dass wir von Natur aus die Fähigkeit besitzen, uns der Umgebung anzupassen. Ein neugeborenes Kind braucht vorerst Menschen, die ihm ausser angemessener Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse das Gefühl von Liebe und Geborgenheit geben können. Es wird dann allmählich deren Verhalten annehmen und ihre Sprache lernen. Ob es eine andere Haar- oder Hautfarbe hat oder einer anderen Nation angehört, ist für ein Kind ganz unwichtig. Das sollte auch Zeit seines Lebens bleiben. Der Nationalismus ist eine Irrlehre und hat – wie viele andere Irrlehren – in der Vergangenheit auch jetzt noch (z.B. in Jugoslawien) grausamste Kriege verursacht. Der Krieg zwischen dem Osten und dem Westen spielt sich wieder vor unseren Augen ab. Es geht neuerlich darum, ob der Staat von den Menschen und für sie geschaffen wurde, oder ob der Staat Eigentümer seiner Staatsbürger ist. Hitler beanspruchte das Rechtssystem von östlichen Völkern, die er wegen ihrer «Minderwertigkeit» bekämpfte.

Der von Hitler mit dem Schlagwort «Volk ohne Raum» verursachte und verlorene 2. Weltkrieg hatte die grauenhafte Vertreibung von Millionen Deutschen aus Gebieten zur Folge, die sie seit Jahrhunderten besiedelten, dazu kommt der Jahrzehnte dauernde Verlust von 108.400 km² mit über 17 Millionen Einwohnern seines östlichen Staatsgebietes; wer dann nicht «Heim ins Reich» flüchten konnte, wurde meistens umgebracht oder kam mit allen von Hitler vorher eroberten Gebieten unter die kommunistische Herrschaft Stalins. Die Amerikaner und die anderen westlichen Sieger machten aber nicht die gleichen Fehler wie 1922 in Rapallo. Sie hatten aus der Geschichte gelernt. Sie halfen mit dem «Marschallplan» dem besiegten und vernichteten «Feind» Deutschland beim Wiederaufbau, wurden ihr Freund, stützten und beschützten ihn gegen Sta-

lins Übergriffe. Freilich ganz selbstlos war das auch nicht, denn sie konnten als Besatzungsmacht in ihrer, wie die Engländer und Franzosen in deren Zone gemeinsam der kommunistischen Besatzungsmacht in der Ostzone Paroli bieten. Zugleich konnten sie ihre durch den Krieg übermässig entwickelte Industrie systematisch auf Normal bringen. Freilich die Besatzungskosten mussten die die Deutschen tragen. Dafür hatten sie vorerst auch kein eigenes Militär zu erhalten. So wurden die Deutschen ein friedliches Volk, das mit grossem Fleiss alles wieder aufbaute und nun zu den reichsten Industriestaaten der Welt gehört. Aus dem «Volk ohne Raum» wurde trotz des grossen Verlustes an «Raum» ein Land, das infolge der rasanten Steigerung der Produktivität seiner Landwirtschaft, deren Überschuss mit hohen Kosten eindämmen muss. Es ist nun ein geachtetes Mitglied der EG (Europäischen Gemeinschaft) mit dem höchsten Lebensstandard. Als vor wenigen Jahren der Kommunismus im Osten aus Unfähigkeit zusammenbrach, wollten sich über Nacht auch die 17 Millionen Ostdeutschen wieder mit Westdeutschland vereinigen. Sie glaubten, dass nun in kurzer Zeit all ihre Probleme gelöst sein würden, ihre Enttäuschung war nicht zu vermeiden, denn es wird viele Jahre dauern, bis die verheerenden Folgen des unfähigen Kommunismus für die hinzukommenden 17 Millionen Staatsbürger soweit behoben sind, dass die ehemaligen Ostdeutschen (Ossis) keine innenpolitische Gefahr für ganz Deutschland bedeuten.

Die von Stalin so sehr betriebene Wiederherstellung des Selbständigkeit Österreichs hat die vorher in dauerndem Bürgerkriegsklima lebenden Österreicher sehr verändert. Von der Diktatur der Arbeiterklasse und vom Exerzieren in Privatarmeen redet keiner mehr. Viele der sich früher schärfstens bekämpfenden Politiker waren gemeinsam im KZ und haben gelernt, miteinander zu reden und Pläne für eine gemeinsame Zukunft in einem neuen, freien, unabhängigen Österreich zu machen. Zurückgekehrt aus dem KZ, Krieg oder Gefangenschaft praktizierten sie ihre gemeinsam erarbeiteten Grundsätze beim Wiederaufbau; sie debattierten und stritten bei allen Problemen, bis sie sich einigten. Aber gegen die 4 Besatzungsmächte traten sie immer einig auf. Obwohl die Kommunisten in Österreich keine besondere Rolle spielten, fanden die Österreicher bei Stalin mit ihrem Wunsch nach Unabhängigkeit deshalb Vertrauen, weil er die offene westliche Orientierung ihrer Politik und das Streben nach voller Unabhängigkeit anerkannte. Dazu kam natürlich, dass die

neutrale Schweiz und ein neutrales Österreich einen erwünschten Sperrriegel zwischen den Westmächten darstellten. Nach jahrelangen, oft hoffnungslos erscheinenden Verhandlungen schlossen alle 4 Mächte mit Österreich einen Staatsvertrag zur Wiederherstellung eines freien, unabhängigen Österreich und zogen tatsächlich nach 10 Jahren Besatzung ab, wobei die 3 Westmächte ihre Waffen dem neuen Staat für seine Verteidigung zurückliessen. Der Nationalrat beschloss darauf 1955 seine «Immerwährende Neutralität». Diese «Immerwährende Neutralität» ist in den Österreichern auch jetzt noch so stark verwurzelt, dass die Politiker nicht sicher sind, bei der aus Verfassungsgründen erforderlichen Volksabstimmung über einen Beitritt zur «Europäischen Gemeinschaft» (EG) eine Mehrheit der Stimmen zu erreichen, wenn die EG die Aufhebung der «Immerwährenden Neutralität» verlangt. Ein Anschluss an das Deutsche Reich wäre indiskutabel. Diese Wandlung der Bevölkerung hat die Herrschaft Hitlers und seiner Nazis bewirkt. Natürlich gibt es in Österreich, wie in anderen Staaten, trotz allem noch einzelne, unbelehrbare Nazis, die allmählich aussterben. In den mehr als 5 Jahrzehnten sind junge Menschen herangewachsen, die von allem nichts wissen. Manche sind im Entwicklungsalter mit den Verhältnissen in ihrer Umwelt so unzufrieden, dass sie glauben, schärfstens protestieren zu müssen.

Sie machen dabei oft viel Geschrei und gebrauchen mit Vorliebe schockierende Ausdrücke und Namen. Hiezu eignet sich «Hitler» mit seinen Schlagworten und Emblemen ganz besonders. Man muss ihnen bei ihrer Entwicklung zu einem vollwertigen Menschen helfen, sie zumindest anhören und ernstnehmen auch wenn die Kritik unangenehm ist. Politiker brauchen Kritik, sie haben nur zu oft folgenschwere Fehler gemacht. Sie müssen ihre Entscheidungen einleuchtend begründen können und haben bei Versagen abzutreten, sonst gibt es Wahlenthaltung oder starken Zuzug bei geschickteren Stimmenfängern. Das ist eben Demokratie. Die Österreicher sind eine selbstbewusste – allerdings deutschsprechende – Nation geworden, nicht nur im Wintersport, auch in Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft. Zur Lösung des bisherigen Gegensatzes zwischen Unternehmer und deren Beschäftigten haben sie in Widerspruch zu Karl Marx statt Klassenkampf die grundsätzliche Zusammenarbeikt in einer von beiden Seiten paritätisch beschickten Kommission, kurz «Paritäts-

sche» genannt, geschaffen. Das hat seiner Wirtschaft sehr genützt und auch ihren Beschäftigten, denn es gab und gibt sehr wenige und nur ganz kurze Streiks. Die österreichische Wirtschaftspolitik nach dem 2. Weltkrieg könne als Muster für die Vereinigten Staaten dienen, sie sei die erfolgreichste der ganzen Welt, erklärte der US-Nationalökonom John Kenneth Galbraith bei seinem Besuch in Wien gegenüber der «Presse» (4. März 1993). Besonders der neue österreichische Begriff «Soziale Marktwirtschaft» die Verbindung der Sozialproblematik mit dem Markt fasziniere ihn. Das klingt sehr schmeichelhaft, setzt jedoch Politiker voraus, die Schulden nur für entwicklungsfähige Betriebe und auch nur in Krisenzeiten machen, in Konjunkturzeiten dagegen sofort mit der Rückzahlung beginnen, auch wenn Wahlen gerade bevorstehen. Leider haben sich unsere Politiker nicht ausreichend konsequent darangehalten. Sie sind eben auch nur Menschen.

Das Heldenepos in den Ruinen von Stalingrad

Beschärfter Ansturm der Sowjets auf weiten Teilen der Ostfront

Was dem Führerhauptquartier, 26. Jan. gibt bekannt: Der Ansturm gegen die Ostfront ist im letzten Stadium der Überlegenheit der deutschen Streitkräfte gegen die überlegenen Kräfte der Sowjetarmee. Die Stalingrader Kämpfe sind ein Beispiel für die Überlegenheit der deutschen Kampfweise. Die Stalingrader Kämpfe sind ein Beispiel für die Überlegenheit der deutschen Kampfweise.

Seiner Verluste in der Schlacht vom 18. bis 24. Januar 1943 betragen: 21 Panzerkompanien, 100 Panzerfahrzeuge und zahlreiches anderes Kriegsmaterial.

Die der heuländischen Hilfe der Ostfront. In der heuländischen Hilfe der Ostfront. In der heuländischen Hilfe der Ostfront. In der heuländischen Hilfe der Ostfront.

Höchste Bewährung bis in den Tod

Som namentlosen Kampf unserer Grenadiere in Stalmarod

Von Kriegsbildner Herbert Raab-Haupt

Tages-Post

Die Führer-Proklamation an das deutsche Volk

Das zwingende Gebot der Stunde: Die Feinde ist den Feinden an der Weite erkennbar!

Die Führer-Proklamation an das deutsche Volk. Das zwingende Gebot der Stunde: Die Feinde ist den Feinden an der Weite erkennbar! Die Führer-Proklamation an das deutsche Volk. Das zwingende Gebot der Stunde: Die Feinde ist den Feinden an der Weite erkennbar!

Gruppen ihre Aktion nahezu durchgeführt und den bis dahin zusammenhängenden Verteidigungsring des 11. Armeekorps aufzulösen. Vom Kautalus bis zum mittleren Don und am Kubansee stehen unsere Armeen in einzelnen Abwehrkämpfen. Deren Höhe an auf dem Schlängel der Ostfront wurden

Südgruppe der 6. Armee überwältigt

Am 26. Januar wurde über den Don die Südgruppe der 6. Armee überwältigt. Am 26. Januar wurde über den Don die Südgruppe der 6. Armee überwältigt.

Die Feuerprobe des deutschen Volkes

Das europäische Gewissensurteil über die Führer-Proklamation

Zusammenkunft Churchill - Stalin

Moskau, 2. Februar. Wie die türkische Nachrichtenagentur Agence Anatolie berichtet, hat der britische Premierminister Churchill am 31. Januar eine Zusammenkunft mit dem türkischen Staatspräsidenten Cernel in Ankara. Es wurden viele Fragen der türkischen Neutralitätspolitik besprochen.

Die Feuerprobe des deutschen Volkes. Das europäische Gewissensurteil über die Führer-Proklamation. Die Feuerprobe des deutschen Volkes. Das europäische Gewissensurteil über die Führer-Proklamation.

Heldenkampf im Stalingrader Kessel und im Raum von Woronezh gezeichnet

Complexster Anfallungsversuche an der Donestront und im Raum von Woronezh gezeichnet

Was dem Führerhauptquartier, 2. Februar, gibt bekannt: In Stalingrad feht die letzte Bastion der überlegenen Kräfte der Sowjetarmee gegen die überlegenen Kräfte der deutschen Kampfweise. Die Stalingrader Kämpfe sind ein Beispiel für die Überlegenheit der deutschen Kampfweise.

Verluste des Feindes, die planmäßigen Bewegungen der deutschen und sowjetischen Truppen zu lösen, im Raum von Woronezh griff der Feind weiter mit neuen Angriffen an. In der Nacht gelang es ihm, unsere Verteidiger an der Donestront zu überwinden. Die Kampfweise der deutschen Kampfweise.

Starke Kampf- und Sturmangriffe der Sowjetarmee. Starke Kampf- und Sturmangriffe der Sowjetarmee. Starke Kampf- und Sturmangriffe der Sowjetarmee.



Im Viehwaggon Bruck/L. – Shitomir zum Kessel von Kijew vom 27.8. bis 3.9.1941,
zuletzt im russischen Waggon.

Marschbataillon zur Front bei Kijew.





Fussmarode brauchen den Sani.

Unser Funktrupp und 1. Funkwagen (der Verfasser als Funker, 3. von rechts).





Morgengrüsse im Bereich der Pripjetsümpfe. (*Album Mitterecker*)

Abends noch Lagerfeuer.





Im Sumpf gelandete deutsche Messerschmitt.

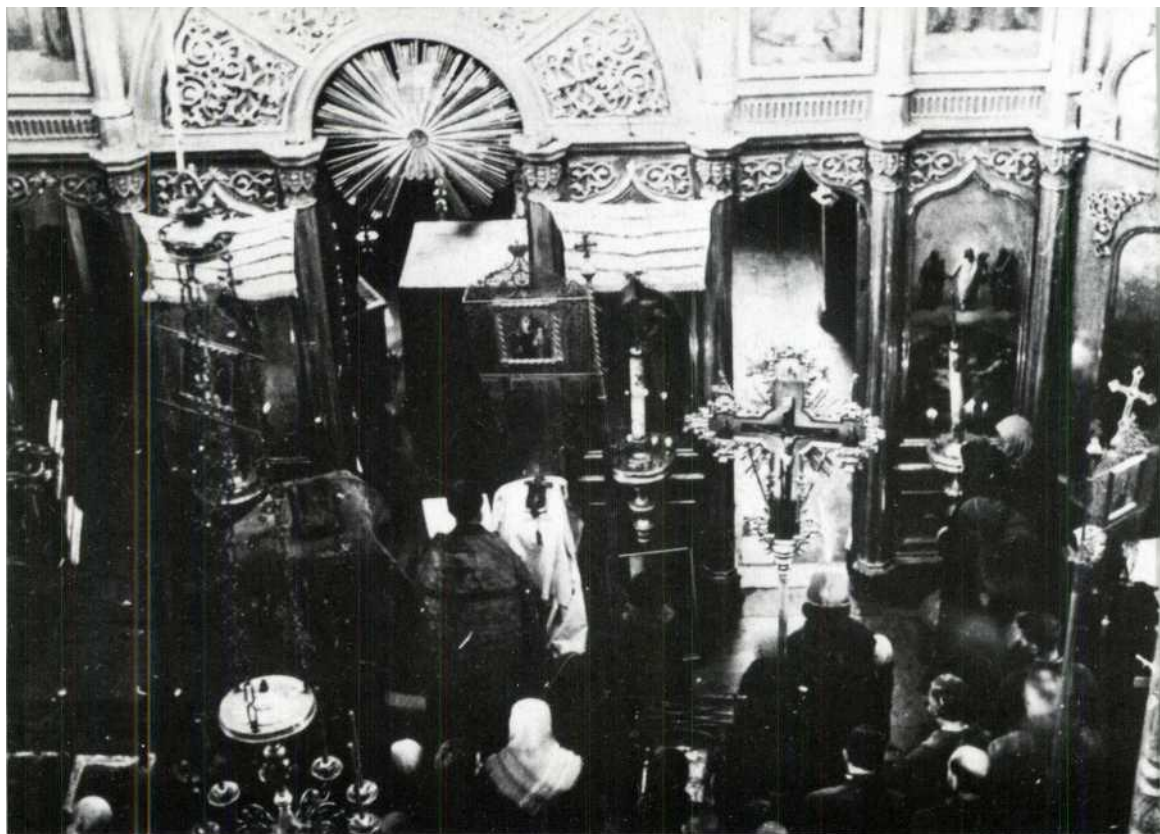
Zerfetzte russische Flugzeuge.



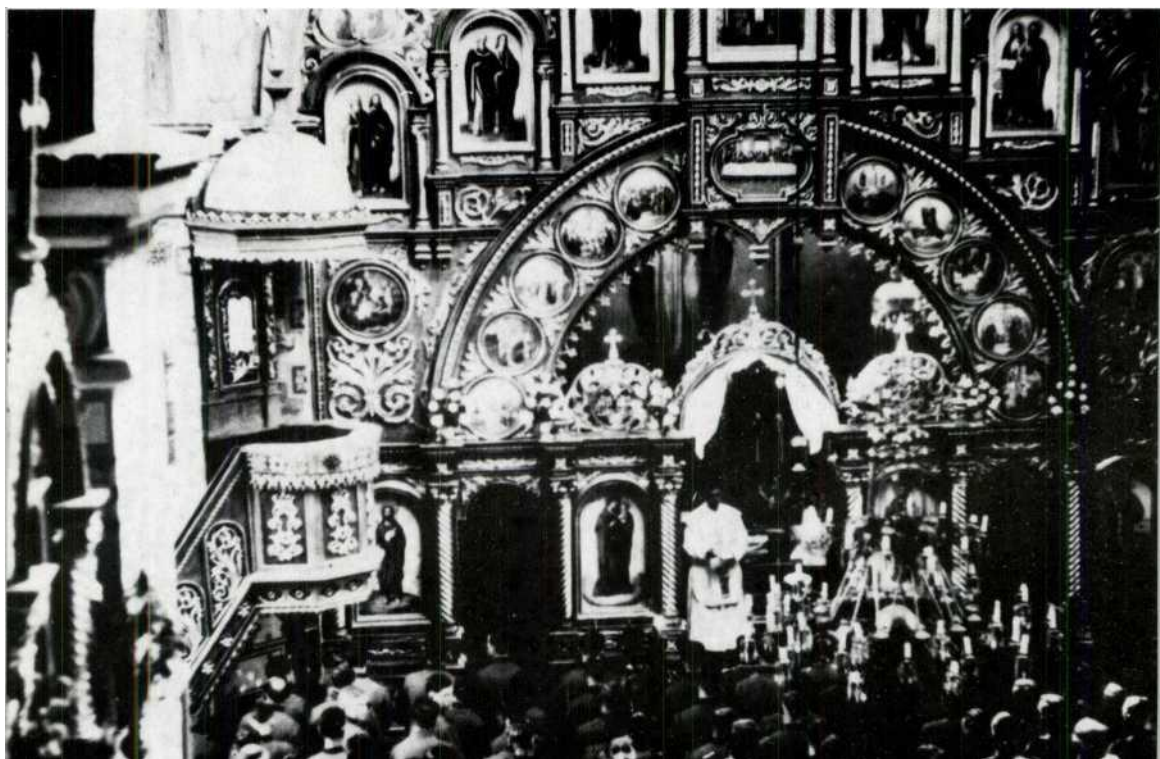


Gornostaipol am Tetarew.





Kirche in der Ukraine. (*Album Mittrecker*)





Stalin hatte die Landbevölkerung in diese Wohnblocks umgesiedelt. Ihre Häuschen mussten sie verfallen lassen.





Durch Dörfer in der Ukraine bis Beresani.





Die erste Kolchose.





Die Ährensammlerin beim Dreschen.



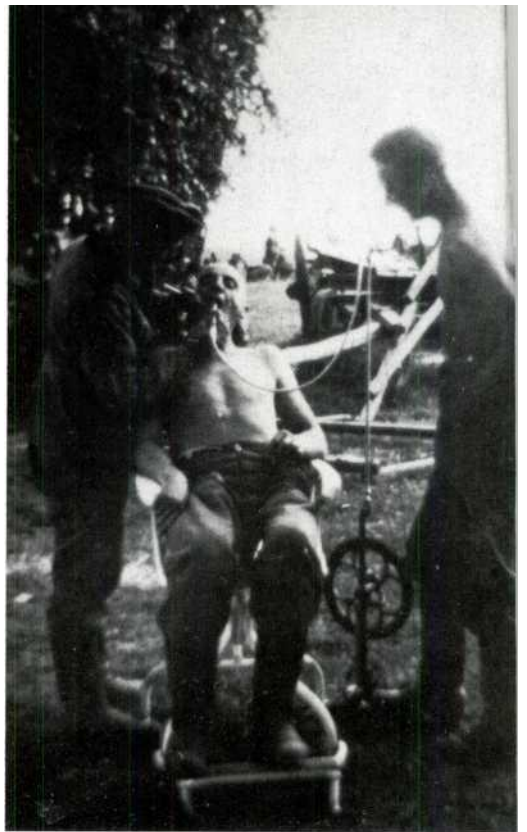


Durch kleine Gemeinden zum Dnjepr.





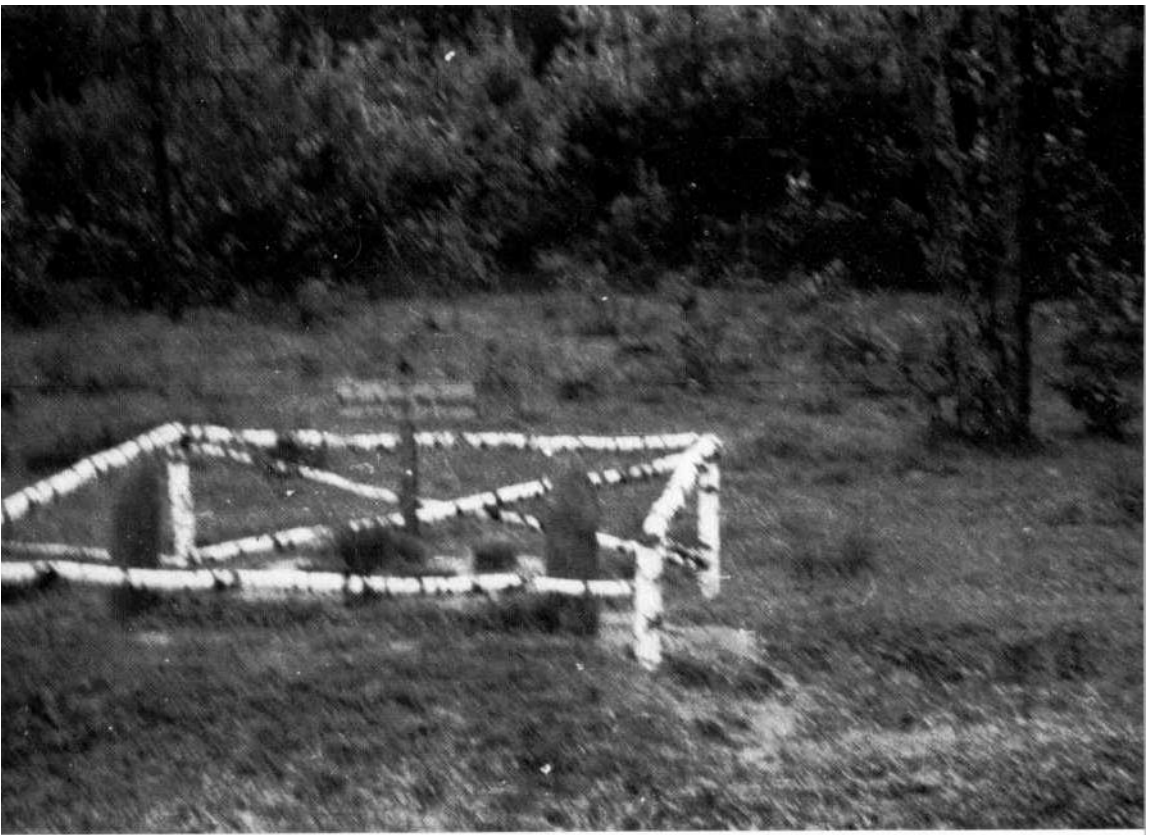
Auch wir mahlten unser Kornmehl.



Auch dieses Übel gab es.

Sie sorgten immer für Sauberkeit. (Fotos: Album Mitterecker)





Deutsches Soldatengrab.

Als das sinnlose Sterben noch «Heldentod» hiess. Bild: 44. Inf. Div.





Rast zur Essensausgabe.

Fieseler Storch, ältere Bauart.





«Fieseler Storch» meldet herankommende Russen. Generalstreifen.

Vorsorge gegen eingeschlossene Russen – Aushebung von Schützengräben durch O.T.-Leute.





Getarnte Abwehrgeschütze.

Unsere getarnte Funkstelle.





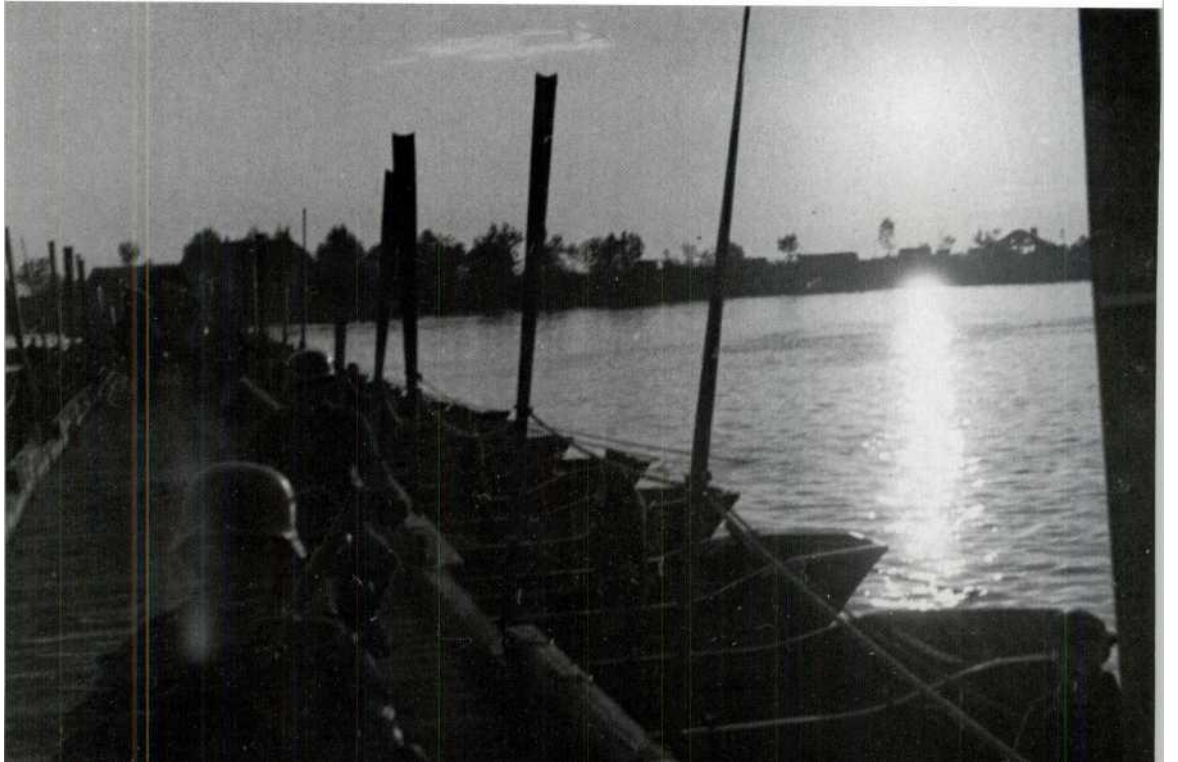
Morgenappell vor Dnjepr-Übergang.

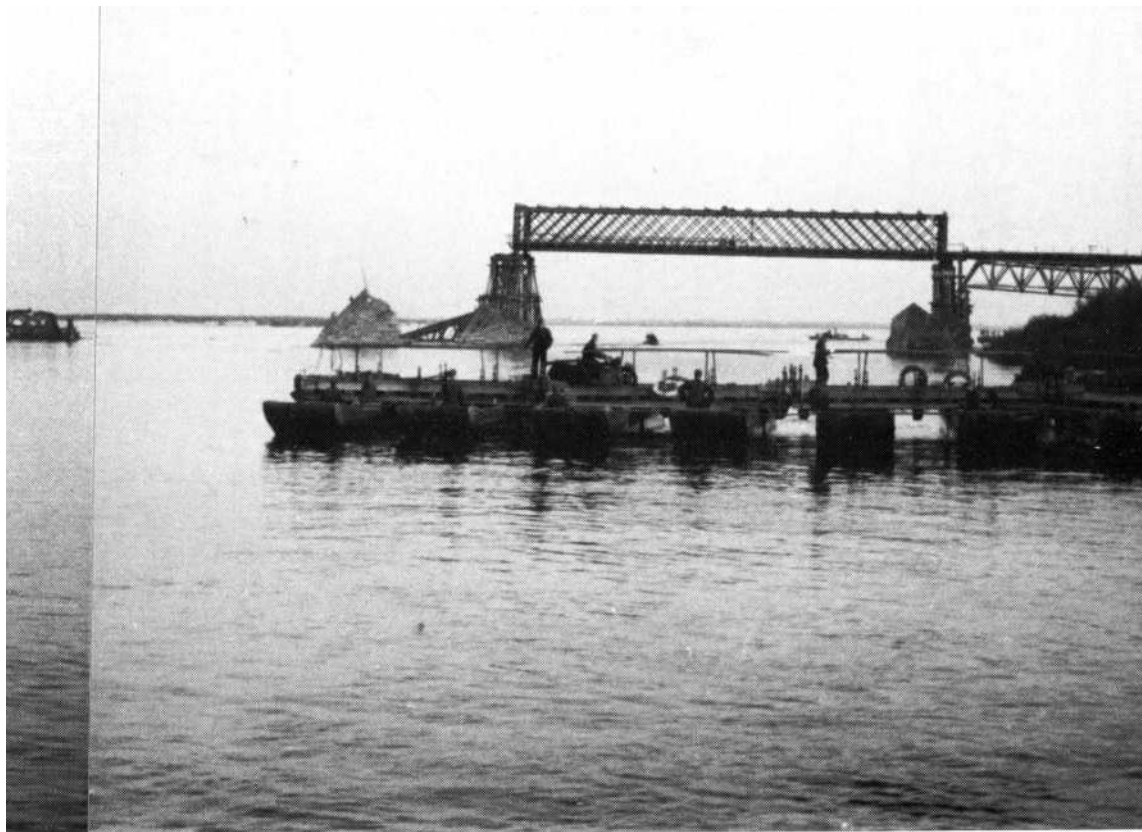
Zum Dnjepr-Übergang nördlich von Kijew.





Die gesprengte Dnjepr-Brücke.





Deutsche Pontonbrücke.





Die apathischen Gefangenen des Kessels von Kijew.





Das Ende der Kesselschlacht um Kijew.





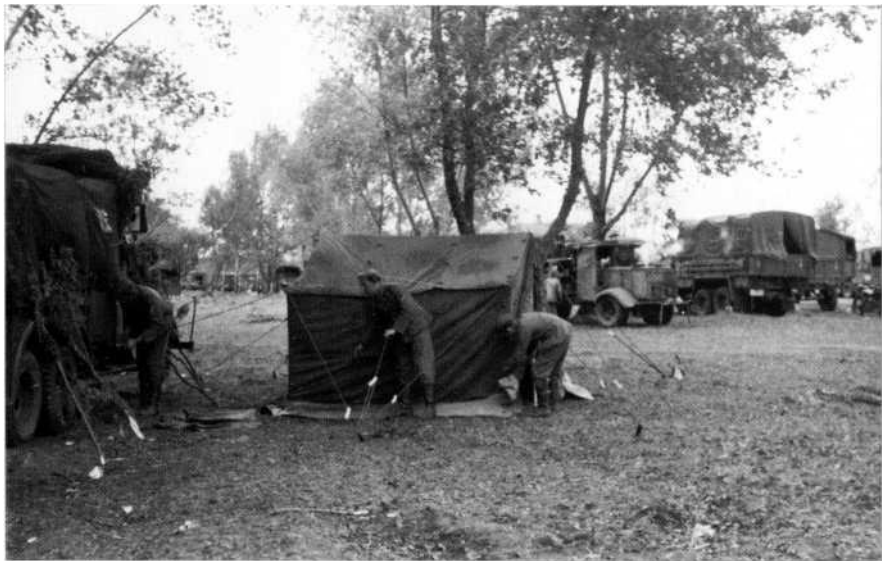
Unsere Infanterie erobert Achtyrka (Buch 44. Inf. Div.)

Unsere noch geschockten Quartiergeber.





Wir übernachteten lieber im Zelt . . .



. . . waren aber erfolgreiche Fischer.





Überall
Kriegsrelikte



Russische
Kriegsgefangene



Regiments-
Funktrupp



Über Nacht entschieden Regen, Dreck, dann Frost bis -21°C und Schnee in mehreren Wellen die Geschehnisse und schützte die geschlagenen Russen. Wir aber hausten bei freundlichen Ukrainern.





(Foto: Beck, Stalingrad)

Nur das Pferd ist noch verlässlich.



Unsere rettenden Quartiergeber.





Für Autos mussten Ochsen her, bis zu 4 Stück.





Hochwasser überall, be-
drohlich und fotogen
zugleich.



Vor uns ein neuer See.

Der Starost (Bürgermeister) sorgt für Quartiere.





Getarntes Geschütz beim Nachbarn.

Unsere freundlichen Quartiergeber.





Als Quartier war es für uns wohl zu klein, es lebten darin jedoch wohl arme, aber zufriedene Menschen.

Auf unseren Wunsch spielten sie gerne Balalaika.





Tatyjana Chorovitzky, die jüdische Helferin der Deutschen Soldaten in Kijew (*Foto: Album Mitterecker*).

Unsere Funkstelle im Anmarsch auf unser Winterquartier in Andrejewka bei Charkow am Donez.



(Foto: Buch 44. Inf. Div.)

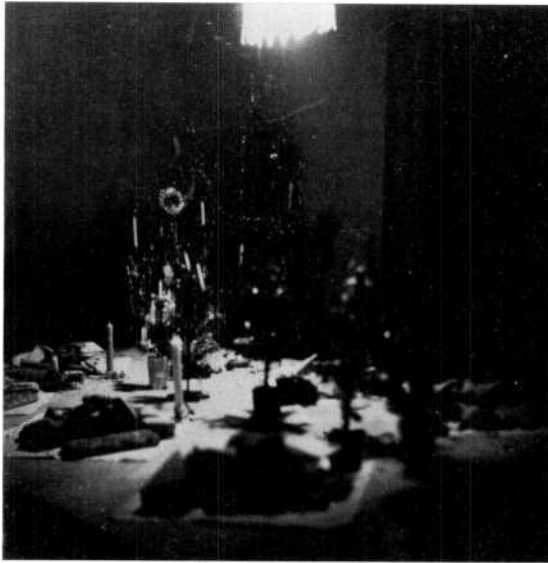


(Foto: Beck, Stalingrad)



Streife im russischen Winter





KRIEGS
WEIHNACHT
1941



Das Kriegsrelikt
mitten in Andre-
jewka



UNSER JAHR DES SCHICKSALS – 1942 – HAT BEGONNEN

Die Neujahrswache 1942



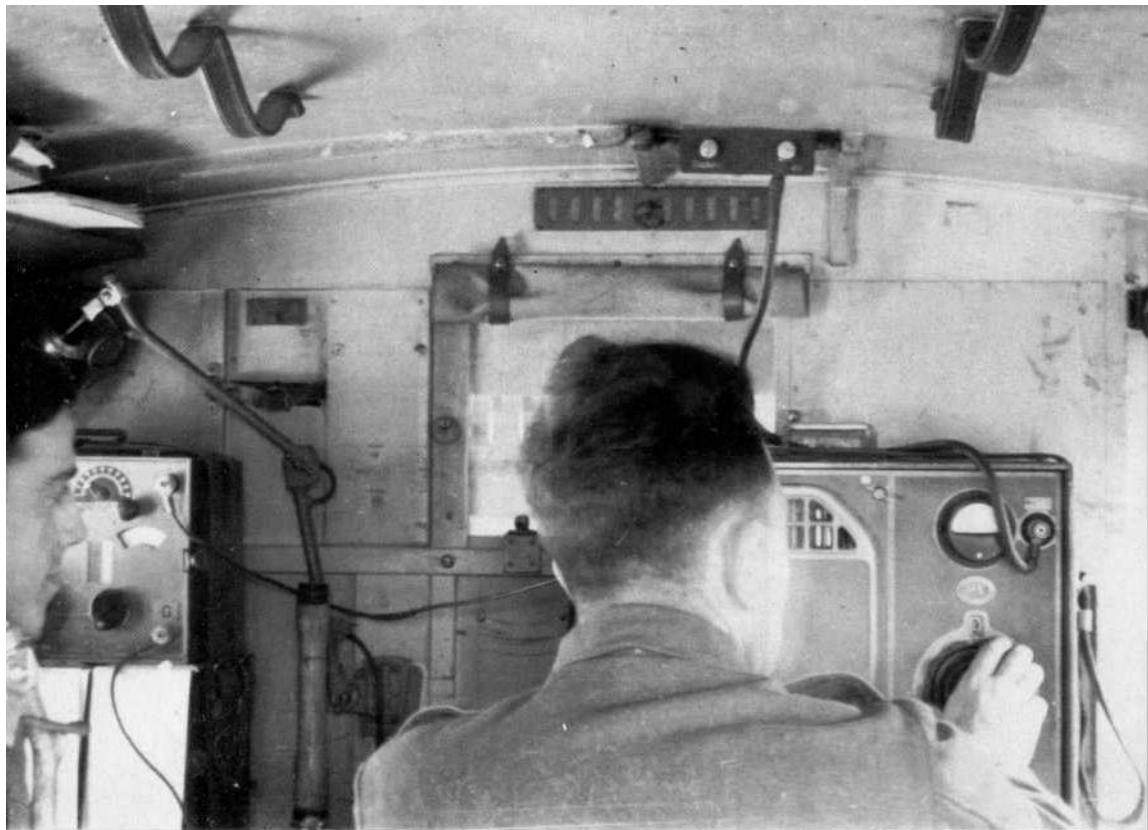


Auch sichere, sonnige Spaziergänge waren möglich.



Unsere Funkstelle war Tag und Nacht besetzt und musste gewissenhaft bewacht werden, auch bei -35°C .





Unsere Funkstelle im Wagen.

Einsame Wache. (Foto: Album Päckert)





Autoreparatur

Kriegerfriedhof in Andrejewka.

